P. O. germ.
1013 fol

<3663502970001O

S

<3663502970001O

Bayer. Staatsbibliothek

Die Jahreszeiten.

Naturbilder

von

Heinrich Noé.

Gürz.
Verlag von Ferdinand Wokulat.
1888.

4F

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Jahreszeiten.

Naturbilder

von

Heinrich Noé.

Görz.
Verlag von Ferdinand Wokulat.
1888.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

	Seite
Bild und Sinnbild. (Ein Gespräch)	1
Winter	33
Was uns eine überfrorene Fensterscheibe offenbart	35
Der Ofen	48
Mistel und Tannenbaum	59
Die Weihnachtswelt	67
Der Geist des Harpagon	78
Der Spalt in der Zeit	94
Magische Weihnacht	100
Das biblische Bild	116
Die Belagerung durch den Eissturm	128
Die Fahrt ins Weiße	140
Antipodie	152
Frühling	163
Februartage	165
Märztage	176
Aschermittwoch	188
Verwandlungen	199
Oster-Fernsicht	206
Frühlingstage im Süden	218
Frühling in der Unterwelt	229
Sommer	245
Mittsommer	247
Blauer Himmel	259

Seite

Mariä Himmelfahrt 267
Sommerhauch 276
Schwüle 288
Unterm Schatten der Kastanien 300
Sommergold und Winterfilber 310
Herbst 323
Simonis und Judä 325
Todtenfrühling 331
Auf den Berg 348
Herbstnebel 359
Nach dem Sommer-Feste 370
Die Jagdzeit 380
Die Todten-Insel 388
Zum andern Ufer 401

Einleitung.

Bild und Sinnbild.

Ein Gespräch.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Am Strande von Abbazia, wo die hellen Wogen des Golfes der Adria, welcher Quarnero heißt, gegen einen von hochwipfeligem Lorbeerwald bedeckten Strand schlagen, ging eine Gesellschaft von Frühlingsgästen auf dem ebenen Wege, der sich längs des Meeres hinzieht. Wie es zu geschehen pflegt, so bewegte sich das Gespräch keineswegs um irgend eines der Schaustücke, welche sich hier ihnen in der Runde darboten. Man sprach vielmehr über allerlei Verhältnisse der Heimat, über Mühe und Sorgen und Dinge, die kleinlich erscheinen konnten, auch ohne Vergleichung mit dem Meere und den Bergen.

Plötzlich unterbrachen die drei Männer ihr Gespräch. Eine Chiozzotische Fischerbarke, an ihren gelben Segeln kennbar, kam nahe ans Land. Die Gesellschaft gab, nachdem sie wahrgenommen hatte, daß die Fischer ihr Netz wohlgefüllt herauszogen, denselben ein Zeichen, daß sie etwas von ihrer Beute zu sehen wünsche.

„Ich kann mir nichts Farbenreicheres vorstellen, als den Anblick eines solchen Fanges," sagte der Ingenieur,

ein lebenslustiger Mann mit blondem Vollbarte, in der Kraft seiner Jahre, der an der Küste mit Anlegung einer neuen Süßwasserleitung beschäftigt war.

Die Chiozzoten bemerkten, daß mit den Herren vielleicht ein gutes Geschäft zu machen war, und schickten einen Kahn mit einem der Ihrigen an den Strand, der die Gesellschaft einlud, mit hinüber auf die Barke zu kommen. Gerade an der Stelle konnte der Kahn gut anlegen. Der Wellenschlag hatte in den Kalkfelsen sich eine Art von Treppen ausgewaschen, über welche die vier Männer hinabstiegen, um in den Kahn zu springen.

Der Ingenieur hatte Recht. Alle Farben schillerten aus den Maschen heraus, die auf dem Boden der Barke ausgebreitet lagen. Jedes Metall war durch seinen Glanz vertreten. Nicht bloß Fischleiber glitzerten, sondern auch Muschelschalen; Algen verbreiteten ihren süßlichen Jodgeruch. Allenthalben regte und rührte es sich von Fangarmen der Tintenfische, von den Füßen und Fühlern der Krebse.

Der Ingenieur zog aus all dem Gewimmel eine fast zwei Fuß lange Stockmuschel heraus.

„Sehen Sie sich diese Schalen an," sagte er, indem er das seltsame Thier seinen Genossen hinhielt. „Wie viel ist auf ihnen zu sehen! Abdrücke von Schalen anderer Thiere, die sich zeitweilig auf diesen angesiedelt haben, Niederschlag von Kalk — sogar Pflanzen sitzen auf ihnen fest! Dieses Thier ist wirklich ein bemooftes Haupt. Ich glaube, wenn man die Erinnerungsfläche eines Menschen abbilden könnte, so müßte sie nicht viel

anders ausschauen: Abdrücke, Eindrücke, Ueberreste, Spuren, die nicht wegzutilgen sind."

Einer der Fischer überwand die Schließmuskeln des großen Schalthieres, indem er einen flachen, kleinen hölzernen Keil zwischen die Klappen trieb. Alsbald klafften diese auseinander, und es kam der schlanke Fuß, der rothe Glanz und der Perlmutterschimmer im inneren Gehäuse zum Vorscheine.

Es kam aber auch noch etwas Anderes.

Plötzlich fiel ein graufarbiger, rundlicher Krebs mit weicher Hautbedeckung heraus.

Alle wunderten sich über diesen Zufall. Der Fischer aber sagte: „Jede dieser Muscheln hat einen solchen in der Herberge. Man weiß nicht, warum."

Das widerwärtige graue Geschöpf wurde alsbald der Gegenstand der Betrachtung.

Der Ingenieur aber sagte: „Auch das gehört dazu. Ich glaube, jeder Mensch hat einen solchen grauen Insassen. Bei diesem schaut er so, bei jenem anders aus. Ohne diese peinliche Mitgift ist kein Haus."

Der Fischer verstand nicht, was der Ingenieur an diesem winzigen Thiere anzustaunen hatte und warum sich die Anderen neugierig um den Fund drängten. Als es ihm erklärt wurde, lachte er laut auf und sagte: „Das ist ja keine Plage für die Muschel. Der Krebs versteckt sich zwischen ihren Schalen, weil er zu weich ist und draußen nicht leben kann. Dafür zeigt er sich dankbar, indem er dem Muschelthiere, welches keine Augen hat, angiebt, wenn von irgend woher ihm eine Gefahr entgegenkommt."

„Ganz wie bei uns," sagte der Ingenieur lächelnd. „Manches Kreuz, das Einer im Hause hat, wird oft noch so betrachtet, als wenn es eine Annehmlichkeit wäre, zum Beispiel — doch ich glaube, es ist besser, wir lassen diese Beispiele."

Als die Gesellschaft wieder auf dem Lande war, sagte einer der Genossen, ein Professor, der den Winter über zur Kräftigung seiner Gesundheit an dieser Küste verweilt hatte: „Mir scheint, unser wackerer Freund hat in seinem Streben, Berührungspunkte zwischen dem Getriebe in der Natur und dem unseres menschlichen Daseins zu finden, diesmal des Guten etwas zu viel gethan. Ich lasse mir noch eine gewisse Symbolik gefallen, wenn ich begabtere Geschöpfe anschaue. Daß der Tiger die Grausamkeit, der Adler hohen Gedankenflug, die Schlange Tücke verkörpern, das gebe ich den Poeten und ihren Gesinnungsgenossen zu. Aber so einfältige, jeglicher Gefühlsregung bare, schleimige Wesen wie die dort, die haben nichts zu sagen und nichts zu bedeuten."

„Die Bemerkung halte ich für ganz und gar unrichtig," sagte der Ingenieur. „Entweder ist Einheit in der Natur, und dann will sie auf unfaßbar mannigfaltige Weise die gleichen Gedanken, Launen, Stimmungen verkörpern, oder es ist eine solche nicht vorhanden, und dann bleiben alle derartigen Anschauungen, mögen sie sich noch so sehr als Tiefblicke ausgeben, nichts als kindische Spielereien."

„Ich muß unserem Freunde Recht geben," bemerkte hier der Dritte, ein Naturforscher, indem er sich an den

Professor wendete. „Das Auffassen des Parallelismus in den Phänomenen der Welt ist eine Gabe, die nicht anders aufzufassen ist als in der Weise, wie sich die alten Völker das Geschenk der Eigenschaften eines Sehers oder Dichters vorstellten. Weil die Biene ein facettirtes Auge hat, so sieht sie Alles in der entsprechenden Weise und baut auch ihre Waben gerade so. Ein Geschöpf mit anderen Augen führt sich seinen Bau anders auf. Freilich scheint auf den ersten Blick das Reich des Neptunus weiter nichts zu sein als eine Anhäufung von Salzwasser mit blöden Thieren, deren Gestaltung nichts abzusehen ist. Wer aber so viel Phantasie hat, daß er in Eiskrystallen Blumen oder Bäume, in den Bildungen der Stalaktiten Menschen, Thiere, Gebäude wiedererkennt — lauter Schemen und Zeichnungsvorlagen, welche die Isis in verschiedenartigem Material, bald in Chlorophyllzellen, bald in animalischen Fasern, bald durch Rhomboëder, bald nur in Dunstbläschen ausführt — der erkennt diese Vorlagen ebenso in den Tiefen des Meeres wieder wie in den Umrissen der Wolken des Himmels und den Kalkspathbildungen in der Nacht der Unterwelt. Uebrigens hat er auch hier die Phantasie des Volkes auf seiner Seite. Diese hat ohne Weiteres schon aus den Fischgestalten eine Menge von Beziehungen herausgefunden. Es giebt einen Sonnen-, Labyrinth-, Zauber-, Drachen-, Altweiber-, Adler-, Fahnenfisch. Auch hat man unter den schleimigen, dummen Wesen, wie sie unser Professor nennt, nicht bloß eine Tabakspfeife, eine Trompete, ein Nashorn, einen Papagei, einen Schmetterling, einen Teufel, einen Wundarzt, sondern

auch einen Himmelsgucker, einen Postknecht, einen Lootsen, einen Angler, einen Betrüger, ja sogar einen Engel aufgefunden."

„Nun da hat die Einbildungskraft der Völker eine schauerliche Arbeit gehabt," sagte der Professor lächelnd.

„Sagen wir vielmehr: gar keine," entgegnete der Naturforscher. „Von nichts in der Welt als von der Fähigkeit, unter der Hülle der Erscheinung den Gedanken zu errathen, dessen Sichtbarwerden eben diese Erscheinung ist, gilt mehr das Wort: „Wenn ihr's nicht habt, ihr werdet's nicht erjagen." Ich möchte das mit der visio beatifica der Mystiker vergleichen."

„Der nüchterne Mensch wird aber doch immer nur sagen, daß derlei Gedankenspiele keinen realen Boden haben," erwiderte der Professor.

„Eine schöne Behauptung das," sagte der Naturforscher, indem er stehen blieb und wie selbstvergessen in das weite Meer hinausschaute. „Also, was ein Defect ist, das soll zur Norm erhoben werden. Wenn ein Landschaftsmaler und ein Bauer neben einander in die Natur hinausschauen, so sieht der Letztere eine Anzahl von Feldern, Bäumen, Wiesen, fließendes Wasser, Anhäufung von Felsen. Das nimmt freilich der Erstere auch wahr, aber noch etwas mehr, und zwar die Hauptsache. Daß der Bauer davon nichts zu verspüren bekommt, kann doch nicht beweisen, daß der Andere übergeschnappt ist. Es ist die alte Geschichte von den „beiden Dragonern":

Vois-tu, dit-il, le soleil qui dore
Les nuages à l'horizont?
Brigadier, répondit Pandore,
Brigadier, vous avez raison.“

Die beiden Begleiter lachten, der Naturforscher aber fuhr fort: „Ich erinnere mich, einmal bei Saint-Beuve eine Kritik über einen Künstler gelesen zu haben, die mir ganz aus meinem eigenen Bewußtsein abgeschrieben vorkam. Dort war ungefähr gesagt, daß der Landschaftsmaler auf die Suche nach Dingen gehe, die er ausdrücken, nicht auf die Suche nach Dingen, die er abschreiben wolle. Ohne daß er etwas davon verspürt, besitzt er in hohem Grade die Eigenschaft, den Gedanken, der in Sachen vor ihm liegt, zu errathen, das Sinnbildliche der Dinge zu begreifen.“

„Insofern lasse ich es gelten,“ sagte der Professor. „Derlei ist aber schon längst vor Ihrem Sainte-Beuve aufgespürt worden. Schon in den Kirchenvätern ist, wenn ich mich recht erinnern kann, irgendwo davon die Rede, daß hinter jedem sichtbaren Geschöpfe irgend etwas versteckt sei. Dieses versteckte Ding hat im Laufe der Jahrhunderte von den Philosophen die verschiedensten Namen bekommen, ohne daß man seiner Erkenntniß nähergetreten wäre.“

„Mit der Erkenntniß wird man in dieser Beziehung auch nie weiter kommen,“ sagte der Naturforscher. „Es ist dies Sache der Anschauung einer, ich möchte sagen künstlerischen, Ahnung. Wenn es Sache der Erkenntniß wäre, so könnte man Jeden derselben zuführen. Der Begriff, daß die Körperlichkeit einer Erscheinung nur

das Sichtbarwerden irgend einer Idee, irgend eines Sinnes ist, welche durch sie verbildlicht werden, wird noch auf lange Zeit den meisten Menschen unzugänglich bleiben. Sie werden die Sinnbildlichkeit einfach leugnen, weil dieselbe von ihrem Begriffsvermögen nicht erfaßt wird."

„Die Menschheit hat aber doch, ohne sich dessen bewußt zu werden, dieses Verhältniß längst anerkannt," sagte der Ingenieur nach einigem Nachdenken. „Sie wissen, ich bin ein geborner Slave und beschäftigte mich in meinen Mußestunden gern mit den anspruchslosen Dichtungen unseres Volkes. Viele derselben kennen ja auch Sie aus Uebersetzungen. Auch seit ich hier bin, habe ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen, mir das eine und andere kleine Lied dieser Strandbewohner aufzuschreiben. Da ist es mir denn aufgefallen, wie immer der gleiche Zug der Stimmung bei jedem Bilde durch das geht, was die Menschen denken und treiben, und durch die Bewegungen der Natur, in welcher sie sich befinden. Man hat die Empfindung, als sei es Demjenigen, der ein solches Lied gemacht hat, vorgekommen, wie wenn der Mensch selber ein Stück Natur, ein vom Erdboden losgelöstes, wandelndes wäre, in welchem aber wegen seiner höheren Ausrüstung die Laune, die im ganzen Bilde steckt, am faßlichsten zum Ausdrucke gekommen wäre. Kann man sich beispielsweise, wenn man eine solche Karstlandschaft anschaut wie da drüben in Veglia, nicht ganz gut vorstellen, daß in dieser verstaubten, durch ihre Schwüle quälenden Umgebung das Hervorbrechen einer kleinen Quelle inmitten des grauen

Feldes den einfachen Menschen ebenso ergreifen muß wie den Knaben im nordischen Walde der Anblick einer Wunderblume?

Habe dir gebracht dies kalte Wasser,
Kaltes Wasser blühet auf dem Felde,
Daß du dir erfrisch'st die weiße Kehle
Und dir wieder stärkst dein Herz, das weiße."

„Der einfache Mensch," bemerkte der Naturforscher, „empfindet diesen Parallelismus in einer Weise, die man sich vielleicht deutlich machen kann, wenn man sich vorstellt, daß auf einem Tische zwei Zithern neben einander liegen, von welchen auf der einen gespielt wird. Dann summen auch in den Saiten der anderen Töne in undeutlichen Schwingungen."

„Wozu braucht man slavische Bauern?" entgegnete der Professor. „Wir haben ja bei unseren gelehrten Dichtern Beispiele genug dieser Art von zweitem Gesichte, das mir übrigens unheimlich vorkommt. Nehmen wir beispielsweise den Vers unseres Lenau:

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstr'e Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her."

„Ich kann unserem Professor nicht Unrecht geben," sagte der Naturforscher, „wenn ihm solche Blicke unheimlich vorkommen. Auch mir erscheint eine derartige Fähigkeit so zu sagen fast als eine pathologische. Im Zustande vollkommenen animalischen Behagens geräth kein Mensch auf solche Gedanken. Es erinnert dies in gewisser Beziehung entfernt an jene Zustände, welche

Yogis und Hellseher im Osten künstlich an sich selbst herbeiführen, wenn sie ihre wirklichen oder vermeintlichen Fähigkeiten ausüben wollen. Auch die griechischen Orakel wissen von solchen Dingen zu berichten."

Der Naturforscher unterbrach sich selbst in seiner Rede, weil er in diesem Augenblicke jenseits des kleinen Brandungsstreifens einen silberblinkenden Gegenstand auf dem Grunde des seichten Wassers liegen sah. Er sprang über den glatten Felsrand auf einen kaum aus dem Wasser herausschauenden Block, glitt aber dabei aus und wäre ins Meer gefallen, wenn ihn nicht der Ingenieur mit festem Arme gehalten hätte.

Nachdem er sich über die Flut vorgebeugt hatte, erkannte er die Schale einer Tellina, die von der Meeresbewegung so abgerieben war, daß eine Perlmutterlage sichtbar wurde. Er langte mit seinem Stocke danach, berührte aber, vom Wasser getäuscht, die unrichtige Stelle. „Nun," sagte er nach einer Weile, „da haben wir gleich wieder etwas, wodurch uns der Gang zu den pathologischen Poeten erspart wird. Nehmt euch einmal die drei Wörter her: Fehltritt, Brandung, Brechung. Ich habe auf diesem Felsen einen Fehltritt gemacht, man kann solche aber auch dort machen, wo von einem Fuße nicht die Rede ist. Brandung kommt von einem Worte her, welches ursprünglich eine wimmelnde Bewegung bedeutet und zunächst auf die Thätigkeit einer Flamme, das Brennen, angewendet wird. Die Brechung des Lichtstrahles aber, die mir aus dem Wasser heraus eine unrichtige Stelle angab, ist ein Vorgang, der mit dem Abbrechen eines festen Gegenstandes bloß eine dichterische

Aehnlichkeit hat. Da habt ihr also die Sprache selbst, welche dichtet, indem sie in Erscheinungen, welche so wenig mit einander gemein haben wie das Feuer mit dem Wasser, den einheitlichen Grundgedanken aufspürt."

„Das heißt wohl nichts Anderes," bemerkte der Professor, „als daß eine Menge von Wörtern zugleich einen concreten und einen abstracten Sinn haben. Wenn man den letzteren ausdrücken wollte, müßte man doch nach irgend einer sinnlichen Anschauung greifen. Denn aus der Luft heraus kann man keine Gedankenverknüpfungen und Bezeichnungen ziehen."

„Wir führen einen Wortstreit," entgegnete der Naturforscher. „Das, was unser Professor sagt, ist selbstverständlich in seiner einfachen Bedeutung wahr, aber auch in übertragener — gerade so wie das Verhältniß selbst, von dem er spricht. Deßwegen habe ich doch ein Recht, jenem Triebe des Unbewußten, welcher die Sprache geschaffen hat, dichterische Fähigkeit zuzuschreiben."

„Ich glaube allerdings, daß sich in dieser Fähigkeit der Sprache eine auffällige Hindeutung auf das Verhältniß zwischen der äußeren Erscheinung der Dinge und ihrer Bedeutung bemerklich macht," sagte der Ingenieur. „Es wird aber selbst dem einfachsten Menschen diese Wahrnehmung gar leicht gemacht. Nehmen wir beispielsweise jene hundertmal gehörte Vergleichung her, welche den Morgen mit der Jugend, den Mittag mit den reiferen Jahren, den Abend mit dem Alter eines Menschen zusammenstellt, oder jene andere Vergleichung, welche dies mit dem Wechsel der Jahreszeiten in bildliche Berührung bringt. Kann es etwas Näher-

liegendes geben? Oder braucht man einen Dichter wie Dante dazu, um in den Wegen durch den finsteren Wald die Irrpfade unseres menschlichen Daseins, in den wilden Thieren die rohen Triebe wieder zu erkennen? Giebt es nicht eine Art Symbolik der Farben, die unbewußt Jeder anerkennt?"

II.

Während die Männer längs des Strandes dahingingen, glitzerte das leicht bewegte Meer. In der Ferne war, trotz des wolkenlosen Himmels, Alles in einem undeutlichen Sonnenflitter aufgelöst. Man sah weder den hohen Berg von Ossero, noch irgend eines der Klippen-Eilande, welche bei deutlicher Beleuchtung zu anderer Zeit dort den Gesichtskreis des Meeres unterbrechen. Der Ingenieur machte die beiden Anderen darauf aufmerksam.

„Dieser Nebel ist wohl das Sinnbild der Mystik?“ bemerkte der Professor lächelnd.

„Gewiß ist er es,“ entgegnete der Naturforscher. „Niemand hat dies vielleicht treffender ausgedrückt als ein Poet unserer schwäbischen Schule:

Durch des Waldes offne Lücken
Schauen blaue Bergesrücken
Kennbar kaum, aus fernstem Duft.
Sind sie Körper? Sind sie Luft?

Dorthin träum' ich, sind einander
Geist und Ferne doch verwandter!
Aus der Ferne — Wunder wie!
Taucht das Reich der Phantasie.“

„Es ist gewiß richtig," bemerkte der Ingenieur, „daß der Phantasie durch theilweise Bedeckung oder Verhüllung der Gegenstände weit mehr Anregung gegeben wird als durch die blanke Aussetzung der Gegenstände in das Tageslicht, in den unmittelbaren Bereich unseres Befühlens und Hintastens. Wenn ich mich an jenes Stück der Tellina-Schale erinnere, der ich meinen Fehltritt von vorhin verdanke, so muß ich sagen, daß auch sie durch die Hülle des klaren, beweglichen Wassers gewiß an verlockendem Glanze gewonnen hatte. Der Gegenstand wurde durch diese Hülle gehoben, im optischen Sinne wie im übertragenen — welcher letztere Ausdruck, nebenbei gesagt, wieder ein Beispiel des Doppelgesichtes der Sprache abgiebt."

„Es ist wirklich merkwürdig," bemerkte der Professor, „daß dieser Parallelismus — den ich übrigens wie alle Philosophie für Poesie halte — seit Jahrtausenden in den Köpfen der Völker festsitzt und durch keinen Wandel der Religion, durch keinen Wechsel der Weltanschauung verbannt werden kann. Allerdings giebt es nebenbei auch, besonders in unseren gebildeten Klassen, sehr Viele, die davon nichts wahrnehmen zu können behaupten, weil . . . ."

„Weil es auch Leute giebt," unterbrach ihn der Naturforscher, „welche die Verfinsterung unseres Planeten durch den vor der Sonnenscheibe vorüberziehenden Mond für eine Sonnenfinsterniß erklären, während es doch in Wirklichkeit eine Erdfinsterniß ist. Anstatt sich an ihren Intellect zu halten, halten sie sich an die Gegenstände,

die ihnen bedeutungslos erscheinen. Doch ich habe Sie in meinem Eifer unterbrochen."

„Ich wollte nur sagen, lieber Freund," fuhr der Professor fort, „daß es solche Eifrige immer gegeben hat. Niemand kann ableugnen, daß es Pantheismus ist, zu dessen Verfechter Sie sich da machen. Aber auch die neutestamentlichen Apostel, die doch bessere Monotheisten waren, als wir alle miteinander, sahen nicht etwa nur in Gegenständen, sondern auch in Ereignissen doppelseitige Erscheinungen. Was in der Geschichte des alten Testamentes vorgeht, ist für sie nicht etwa nur ein Geschehniß, sondern auch ein Symbol."

„Wer weiß, ob es sich mit den Handlungen von uns, die wir keine Patriarchen und Könige der Juden sind, nicht gleichmäßig verhalten kann?" sagte der Naturforscher.

„Oh, lieber Freund, das geht aber zu weit! Mir eine solche Wichtigkeit beizulegen, dazu bin ich in der That zu bescheiden."

Der Naturforscher hörte die letzten Worte nicht mehr recht. Er hatte soeben jenseits einer aus Findlingsteinen aufgebauten Mauer, welche einen aus Oel- und Lorbeerbäumen bestehenden Hain einfriedete, einen großen Schmetterling bemerkt, welcher ihm eine Erwerbung für seine Sammlungen zu sein schien.

Eben war er im Begriffe, sich mit der linken Hand auf einen der grauen Kalksteine zu stützen, um sich über die niedrige Mauer hinüberzuschwingen, als ihn der Ingenieur am Rocke zurückhielt.

„Es scheint," sagte er, „ich muß heute abermals bei Ihnen den Retter spielen."

Erstaunt wendete sich der Naturforscher um.

„In diesen Gegenden," sagte der Ingenieur, „gibt es so viele Hornvipern, daß man Vorsicht nie außer Acht lassen darf. Diese Thiere halten sich vornehmlich, wenn die Sonne warm scheint wie heute, auf Steinen auf, in deren Höhlungen sie sich sonnen. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß Jemand, der eine solche Mauer anfaßte, von einem dieser Thiere gebissen wurde, von welchem er nicht einmal den Kopf aus einem Zwischenraume hervorschauen gesehen hatte."

„Mag dem sein wie immer," entgegnete der Naturforscher lächelnd, „so viel ist gewiß, daß wenigstens der Schmetterling Ihrer Warnung sein Leben verdankt. Sieh, dort flattert er schon unerreichbar zwischen den Wipfeln des Lorbeerbaums."

„Ich hätte nicht gedacht," bemerkte der Professor, „daß diese gefährlichen Thiere in einer so belebten Gegend noch häufig seien. So viel ich weiß, ziehen sie sich überall dort zurück, wo ihnen der Mensch mit seiner Arbeit in den Weg kommt."

„Das ist allerdings richtig," erwiderte der Naturforscher. „Was immer auch unser lieber Freund sagen möge, so bin ich doch fest überzeugt, daß die Bestie an diesem Strande, wo so viele Wohnstätten stehen, sich viel seltener sehen läßt als da drüben auf den öden Steinflächen der Inseln."

„Das kann ich aus Erfahrung, die ich mir während meines hiesigen Aufenthaltes gesammelt habe, bestätigen,"

sagte der Ingenieur. „Sehen Sie da drüben das Felseneiland des heiligen Marcus? Niemals setzt ein Mensch einen Fuß auf dasselbe. Dort wimmelt es von Giftschlangen. Gesittung und Feldbau, menschliche Arbeit verscheuchen dieselben. Sehen Sie dort unten den Berg, der im Süden aus den Wellen emporragt? Es ist der Berg des heiligen Gaudentius, welcher das Bisthum Ossero gründete. Ihm rühmt die Sage nach, daß er durch einen Segenspruch sämmtliche Vipern von jenem Strande verbannt hat. Vielleicht ist der Sinn dieser Sage kein anderer, als daß durch den Einzug des Ackerbaues und der menschlichen Kunstfertigkeit die gefährlichen Bestien verscheucht und vernichtet wurden."

„Möglich, daß es so ist," entgegnete der Naturforscher. „Unter allen Umständen sehen wir aber auch hier wieder dem Parallelismus der Dinge ins Gesicht. Auf der einen Seite erscheint das Zurückweichen der verderblichen Bestien als ein ganz einfacher Vorgang, welcher sich durch die Lebensbedingungen erklärt. Auf der andern aber tritt uns ein Bild nahe: Es ist die Kraft des Geistes und seiner in der Gesittung sichtbar werdenden Erzeugnisse, vor welcher der finstere Feind zurückweicht. Die Gesittung verscheucht die Bestien. Wir haben eine jener Wahrnehmungen vor uns, welche wie eine Brücke auf zwei Ufern aufsteht, einem natürlichen und einem transscendenten."

Die Männer setzten eine Weile ihren Weg fort, beschäftigt von den Gedanken, welche mit den letzten Worten angeregt wurden. So gelangten sie zu einem Pinienhaine, von dessen Rande ihnen geschmückte Land-

häuser und weiße Kirchen entgegenschimmerten. Durch die Zwischenräume zwischen den Stämmen des lichten Waldes schauten sie auf das blaue Meer und in den Himmel. Es war wie eine Ahnung eines höheren Zustandes der Welt, welcher emportaucht, wenn die dornigen Wildnisse und die Giftrachen heimtückischer Feinde überwunden sind. Es war jener Zustand, den Dante im Purgatorio erblickte, als er den Strand von Chiassi vor sich sah:

Begierig schon, zu späh'n umher und innen
Im göttlichen, lebend'gen, dichten Wald,
Der sanft das Frühlicht milderte den Sinnen,
Verließ ich das Gestad' nun alsobald,
Um langsam, langsam in das Feld zu treten,
Auf einen Grund, dem ringsum Duft entwallt.
Von einem Lüftchen, einem sanften, stäten,
Ward leiser Zug an meiner Stirn erregt,
Nicht mehr, als ob mich Frühlingswind' umwehten.
Er zwang das Laub, zum Zittern leicht bewegt,
Sich ganz nach einer Seite hin zu neigen,
Wohin der Berg den ersten Schatten schlägt;
Doch nicht so heftig wühlt er in den Zweigen,
Daß es die Vöglein hindert, im Gesang
Aus grünen Höh'n all' ihre Kunst zu zeigen.
Verborgen zwischen Laub, in freud'gem Drang,
Frohlockten sie ihr Morgenlied entgegen,
Wozu, begleitend, Laubgeflüster klang.
So klingt's, wenn Zweig um Zweige sich bewegen
Im Pinienwald an Chiassi's Meergestad,
Sobald sich des Scirocco Schwingen regen.

Der Professor war es, welcher auf diese Verse des Dante angespielt hatte, ohne sie jedoch aus dem Ge-

dächtnisse so ausführlich wiedergeben zu können, wie es hier geschehen ist.

„Man muß zugestehen," sagte der Naturforscher zum Ingenieur, „daß in der Anerkennung des Parallelismus zwischen den Vorgängen in der Natur und denjenigen in der unsichtbaren Welt eine Art von heidnischem Cultus liegt. Nur die Inder und die antike Welt sowie unsere heutige Philosophie, soweit ihr eine pantheistische Ader zukommt, hat einen Anhauch davon. Die monotheistischen Systeme mit ihrer Trennung des Körpers vom Geiste können sich nicht entschließen, dem, was sie das „Creatürliche" nennen, eine derartige Bedeutung einzuräumen."

„Das ist richtig," bemerkte der Professor. „Ein heidnischer Römer war es beispielsweise auch, welcher dieses Verhältniß bei der Sprache, dessen wir vorhin erwähnten, ganz deutlich bezeichnete. Quintilian ist es, welcher sagt: ‚Paene jam quidquid loquimur, figura est.'"

„Ich habe meine Bedenken gegen diese Behauptung, wenigstens insofern sie das Christenthum betrifft," bemerkte der Ingenieur. „Ich möchte behaupten, daß die Griechen beispielsweise von dem inneren seelischen, verwandtschaftlichen Zuge, der das Wesen der Dinge und ihre Erscheinung verbindet, nicht den richtigen Begriff hatten. Die Bilder in der griechischen Poesie treffen selten dieses innerliche Band, sie halten sich an Aeußerlichkeit. Ihre Allegorien erscheinen mir zu willkürlich. Wenn Alcaeus Veilchen mit den Locken der Sappho vergleicht oder diese Dichterin selbst beim Anblicke einer Rose an Aphrodite denkt, von deren Blute

dieſe Blume gefärbt worden iſt, ſo ſind das Vergleichungen, bei welchen Dinge gegen einander hingezerrt werden, die nichts mit einander zu ſchaffen haben. Das echt dichteriſche Bild muß in ſeinem Weſen eine Metapher ſein, und die Metapher iſt nichts Anderes als die ſofort in die Augen ſpringende Beziehung einer phänomenalen Erſcheinung auf eine unſichtbare. Wenn ich zum Beiſpiele von einem Menſchen ſage, er habe ein ſonniges Gemüth, ſo wird Jeder alsbald dabei an einen hellen Himmel denken, wie er uns in dieſem Augenblicke überſtrahlt — obwohl der Himmel noch weiter vom Menſchen abliegt, als das Veilchen von der Haarlocke. Wenn ich ſage, ein ſolcher Spaziergang wie der heutige ſei eine Quelle anregender Gedanken, ſo giebt der Anblick des Waſſers, welches dort, aus dem Felſen hervorquirlend, über den Stein ins Meer hinabfließt, die entſprechende Verdeutlichung in der Sinnlichkeit dazu."

„Sollte wirklich das Chriſtenthum in dieſer Hinſicht mehr pantheiſtiſch fühlen als die heidniſche Poeſie?" ſagte lächelnd der Naturforſcher.

„Erinnern Sie ſich," fuhr der Ingenieur fort, „an ſo manchen alten Codex, an ſo manches Meß- oder Gebetbuch des Mittelalters? Schauen Sie ſich einmal die Vignetten und Initialen an. Mit welcher wunderbaren Symbolik bewegen ſich die Geſtalten, ranken ſich die Blumen, ſetzen ſich die Farben aller ſichtbaren Gegenſtände der Erde zuſammen, um in dem Leſer eine Stimmung zu erzeugen, welche mit dem Geiſte des Geſchriebenen zuſammenklingt! Denken Sie an jenen wunderſamen Orpheus des Mittelalters, jene Geſtalt,

in welcher sich die Poesie der Kirche verkörpert wie in keiner andern, an den heiligen Franciscus von Assisi. Ist sich jemals ein Pantheist seiner Zusammengehörigkeit zu allen Erscheinungen der Schöpfung in gleicher Weise bewußt geworden wie jener Einsiedler des Berges Alvernia? Wer hat in gleich enthusiastischen Worten die Klarheit der Wellen, die Schönheit der Blumen gepriesen, wer hat Bäume umarmt und mit den Thieren des Feldes gesprochen? Von wem erzählt die Ueberlieferung, daß ihm alles Lebendige entgegenging, daß ihn die Cicaden und Nachtigallen mit ihren Stimmen begrüßten? Er war der wirkliche Magico Prodigioso, und was Pindar von jenem Vater der Gesänge erzählt, ist noch wenig in Vergleichung zu dem Mitgefühle, mit welchem sich der Eremit eins fühlte mit dem Lebensstrome, der die Welt durchzieht."

III.

Die letzten Worte sprach der Ingenieur mit außerordentlicher Wärme. Seine beiden Genossen wollten keinen Mißton hervorrufen, indem sie etwas sagten, was diese Stimmung gestört hätte.

Seltsam — sie bewegten sich nunmehr in einer Umgebung, welche auf das Bild hindeuten mochte, das ihr Genosse selbst von dem Hintergrunde entworfen hatte, vor welchem sich das Leben des toscanischen Sehers abspielte.

Die Sonne war mittlerweile hoch gestiegen, und der Glanz des Mittags rückte über das Meer herauf. Die Blüthen der Granatbäume, welche hier und da über die Mauern der Pflanzungen hervorschauten, blendeten fast mit ihrem Roth. Goldige Falter flogen durch die hohen Pappelrosen. Die Cicaden, welche die Hitze lieben, erhoben ihre Stimmen. Und damit auch kein Glied der Vergleichung fehle, die zahllosen Nachtigallen, deren Gesang sie schon während des ganzen Morgenganges begleitet hatten, setzten ihre Lieder fort.

Ohne daß ein Wort gesprochen wurde, empfanden sie die Nachwirkung dessen, was vorhin gesagt worden war.

Nach langer Pause sagte der Naturforscher: „Ich glaube, hier eine Bemerkung machen zu dürfen, welche im Zusammenhange steht mit den wundersamen Beziehungen, deren Oberfläche wir vorhin gestreift haben. Oft, wenn ich in dieser Jahreszeit durch eine Gegend gegangen bin, welche das Begriffsvermögen der Menge als wild oder als unschön bezeichnet, habe ich darüber gestaunt, wie zu bestimmter Frist in Farben und in Tönen sich ihre Wesenheit enthüllt. Wie es sogenannte häßliche oder unregelmäßige Gesichter giebt, die mit einem Male seelisch aufleuchten und damit eine Wirkung hervorbringen, die der untadelhaften Schönheit gänzlich versagt bleibt, so kenne ich auch Landschaften, aus denen unverhofft eine Offenbarung hervorglänzt. Jene Gesichter sind diejenigen, welche die nachhaltigsten Leidenschaften erregen, und diese Landschaften sind Naturschaustücke, von welchen der oberflächliche Beobachter sich zurückgestoßen fühlt, die aber Denjenigen immer wieder aufs Neue anziehen, welcher sie einmal in einer dieser Offenbarungen gesehen hat. Nehmen wir so manche dieser Karstengegenden. Sie werden uns geschildert als bleiche Wüsten, über deren Felsen nichts Anderes zu sehen ist als der Schatten der Wolken, der langsam über das blendende Gestein dahinwandelt. Die eisigen Stürme des Winters, die Dürre und die Hitze des Sommers lassen auf den verwüsteten Gründen kein anderes Wachsthum aufkommen als trockene, holzige Pflanzen mit lederharten Blättern. Nun gehe aber Einer in diesen Tagen über solche Wüsten-

gründe. Die nämlichen Pflanzen, die sonst stachelig und unerfreulich zwischen den Steinen stehen, blühen in wundersamen Farben, und die verdichteten Säfte, die als flüchtige Oele zwischen ihren Geweben stecken, hauchen einen Duft aus, der den Gewächsen mit wässerigen Krautstengeln und mürben Blättern gänzlich versagt bleibt. Kein Garten künstlich gepflegter Blumen riecht so wie diese Felseneinöde, wenn sie von der Hitze angeregt, auszuhauchen scheint, was ihr innerster Inhalt ist. Dann überkommt uns in der Wüste eine andere Regung, und die blendende Weite ihrer Gesichtskreise, von deren Rande hier und dort das tiefe Blau des Meeres herüberscheint, ergreift uns in einer Weise, wie es keine Pflanzung thut, die nützlichen Zwecken gewidmet ist. Man verspürt den Hauch des Geistes, welcher vorüberweht. Dann erhebt sie ihre Stimme in den Kehlen ungezählter Nachtigallen. Wer das einmal verspürt hat, dem hat sich der Genius dieser Wüsten enthüllt, gleich wie aus dem, nach ästhetischen Linien gemessen, unschönen Gesichte, so oft die Strahlen eines warmen Gemüthes oder eines dem Schönen nachsinnenden Geistes aufblitzen."

„Derlei Aehnlichkeiten," entgegnete der Ingenieur, „findet man allenthalben, wenn man nicht stumpfsinnig in das Wesen der Dinge hineinschaut. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß sämmtliche Gestalten nur Erscheinungsformen eines einzigen Ganzen sind. Jede Erscheinung muß so betrachtet werden, als wäre sie eine Fabel, durch deren Erzählung irgend eine Wahrheit klargelegt wird."

„Diese Anschauungsweise," bemerkte der Professor, „wird doch immer Gefühls- und nicht Verstandessache sein."

„Selbstverständlich," antwortete der Naturforscher lächelnd. „Denn Poesie findet nur der, welcher sie selbst besitzt."

„Man hat oft gesagt," bemerkte der Ingenieur, „daß entweder Alles Zufall ist oder gar nichts. Ich glaube, jeder vernünftige Mensch, möge im Uebrigen seine Metaphysik sein welche immer, wird diesen Satz unterschreiben, Wenden wir ihn auf den Gegenstand an, von welchem wir eben sprechen, so sage ich: Warum sollen denn nur einzelne, bestimmte Erscheinungen in der Natur für uns eine Hinweisung oder Sprache sein, die deren seelischen Inhalt enthüllt, und wieder andere nicht?"

In diesem Augenblicke schlug eine Nachtigall, die neben dem Wege auf dem Aste einer wolligen Eiche saß, ihr Lied an. Das Gespräch stockte. Die Töne waren jubelvoll, dazwischen aber klang es wie ein Jammern oder Schluchzen — ein ganz seltsames Gemenge von Freude und Schmerz.

„Dieser Vogel kommt mir zu Hilfe," sagte der Ingenieur. „Alle Dichter sagen, daß aus seinen Klängen das Wesen des Frühlings spräche. Warum nicht auch aus jener Flechte auf dem Steinblocke dort, welche mit ihren Haftwerkzeugen die Oberfläche des Felsens mürbe macht, daß auf ihr später schönblumige Pflanzen wurzeln können? Warum nicht in den Hutquallen, deren veilchenblau gesäumte Glocken ich dort im lichten Wasser neben dem Felsen herumschwimmen sehe, nachdem sie aus der

lichtlosen Tiefe emporgestiegen sind? Warum nicht in den hochrothen Blüthen des Judasbaumes, die dort aus dem schmutzig gewordenen Grün des Oelwaldes hervorschimmern? Warum nicht in dem lauen Winde, der über das Meer daherweht? Die Botanik, die Meteorologie wird das freilich auf ihre einfache sogenannte Weise zu erklären wissen. Mit dieser Erklärung aber thut sie nicht mehr, als etwa der Physiolog thäte, welcher mir eine schöne Rede dadurch erläutern wollte, daß er mir die Bewegungen aller der Mund- und Halsmuskeln nachweist, durch welche das Aussprechen der Vocale und Consonanten zusammenkommt. Alles das sind verschiedenartige Ausdrücke einer Idee und meine Sinne die Boten, durch welche mir diese Ausdrücke vermittelt werden."

„Was den Gesang der Nachtigall anbelangt," erwiderte der Naturforscher, „so entsteht er allerdings nur aus geschlechtlichen Antrieben. Aber eben diese Antriebe, welche unter allen die mächtigsten sind, erinnern an die mystische Verbindung, welche auf der Welt das Leben mit dem Schmerze eingegangen ist. Die Wollust der Creatur, sagte der alte Weise, ist mit Traurigkeit gemengt. Es klingt eine Ahnung heraus, daß es mit all dieser Freude einmal ein Ende nehmen muß. Die romantische Poesie ist es, welche dieses zweite Gesicht am beredtesten zu schildern weiß. Ich erinnere mich der Verse eines Poeten dieser Schule:

Hörst du nicht die Quellen gehen,
Zwischen Stein und Blumen weit?
Nach den stillen Waldesseen,

Wo die Marmorbilder stehen,
In der schönen Einsamkeit?

Von den Bergen sanft hernieder
Weckend die uralten Lieder,
Steigt die wunderbare Nacht;
Und die Gründe glänzen wieder,
Wie du oft im Traum gedacht.

Und die Nachtigallen schlagen,
Und rings hebt es an zu klagen,
Ach, von Liebe todeswund,
Von versunkenen schönen Tagen;
Komm, ach komm zum stillen Grund."

„Ich will den Romantikern nicht absprechen," sagte der Professor, „daß sie ein besonderes Verständniß für das haben, was wir hier den Inhalt, den Gedanken oder die Laune der Natur nennen. Aber auf die Gefahr hin, als Schulfuchs dazustehen, muß ich doch bemerken, daß unseren alten Hellenen solche Auffassungsfähigkeit keineswegs abgegangen ist. Schon früher ist es mir wie ein Blitz durch den Kopf gefahren, daß ich schon einmal in dieser Landschaft gegangen bin, nämlich als Knabe mit dem alten Sophokles. Damals war es der attische Hain von Kolonos. Auch dort blaute das Meer durch die Oelbäume, auch dort „wimmerte" die Nachtigall aus den grünen Zweigen ihr süßes Lied. Ihr könnt es dort nachlesen. Es ist einfacher, aber vielleicht schöner als der etwas weinerliche Erguß jenes Romantikers. Und, was das Meer anbelangt, welches unser Freund heute ebenfalls in seiner frohen Frühlingslaune sah, so hat ihm vielleicht keiner von unseren ge-

fühlvollen Reimdichtern das angesehen, was der alte Aeschylos das *ἀνήριθμον γέλασμα* (das unzählbare Gelächter) der Meereswogen nennt. Ihm schien es, daß die blaue Flut vor Wonne auflachte."

Nachdem die Freunde eine Weile stillschweigend neben einander hergegangen waren, sagte der Naturforscher: „Viele meiner sogenannten exacten Collegen hätten gewiß zeitweilig ein Lächeln nicht unterdrückt, wenn sie heute bei unserem Spaziergange anwesend gewesen wären. Sie hätten in den meisten unserer Bemerkungen nur das schwärmerische oder kindliche Bestreben gesehen, aus der ungeheuren Bewegung der Atome heraus den einen und andern Vorgang uns nach unseren menschlichen Wünschen und Stimmungen zurechtzulegen. Da ist nun weiter nicht zu streiten. Ich gehöre gar nicht zu den Gläubigen, aber ich gebe dem Kirchenvater Recht, welcher sagt, die Erscheinungswelt sei ein deutliches Abbild dessen, was nicht gesehen werden kann. Um das zu begreifen, braucht uns Niemand an das südliche Meer zu folgen oder sich mit uns über Homer und Aeschylos zu unterhalten. Jeder Mensch, dem die Empfindungsschwelle nicht etwa bis unmittelbar vor den Magen gerückt ist, muß doch beispielsweise, wie unser Freund schon angedeutet hat, den wundersamen Symbolismus ahnen, der zwischen den Tageszeiten und den Lebensaltern des Menschen besteht. Er muß die Anwendung finden von Morgensonnenglanz, Mittagshitze und abendlicher Müdigkeit auf die Stufen des Menschendaseins. Es müßte ihn auch ergreifen, daß, wenn das Tageslicht, das der gewohnten Hantirung

scheint, hinabgesunken ist, der Blick sich zu anderen Welten zu erheben vermag. Wären die Menschen nicht abgestumpft, so müßten ihnen solche Parallelvorgänge als die unsäglichsten Wunder erscheinen. Aber sie kümmern sich nicht darum — es erscheint ihnen Alles zu selbstverständlich. Man könnte hier mit Abänderungen jene Parabel des Evangeliums anwenden, in welcher der Herr zu dem armen Lazarus sagt, daß denen, welche nicht an die Propheten glauben, es auch nichts nützte, wenn Einer von den Todten auferstünde. Sie haben das magische Schauspiel der Erscheinungswelt, sehen aber nichts dahinter als den Stoff, aus welchem Bedürfnisse befriedigt werden."

Mittlerweile war die Gesellschaft nahe an den Kirchhof von Ika gekommen, der weit über die unendliche Fläche des Meeres hinschaut und den eine Reihe von Cypressen überragt.

Bei ihrem Anblicke sagte der Ingenieur: „Ich bin nicht so gelehrt wie unser lieber Professor. Doch bewahre ich aus meiner Jugend manches Gedicht unserer heimischen Sänger im Gedächtnisse. So habe ich es bis heute nicht vergessen, was unser Friedrich Rückert von jenen seltsamen Bäumen sagt:

Die Cypreß ist der Freiheit Baum,
Weil sie keine Früchte trägt,
Und ruhig schwankt im Himmelsraum,
Wenn man die Frucht von den andern schlägt.

Die Cypreß ist der Freiheit Baum,
Weil sie trägt ein einfaches Kleid;

Der Frühling stickt ihr nicht bunt den Saum,
D'rum trägt sie im Herbste nicht Leid.

Die Cypreß ist der Freiheit Baum,
Weil man sie dir pflanzt aufs Grab!
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Bis der Tod dir Flügel gab."

Winter.

Was uns eine überfrorene Fensterscheibe offenbart.

Befiederte Pfeile, weiße Schäfte, siebenfarbige Pyramiden und Rhomboëder haften an der ganzen innern Fläche meines Wasser-Trinkglases, wenn ich am Wintermorgen erwache. Meine ersten Blicke sind diesem Kaleidoskop gewidmet, und ich verdanke dem Herumspähen in dem glitzernden Wirrwar manchen Gedanken, der mich den Tag über nicht verlassen hat.

An meinem Arbeitstage folgt die Fortsetzung solcher Augenweide. An den Fenstern stehen die roth durchstrahlten Wälder großwedeliger Farren, stiller Sigillarien und Lepidodendren. Wie ihre blüthenlosen Urbilder am Strande des paläozoischen Meeres werden sie von keinen Winden bewegt. Es ist ein starrer Traum, in welchem sich das Wesen der Dinge an entschwundene Zeit erinnert. Die Urbilder schwanden hin, als Luft, Wasser und Boden kühler wurden; diesen bringt Erwärmung das Ende ihres Daseins.

Ich besitze einen Briefbeschwerer, der sich aus der

Zopfzeit erhalten hat, eine zu einer Menge von Dreiecken zugeschliffene Glaskugel, an dem Theile, mit welchem sie auf dem Papiere aufsteht, flach abgestumpft. Wenn jene Wälder in kalten Sprühregen zerflossen sind, gelangt der Strahl in die vielen Prismen dieser Kugel. Sofort beginnt abermals das Spiel der Farbenzerstreuung, und jetzt, wo die Sonne so gar niedrig am Himmel steht, werden die Bilder der Spectra nicht bis zur Decke der Stube hinaufgeschnellt, sondern gelangen nur bis zur farbigen Landkarte in meinem Rücken. Dann verwischt das ewige Licht die Grenzen, welche der Landkartenmaler gefleckst hat, und wo diese aufeinanderstoßen, liegt der siebenfarbige Regenbogenschein, der Schein des Friedens.

Die Uhr ist mir unnöthig. Wenn es Mittag ist, sehe ich den großen Eiszapfen an der Dachrinne des Nachbarhauses angezündet. Mit der Regelmäßigkeit eines Secundenzeigers lösen sich alsdann Tropfen von ihm ab, und jeder derselben bedeutet diesem Gebilde, daß es um eine Secunde Daseinsdauer geschmälert ist.

Nachmittags wird eine Stunde herumgeschlendert. Ich gehe meist zum Flusse, dessen klares Wasser, tiefgrün wie die Blätter des Mastixbaumes, jetzt niemals von hineingewaschenem Koth getrübt wird. Ueberall sonst erscheinen Leben und Bewegung durch den Frost gebändigt, nur gegen das Leben dieses Wassers hat er nichts vermocht. Wohl hat sich Eis an den äußersten Rändern der Ufer angesiedelt und trachtet, sich vorwölbend, mit den jenseitigen Krusten zusammenzuwachsen, das Wasser in Finsterniß zu bannen und den Schein des Unbeweglichen herbeizuführen.

Je kühner die Fluth ihre vorgezeichnete Bahn wandelt, desto weniger gelingt es den Frostriesen von Jötunheim, ihr Werk zu vollenden. Es ist keine Täuschung, wenn wir hören, wie die von den Wellen fortgejagten Schollen knirschen — es ist das Knirschen der Ohnmacht. Nur wo sich nichts rührt, vermögen sie Dunkelheit und Starrheit aufzuzwängen. So ist es dem trüben Teich ergangen, in welchem ich den Sommer über viele fette Karpfen und die Behaglichkeit des weichen Morastes liebende Frösche erblickte.

Seltsam kommt es mir vor, daß die Kälte, welche das Leben ertödtet, wie von erfinderischer Einbildungskraft gelenkt, sich anstrengt, dessen niedere und höchsten Gestaltungen nachzuahmen. Es ist noch Niemanden beigefallen, schon deßwegen an das Anziehungsvermögen oder an das sinnbildliche zweite Gesicht eines Menschen zu glauben, wenn diesem die Aehnlichkeit der Eislagen an einer Fensterscheibe mit verschiedenen Gewächsen aufgefallen ist. Dieselbe springt so in die Augen, daß sie in die Sprechweise aller nordischen Völker übergegangen ist. Wir dürfen aber noch viel weiter gehen.

Die langweiligsten Berichte der Seefahrer in den nördlichen Meeren (und die Götter wissen, wie weit manche derselben in der Kunst, großen Auftritten gegenüber eintönige Erzähler zu bleiben, es gebracht haben) vergleichen sammt und sonders das schwimmende Eis, an welchem die Wuth des Weltmeeres Bildhauer- und Baukünstler-Arbeit verrichtet, mit Gegenständen, welche der Geist der Künstler dem „Reich des Schönen" ent-

nommen haben soll, das eine Gründung des menschlichen Gehirnes ist.

Die Seefahrer haben schwimmende Dome, Paläste und Burgen mit Thürmen gesehen. Sie schildern uns die marmorgleichenden oder silberglänzenden Außenseiten, sie ergehen sich in Verwunderung über die Aehnlichkeit mit Pflanzen und Thieren und den siebenfarbigen Glanz, der mitunter aus diesen schwimmenden Klötzen schillert. Kriegsschiffe und die Thorwege arabischer Alcazare werden vom blöden Eis nachgeahmt. Noch dazu sind es nicht immer Thiere der gegenwärtigen Zeit, die hier in starker Vergrößerung erscheinen. Wie die Bildungen am Fenster uns durch das verkleinerte Abbild nicht von Blumen der heutigen Welt, sondern längst dahingeschwundener Monokotyledonen überraschen, so die Eishaufen, die auf dem Meere schwimmen, durch die vergrößerten Fratzen von Thieren, die kein menschliches Auge gesehen hat.

Und noch weit mehr: nicht nur die langhalsigen Meer-Eidexen, welche einst in Wirklichkeit zwischen den Korallenbänken verschwundener Oceane auf glanzschuppiges Gewürm lauerten, sondern auch die Wesen, welche scheinbar ausschließlich der Einbildungskraft der Menschen ihr Dasein verdanken, werden „nachgeahmt" — wie sich die Darsteller solcher Ungeheuerlichkeiten ausdrücken. Man hat das göttliche Ungeheuer Chimära und das Einhorn unserer adeligen Wappen in Eis modellirt gesehen.

Ich weiß wohl, daß man mit Wörtern unsere Anschauungskraft blendet und niemals der „todten" Natur

Fähigkeiten zugesteht, die man der lebenden, zu der wir ja selbst gehören, vorbehält. Mit Behagen macht man einen dicken Strich zwischen Körpern, welche Lebenswerkzeuge haben, und solchen, welche sie nicht besitzen.

Erheben wir uns vom festen Eis auf der Oberfläche der Erde oder des Weltmeeres hinauf in die Lufträume und betrachten in lichten Stunden jene Eisnadel-Bildungen, die uns als die höchsten Wolken sichtbar werden. Wer hat ihnen an lauen Sommernachmittagen zugesehen, ohne von der unheimlichen Aehnlichkeit, welche sie mit Thierleibern oder Menschengesichtern haben, betroffen zu werden? In fortwährender Verschiebung der Umrisse, während welcher der Haufe nur auf Augenblicke gestaltlos bleibt, gehen die Bilder in einander über. Bald ist es der Gott Ganeça mit seinem Elephantenrüssel, bald ein hebräischer Cherub, der seine schimmernden Fittige im Aufflug entfaltet. Nach einer Weile schaut man wieder hinauf — Alles ist verweht, das blaue Nichts ist über uns. Die Gestalten sind so rasch verschwunden, wie der Farnenwald der gefrorenen Scheibe.

Wenn man sich die Vergangenheit als die Ouvertüre der Zukunft denkt, so kann man sich ohne Anstrengung der Einbildungskraft vorstellen, daß in jener Ouvertüre, wie in der einer Oper, verschiedentliche Melodien anklingen, welche in den spätern Aufzügen abgespielt werden.

Die Annahme einer solchen Vorstellung wird uns um so leichter, als wir vollkommen bestimmt wissen, daß fortwährend in allen Ewigkeiten mit dem gleichen

Stoffe von der Natur gearbeitet wird. Proteus selbst ist es ja, welcher in der Orphischen Hymne die „Anfänge ordnet,“

wandelnd den heiligen Stoff in vielgestaltiger Bildung.

Die nämlichen Atome, welche dem Gedanken zum Träger sind, den ich hier niederschreibe, waren im Urmeere und in den Gefäß-Kryptogamen der von unten geheizten Schieferflächen des Strandes vorhanden.

In Pflanzengestalten, in den Umrissen des Lebenden zuckt eine Ahnung von den weißen Bäumen, welche die Erkaltung nach Jahrtausenden durch stilles Naß emporschießen lassen wird. Und in den vom Wellenschlag zerfransten Eisbergen, welche zur Eiszeit auf den Wellen des Meeres schwammen, welches den größten Theil von Deutschland bedeckte, schlägt schon ein Accord an, der nach Aeonen auf der Bühne wiederkam — jene „gefrorene Harmonie“ der Baukunst, welche Dome und Burgen schuf. Denn die Kunst schafft eben so unbewußt wie die Natur. Von dieser Gleichung nehme ich aber das Minus weg und setze auf beide Hälften ein Plus — es bleibt doch eine Gleichung. Denn ich glaube nicht an die Unbewußtheit (im landläufigen Sinne genommen) weder der einen noch der andern.

Der Gelehrte „von Fach“ lächelt über solche Anschauungen und spricht: „Die Werkzeuge der Pflanzen und Thiere haben sich nach ihren Lebensbedürfnissen entwickelt, wie heutzutage jeder Gebildete aus Huxley, Darwin und Häckel weiß. Das Zusammenstellen von Eisbildungen mit den aus dem Kampf ums Dasein entsprungenen Formen organischer Wesen ist eitel Phantasie.“

In einem andern Athemzuge wird freilich gesagt, daß man einen eigentlichen Unterschied zwischen „organisch“ und „anorganisch“ in der Natur nicht mehr glauben wolle, und auf die Wissenschaft hingezeigt, die hierin am meisten mitzureden hat, die Chemie, welche es längst fertig gebracht habe, unbelebte Stoffe in solche umzuwandeln, die man bis jetzt nur aus Pflanzen- oder Thierkörpern gewann.

Also stofflich wird der Unterschied preisgegeben, die Einheit der Idee aber geleugnet. Jetzt, wo es längst lebendige Wesen und Menschenschöpfungen gibt, wird noch immer von den schmiedenden Zwergen in winzigen Krystallen diejenige Gestaltung des Stoffes nachgeahmt, welche es „weitergebracht hat“. Der Stoff möchte am liebsten Thier werden, wie ich es schon vor Jahren in einem Buche gesagt habe. Niemand wird mir ausreden, daß sich mitten durch die Eisdecke der Wasserader, die ich heute am Mittag spielend zerschlug, eine Bildung zog, die sich auf den allerersten Blick als das Abbild der Wirbelsäule eines Iguanodon oder eines andern großen jurassischen Sauriers erwies. Daß einige Wirbel und Rippen daran zu viel oder zu wenig sind, wird mir der Mann der Wissenschaft sagen — aber ich sehe das Skelett in Eis vor mir, wie ich es an Drähten in Sammlungen gesehen habe.

Wir Anderen gehören zur Schule jenes Dichters aus Phlios, welcher da sagte, daß die Dinge unbestimmbar und an sich gleichgiltig seien. Wir glauben nicht, daß die Weltanschauung eines Jahrhunderts, in welchem die Menschen vor lauter Eilfertigkeit, Erwerb

aufzuhäufen, den sie alsbald in gemeinschädlicher Trägheit hüten oder in einem für sie selbst verderblichen sogenannten Wohlleben vergeuden, und so niemals dazu kommen, sich die Natur nach einer andern als nach der, kurzweg gesagt mechanischen und atomistischen Seite anzuschauen, viel zur Erklärung der Wesenheit der Dinge beitragen wird. Man beruhigt sich bei den Erscheinungen und kümmert sich, weil solches Wissen nicht in Metall umsetzbar, nicht darum, was hinter (μετὰ) denselben die Drähte zieht.

Wir gehören zu Jenen, welche glauben, daß die vielen Arme und Köpfe, die sich im Orchester bewegen, nicht sinnlose Geberden, sondern Musik machen. Auch sind wir im Stande, wie es Nordpolfahrer im Nothfalle gethan haben, eine flache Eisscholle als Brennglas zu benützen. Wir wissen, daß das Eis kalt ist, aber wir haben ihm Licht und Wärme abgewonnen. Wir glauben den erwähnten Lehrern aufs Wort, was sie sagen, aber auch an die Einheit des Gestaltungstriebes und an die Absichtlichkeit desselben. Ihre Lehren und unsere Anschauungen schließen einander nicht im Geringsten aus — letztere beginnen aber dort, wo jene aufhören.

Freilich hat die „Musik", die wir von der Bühne her hören, für Jeden wegen verschiedenen Standortes und seiner verschiedenen Gehöreinrichtung einen andern Farbenton. Deßwegen, weil ein Anderer anders hört, halte ich sie gleichwohl nicht für Sinnesbethörung.

Wer verbürgt denn jenen Lehrern der mechanischen Weltauffassung die Wahrheit ihrer nüchternen Sprüche? Keine Vergangenheit und Zukunft. Jedem Jahrhundert

kommt nicht nur eigene Mode in Hosen und Hüten, sondern auch die Mode zu, wie man sich alle Dinge betrachtet. Im vorigen sahen wir optimistisch-humanitär, in diesem geschäftsmäßig, trocken, an der Außenseite uns genügend. Der Mann dieser Tage, der unnatürlich lebt, hält denjenigen, der es anders macht, für bizarr. Der Blutleere schaut den Gesunden für vollblütig an, der Kranke nennt den Rüstigen übermüthig. Man schiebt dem andern ein Plus zu und vergißt das Minus im eigenen Vermögen.

Hier haben wir einen Streit. In seltsamem Glitzern stehen Eissäulen und Tragbalken und Gewölbe unter einer hölzernen Rinne, in welcher ein Theil des Baches dem Mühlrad entgegenstürzt.

In der Moschee von Cordoba steht im Großen das Alles aus Marmor, Jaspis, Porphyr und Breccia da, was hier die Natur aus dem noch weit mehr bearbeitbaren Wasser gebildet hat.

Der Begleiter lacht. „Hier ist zuerst ein aus der Rinne austretender Tropfen gefroren, ein anderer über ihn hinüber geronnen und auch gefroren, dann ein dritter, ein tausendster, und so sind deine Colonnaden entstanden. Langsamkeit ist keine Hexerei."

„Richtig," sage ich. „Und die Taglöhner des Khalifen Abdel-Rhaman häuften Stein auf Stein, bis das Wunder der abendländischen Welt fertig war."

„So? Es ist kostbar!" erwidert der Begleiter. „Und das geht Alles so von selbst? Man braucht also keine kundigen Baumeister, keine gelehrte Kenntniß der Mechanik, keine Zeichnungen und Pläne?"

„Selbstverständlich. Wir, die wir selbst ein Stück Natur sind, machen das, aber der Plan wird von ihr im Durchgang durch unser Gehirn entworfen und ausgeführt. Sie ist die Baumeisterin, wie sie es im Netze der Spinne, in der Honigwabe der Biene, im Hause des Bibers, im Urwald und in der Fensterscheibe ist. Was Technik, was Gelehrsamkeit in solchen Dingen! Abstractionen, welche aus den Leistungen des Instinctes gezogen werden! Wir haben in unseren jüngsten Tagen aus der Philosophie der Mechanik erfahren, daß wir in unseren Maschinen seit undenklicher Zeit die Mechanik der Thierkörper nachahmen, die wir erst jetzt kennen zu lernen anfangen — und haben Jahrtausende lang nichts davon gewußt. Wir haben, ohne uns bewußt zu werden, gethan, was die Einheit des Gestaltungstriebes im Durchgang durch unser Gehirn und vermittelst unserer Arme schuf.

Wir haben uns dabei stets eingebildet, daß wir ein actives Verbum durchconjugiren, statt dessen war es ein Medium, wenn nicht gar ein Passivum. Also, laß mir die Einheit des Baumeisters, der hier im Eis der Mühle und dort im andalusischen Säulenwald thätig war.

Doch hat er hier, in die Eisgewölbe, nicht ohne kleinen Muthwillen eine lyrische Nüance eingelegt. Betrachte dir das wunderliche Blau! Das machen wir ihm nicht nach — es ist sein Scherz, mit diesem himmlischen Schiller die Ewigkeit anzudeuten, die ihm für sein Wirken gegönnt ist. Nach hundert Jahrtausenden schafft er fort und fort — hinter den wandelbaren Schöpfungen

steht die Endlosigkeit, versinnbildlicht durch diese Farbe des ungemessenen Raumes.

Ueber die letzten Absichten des Baukünstlers nachzudenken, erscheint unstatthaft, weil wir nicht mit den Werkzeugen zur Beurtheilung derselben ausgerüstet sind. Wir können ja auch im Raume, auf der Erde, wie in den Himmel hinein, nur auf gewisse Entfernungen blicken. Doch gestatten wir uns mit Recht Schlüsse vom Theile auf das Ganze.

Als ich im letzten Sommer auf der Pasterze war, machte ein Gebildeter in einer Art von Weisheit, die dem bekannten Büchner'schen Kraft- und Stoff-Buche entnommen war. Er leugnete die Zweckmäßigkeit in der Natur auf Grund der schauerlichen Eismassen, die hier menschenfeindlich und nutzlos aufgehäuft liegen. Mit der ästhetischen Bedeutung solcher Schauspiele, mit der seltsamen Gewalt, mit der sie den Beschauer ergreifen und ihm den Bilderkreis seines Gedankenvorrathes erweitern, durfte ich ihm nicht kommen. Den „Wetterblink", den Eis-Blick, den Schimmer, den die Erstarrung und ihr Gebilde auf den geistigen Gesichtskreis werfen, hätte er wegen Stumpfheit der Augen niemals wahrgenommen. Ich bewies ihm, daß die Hälfte von Europa und Asien dürre Wüsten wären ohne die Eismagazine, die umsomehr Wasser abgeben, als Hitze das Flachland bedrückt. Ohne Po, Rhein und Donau keine Gesittung in unserem Welttheil. Das ließ er gelten, und es schien mir, als schleiche sich auf Grund dieser Thatsache einiges Mißtrauen in ihm ein gegen die behauptete Blindheit der großen Kräfte. Vielleicht

glaubt er heute, wie ich, daß sie namenlos verschwenderisch sind, aber nicht mitleidig und nicht blind.

Die letzte sinnlich wahrnehmbare Welt des Buddha ist die farblose, die Ertödtung. Dann ist die Zeit des Eises gekommen. Nur mehr in den Funken der Krystalle, nicht mehr in den Farbezellen der Blumen webt das Licht. In frostiger Klarheit — Blut und Nerven müßten in ihr zerrinnen und erstarren — ist das Leben überwunden. Wir Verlangenden und Begehrlichen gehören nicht in eine solche Welt, wir werden auch nicht mehr in ihr sein, Alles schläft. Die Nerven gleichen dem gefrorenen Cocytus des Dante.

Endlich nähert sich die kalte Kugel der Sonne, sie stürzt darauf zu, in wenigen Tagen wird sie, von der Macht des Aufpralles in heißen Nebel verwandelt, die alte Mutter erreichen. Könnten alle diejenigen von den Schläfern, die einst in der bunten, heißen Erscheinung dieser Erde gekämpft und gelitten haben, denken, so würden sie in ihren eisbegrabenen Särgen lachen, wenn sie verspüren, daß es dem großen Nirwana entgegen geht — für Alle, für die Gebeine der einst Glücklichen, wie der Elenden, für die Höhe der Berge, für die Abgründe der Meere. Es wäre hier ein Lachen der Schadenfreude, des Hohnes, dort seliger Ergebung in die vermeintliche endliche Flammenruhe.

Manche aber würden auch freudevoll lachen. Sie würden sich erinnern, daß damit das Wesen der Dinge, wie auch des Ich selbst nicht vernichtet, ja selbst das Eis, das scheinbare Ende der irdischen Dinge, am ersten wieder in lebensvollen Dampf verwandelt und allmälig

die ganze Kugel, wieder in Weltennebel aufgelöst, ihm folgen wird. Schon regt sich damit das Hüpfende im Ei für eine neue Gestaltung. Auch in jener werden die Träume der schaffenden Gewalt einander wieder ähneln, und es wird abermals in Blüthen vorausgesagt werden, was später die Erstarrung — und in flockigen Krystallen, was später Blüthen und Gehirne bilden wird.

Der Ofen.

Ungefähr drei Breitegrade, für manche Oertlichkeiten etwas mehr, für manche etwas weniger, trennen die Menschen, für welche der Ofen ein selbstverständliches Hausgeräth ist, von jenen, die ihn oft kaum anders als vom Hörensagen kennen.

Von dem Tisch aus, von welchem ich diese Zeilen schreibe, schaue ich in einen Garten des Küstenlandes der Adria. Auf dem Rasen erheben sich Primeln, Gänseblümchen, die blauen Kelche des Singrün. Die Januarsonne scheint warm in die Stube herein, von welcher die Fenster geöffnet sind. Das eiserne Oefchen, eine Art von Gluthpfanne, welches in einem Winkel steht, feiert. Sein Eisen fühlt sich kalt an. Mittlerweile sitzen die Leute jenseits der Alpen nicht nur hinter geschlossenen einfachen Fenstern, sondern hinter doppelten Glasscheiben, und ein mehr oder minder mächtiger Ofen gibt seine strahlende Wärme von sich, nicht nur jetzt, sondern auch noch zehn Wochen später.

Ob man gleichwohl im Süden den Ofen braucht? Gewiß ist er sehr häufig ein angenehmer, oft genug

auch ein nothwendiger Stubengenoſſe. Es giebt aber doch Leute genug, welche lieber frieren, als ihn in ihrem Wohnraume dulden.

Pius IX. befand ſich während ſeines ganzen Lebens in keinem geheizten Zimmer und ſchrieb dieſer Gewöhnung ſein hohes Alter zu. In dieſer Hinſicht befindet er ſich in Einklang mit vielen Südländern, welche behaupten, der Ofen wärme die abgeſperrte und von der Thätigkeit der Lunge mit Kohlenſäure verderbte Luft auf. Da täuſchen ſie ſich aber — nicht die Wärme wirkt ſchädlich, ſondern die Abſperrung — vielleicht auch der Wärmewechſel, der Gegenſatz gegen die übrigen kalten Räume der zugigen Häuſer. Etwas Wahres iſt aber doch daran. Faſt Jeder erinnert ſich, einen Schnupfen oder dergleichen davongetragen zu haben, wenn im Herbſte die Lunge, welche Monate hindurch an die freie Luft gewöhnt war, beim erſten Einheizen in die Ofenwärme verſetzt wurde. Im Uebrigen gilt auch hier der Spruch, daß man dort, wo es der Brauch iſt, die Kuh ins Bett legt. Der Italiener will einmal von der eingeſperrten Luft nichts wiſſen, für das Wort Zug giebt es in ſeiner Sprache nur Umſchreibungen, und wenn er ſchon einmal gezwungen iſt, ſeine Zuflucht zu künſtlicher Wärme zu nehmen, ſo ſtellt er ſich hundertmal lieber vor ein offenes Feuer, das ihn vorne anröſtet und hinten die Kälte nicht verſcheucht, als daß er ſich in einem abgeſperrten Raume aufhält, in welchem die erwärmte, aber unreine Luft nicht durch irgend welche Vorrichtung weggeſchafft wird. So habe ich im

Winter im Hospize Santa Maria auf dem Stelvio, welches um dreihundert Meter höher liegt als der Gipfel des Hochschwab und von welchem mindestens neun Monate lang der Schnee nicht wegschmilzt, die Grenzwachen gesehen, wie sie sich alltäglich bei einer Kälte von fünfzehn Grad am offenen Feuer wärmten, welches mit einem übermäßigen Aufwand von Holz fortwährend unterhalten wurde, während es Niemandem einfiel, einen im gleichen Raume vorhandenen ungeheuren, in der bekannten italienischen Weise in einfachem Mauerwerk aufgeführten Ofen zu heizen. Wenn das Ofenwesen gleichwohl unleugbar im Süden Fortschritte macht, so geschieht es unter dem drängenden Einfluß nordischer Sitten. Die meisten von Denjenigen, welche, wie die Redensart lautet, während des Winters die milden Lüfte des Südens aufsuchen, kümmern sich dort weit mehr um den Ofen als um die Sonne.

Welch anderes Bild thut sich in einem deutschen Dorf auf! An und auf dem Ofen wird gesessen, geplaudert, gearbeitet, gewacht, geschlafen. Das Fenster dient den ganzen Winter über (vielfach auch im Sommer) nur als eine Vorrichtung zum Einlassen von Licht, nicht auch zum Einlassen von Luft. Im Gegentheil, wo die geringste Ritze, welche der besten Freundin, die der Mensch hat, der frischen Luft, einen Durchschlupf gewähren könnte, dort wird Werg, Moos u. dgl. eingestopft. Wer mit gesunden Lungen in einen solchen Raum tritt, glaubt in ein ihm unbekanntes Medium eingetaucht zu sein. Sein nächstes Bestreben ist entweder eiliger Rückzug oder sich mit einem Beil einen Block

aus diesem Gemenge herauszuhauen, um dann in dem Hohlraum aufathmen zu können.

Es ist kein bloßer Zufall, daß das Wort stufa, welches im Italienischen irgend welche Heizvorrichtung bezeichnet, namentlich eine solche, die sich auf Bäder bezieht, im Spanischen als estufa sogar Badezimmer bedeutet, deutsch heutzutage, als Stube umgewandelt, gleich einen Wohnraum kurzweg bezeichnet.

Ja, der Ofen ist der oberste Hausgott des Germanen. Wenn nicht alle Schlußfolgerung trügt, so treffen wir in Auhns (wie Ofen in der gothischen Sprache heißt) auf den fortlaufenden Zusammenhang mit unserm alten arischen Worte Agam, welches im Sanskrit als Agni, im Slavischen als Ohen, Ogon, im Lateinischen als Ignis auftritt und in allen diesen Sprachen Feuer bedeutet. Dann wird der Ofen zur uralten Stätte des Feuerdienstes — der Schein, welcher aus einer Oeffnung hervorbricht, leuchtet in verschollene Tage des Menschengeschlechtes zurück.

Später, wie aus den Elementen Götter geworden waren, fiel der Ofen mitsammt dem Herde der milden Holda zu, welche ihrerseits, nachdem die Göttlichen von der Erde sich zurückzogen, als die Frau Holle unserer Ahnenmärchen fortlebte.

Man hat in der Welt schon alles Mögliche angebetet und wird sich kaum darüber wundern, wenn man hier und dort auch von der Anbetung des Ofens hört. Solche Anbetung wurzelt jedoch nicht auf der Begeisterung, womit beispielsweise so manche Lobsänger winterlicher Häuslichkeit in ihren Gedichten, welche sie

den zahllosen deutschen Familienblättern einsenden, den Ofen lobpreisen. Was die letzteren anbelangt, so mag hier beiläufig der Verwunderung Ausdruck gegeben werden, warum es noch keinem der Verleger, die sich unablässig den Kopf darüber zerbrechen, wie das „Deutsche Haus“ mit seinen Lesern und insbesondere Leserinnen noch weiter ausgeschrotet werden könne, eingefallen ist, zu den verschiedenen „Daheim“, „Zu Hause“, „In der Stube“ u. s. w. noch ein „Hinter'm Ofen“ hinzuzufügen. Mit dieser darwinistischen Abartung des Feuerdienstes hat die Ofen-Anbetung im eigentlichen Sinne nichts zu schaffen. Sie führt uns vielmehr in die Zeit zurück, wo Frau Holle noch nicht als verdächtiges Gespenst umherging, ja, wo vielleicht die lichte Holda selbst noch unter den Menschen weilte. Damals vertrauten die Dirnen und Mägde des Hauses dem Ofen ihre Geheimnisse an, ja in geweihten Nächten schauten die Jungfrauen in seine Flammen, indem sie dazu das Reimlein hersagten:

„Lieber Ofen, ich bete dich an,
Du brauchst Holz und ich ein' Mann!“

Es wird also dem Ofen Leben und Empfindung angedichtet, ein Zug, welcher darauf hindeutet, wie man anderweitig aus leblosen Wesen vernünftige und lebendige machte und die Flamme in den Feuergott Donar umwandelte.

In diesen Gedankenkreis gehört es offenbar, wenn noch heute die Schwarzen von Dahomey in der Flamme eine Aeußerung des Feuergottes sehen und ein Becken mit brennendem Holz in das Wohngemach stellen, vor

dem sie Opfer darbringen. Sie glauben damit das wallende Feuer zu beschwichtigen, daß es in seinem Becken bleibe und nicht herauskomme, um das Haus aufzufressen.

Ein schönes Beispiel eines alten Verkehrs mit dem Ofen bieten verschiedene Schweizer Sagen. Während des vierzehnten Jahrhunderts ist vielfach die Rede von sogenannten Mard- (Mord-) Nächten, das heißt solchen, in welchen diese und jene Stadt einen feindlichen Ueberfall blutig auszuhalten hatte oder von einem solchen bedroht war. Etwas Derartiges traf beispielsweise Wesen am westlichen Ende des Wallensees, wo durch Verrath die Oesterreicher hereingelassen wurden. Gleiches ereignete sich zu Luzern, zu Solothurn und Zürich. Dabei wird immer erzählt, daß irgend einer der Verschwornen den ganzen Anschlag dem Ofen gebeichtet habe und derselbe Anschlag auf diese Weise rechtzeitig oder auch zu spät verrathen worden sei.

Doch lassen wir diese Absonderlichkeiten. In der Entstehung des Ofens sehen wir abermals eine Art von darwinistischer Auszweigung in Meinung und Brauch. Zuerst war der Herd. Späterhin theilte sich die Feuerstätte einestheils in eine Vorrichtung, mittels welcher man die Speisen bereitete, und anderntheils in eine solche, welche die Luft erwärmte. Die höhere Einheit ist bei uns im Küstenland und in Italien auf dem Lande und selbst in vielen Stadthäusern noch überall vorhanden. Wer zur Winterszeit in ein italienisches Dorf kommt, der kann die Erfahrung machen, daß dorthin, wo es auf dem Herde brennt, Alles zusammenläuft,

Manche auch gegen kleine Entlohnung ihre Speisen dorthin zum Kochen tragen. Auch in die Wirthshäuser geht man nicht, um etwas zu verzehren, sondern um sich zu wärmen. Die ausgebreiteten Handflächen, um die kostbare Wärme ja recht auszunützen, der Flamme entgegen gewendet, stehen die Honoratioren da nebeneinander und klatschen. Manchmal kommt es vor, daß einen der Anwesenden, welcher die Spendirhosen an hat, ein hitziges Verschwendungsfieber überfällt. Dann zahlt er der trockenen Gesellschaft eine Fascina, ein Reisigbündel, welches zwei Soldi oder zehn Centesimi kostet. Alsdann prasselt es lustig auf und ein paar Minuten lang schlägt eine hohe Lohe empor statt der dürftigen Flamme des halb verkohlten Wurzelklotzes, bei welcher man bis dahin sein Genügen fand. Was den Klotz anbelangt, so mag man sich oft darüber wundern, wo er in der baumlosen Gegend herkommt. Es ist eben nicht selten, daß da Wurzelwerk längstverschwundener Wälder brennt, welches man nachträglich ausgräbt, um die ohnehin kahle Berghalde noch brüchiger und verderblicher zu machen.

Wohl steht hier und dort in einer Stube vielleicht ein schmaler, glatter, mit Kalküberwurf belegter Ofen, der aber als solcher seinen Beruf völlig verfehlt hat. Man könnte sagen, er werde nur als Decorations-Gegenstand betrachtet, wenn er nicht das gerade Gegentheil einer Zimmerzierde wäre. So dient er in Ermanglung anderen Hausraths oft nur als eine Art Stellkasten, auf welchen man allerlei kleines Gerümpel niederlegt.

Die Nachkommen des Herdes sind der Kamin und

der Ofen; den ersteren hat man überall da, wo die Winter nicht gar so kalt sind, also um das Mittelmeerbecken herum in vornehmeren Häusern, dann in denjenigen Ländern, welche das milde atlantische Winterklima haben, in Frankreich und England, bis an die Küsten des Deutschen Meeres. Dort, wo es kälter ist, verdrängen ihn die vielgestaltigen Formen des Ofens.

Ich weiß nicht, ob meine verehrten Leser mit meinem Geschmack übereinstimmen, wenn ich behaupte, daß ein Kaminfeuer für mich die angenehmste Weise darstellt, ein Zimmer zu erwärmen. Die Luft bleibt rein und das Schauspiel der knisternden Flammen, denen man im Halbkreise mit den Lehnstühlen naherückt, erfreut das Auge und giebt leicht der Einbildungskraft angenehmen Aufschwung. Das englische Sprichwort: „Feuer ist Gesellschaft", konnte nur im Lande der Kamine aufkommen. Selbst der Einsame findet eine tändelnde Beschäftigung mit dem verschiedenartigen Wandel des Glühlichts, den wundersamen Bildungen, welche in den lodernden Kohlen auftauchen und verschwinden. Die englischen Romandichter haben diesen Gegenstand hinlänglich ausgenützt, indem sie es selten unterlassen, uns ihre Helden oder Heldinnen gelegentlich einsam und nachdenklich, oft auch mit einem metallenen Haken in den rothen Kohlen herumschürend vor der Gluth eines Kamins vorzuführen.

Ueberdies eignet sich der Kamin mit seinem Gesimse und seinen Wänden noch zu allerlei anderem Spiel der Einbildungskraft. Oft fehlt es nicht an Marmor, Bildsäulen, Vasen und verschiedenem Kunstwerk.

Mit Einem Wort, der Kamin ist nobel. Dies muß er schon deßhalb sein, weil er unter allen Heizvorrichtungen am meisten Geld kostet. In unserer nüchternen Zeit wird es Einem von jedem Techniker vorgerechnet, daß man vom Kaminfeuer nur die sogenannte strahlende Wärme hat, während die erhitzte Luft sich nach oben auf und davon macht. Zu drei Vierteln heizt man den kalten Nachthimmel, zu einem Viertel das Gemach. Mit Entrüstung verwirft der Oekonom eine solche Haushaltung.

Allem dem gegenüber, was der Reichthum und der lauere Himmel der westlichen Länder noch gestatten, vertritt in den Gegenden des Festlandklimas, in den Ländern der germanischen und der slavischen Zunge, der andere Abkömmling des Herdes, der Ofen, das Bedürfniß, wie es aus der Noth hervorgeht. Diese Werthgebung muß gewiß im Allgemeinen als giltig betrachtet werden. Der Ofen, wie wir ihn kennen, von dem plumpen Mauerwerk an, das, seit Jahrhunderten unverändert, in irgend einem weltentlegenen Bauernhause steht, bis zu den mit allem Aufwand technischer Wissenschaft fort und fort neu erfundenen und einander verdrängenden Maschinen, ist ein Altar, auf dem mehr der Sparsamkeit als dem Feuergott geopfert wird. Aber es giebt Ausnahmen. Gerade die allerkostspieligsten und größten Oefen sind gebaut worden, um niemals oder doch so wenig als möglich darin einzuheizen.

Wer in der Schweiz, in Tirol, in den venezianischen Gebirgen gereist ist, erinnert sich, in dem Saale irgend eines Edelsitzes oder einer Patrizier-Villa eine Anhäu-

fung von Kacheln gesehen zu haben, welche mehr unter die Werke der Architektur als unter die der Ofenbaukunst zu gehören scheint.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß man jemals daran gedacht habe, eine solche Sammlung glasirter Flächen und Emailgründe, zierlicher Reliefbilder, eine Schaustellung von Thonplastik von innen her anzuhitzen und durch Feuer zu bedrohen. Solche Oefen gehören mehr in die Kunstgeschichte als in eine Sammlung von Hafnerarbeiten. Auch in Deutschland waren solche Zierstücke vor dem dreißigjährigen Kriege, in welchem der Wohlstand des Bürgerthums unterging, nichts Seltenes.

Aus dem Gefallen an solchen Erzeugnissen ist eine Sammelthätigkeit eigenthümlicher Art entstanden. Die Ofen-Fexerei reiht sich an das Aufspüren von Gewandüberresten, Waffentrümmern, Kästen und Bettladen. Entdeckungswüthige Sammler durchschnüffeln Gegenden, die kaum jemals ein Tourist betritt. Triumph, wenn sie einen Wagen mit sorgfältig eingewickelten Kacheln beladen können.

Die Bilder, welche man auf solchen Oefen sieht, beziehen sich auf alles Mögliche, auf den Sündenfall, auf die Geschichte der Patriarchen, auf David und Goliath, nur nicht auf das Feuer und die Rolle, welche demselben im Treiben der Menschen zugewiesen ist. Der ganze Olymp, die ganze biblische Geschichte, alle Heldenthaten Griechenlands und Roms haben die Vorlagen geliefert. Der Glanz dieser Blüthezeit der Kachelöfen erlischt mit denen des vorigen Jahrhunderts, welche wir noch im Hausrathe unserer Großväter gesehen

haben. Weiß mit himmelblauer Schärpe waren nach Neſtroy die Jünglinge voll reiner Liebe. Weiß mit milchblauem Anhauch waren die Kacheln in den Jahrzehnten thränenſeliger Gefühls-Innigkeit. Zu bemerken wäre noch, daß ſolche Prunk-Oefen auch auf die Ausſtattung ihrer nächſten Umgebung einwirkten. Ringsherum belegte man gern die Wände in jenem Theil des Gemaches und ſogar auch den Boden, mit gleichfarbigen, glänzenden Thonplatten.

Verabſchieden wir uns jetzt vom Ofen. Doch ehe wir es thun, nehmen wir einige Erinnerungsgaben mit. Jeder Gegenſtand auf der Welt kann ſolche ſpenden, man nennt ſie die Philoſophie einer Sache.

Was den Ofen anbelangt, ſo werden wir uns daran erinnern, daß nur Diejenigen Jemanden hinter ihm ſuchen, welche zu ihrer Zeit ſelbſt dahinter gelegen ſind. Sodann führt er uns auch ein ſchönes Beiſpiel vom Lauf der Welt vor die Augen. So lange man ihn braucht, wir der gefüttert, giebt man ihm Koſenamen, iſt er das angeſehenſte Stück im Haus. Es kommt eine andere Zeit und ſogar der Stuben-Lyriker würdigt ihn undankbar keines Blickes mehr.

Mistel und Tannenbaum.

Wer von Voloska nach Abbazia geht, sieht, näher am letzteren Orte, als am ersten, zur Linken des Weges eine mächtige Edelkastanie. Während des Winters hat sie keine Blätter und dennoch entbehrt sie des grünen Schmuckes nicht. Ihr Stamm und fast alle ihre Aeste sind von den lederigen, glänzenden Blättern des Loranthus oder der südeuropäischen Riemenblume bedeckt. Wie eine Riesenschlange hält dieser Schmarotzer seine Beute umklammert und erwürgt sie schließlich, indem er seinen eigenen Lebenssaft aus deren Rinde und Geweben zieht. Niemandem fällt es ein, den Räuber durch Messerschnitte oder Axthiebe zu zerstören und den Baum zu retten.

Da er in das Mistelgeschlecht gehört und seine Glieder mit einem einzigen Handgriff von der Straße aus zu erreichen sind, so fehlt es selten, daß Engländer, wenn sie an dieser Küste den Winter zubringen, in den Weihnachtstagen einige der jüngsten grünen Zweige abschneiden und mit in ihr Zimmer nehmen.

Man weiß ja, daß die Briten in dieser geweihten Zeit des Jahres einen Mistelzweig in ihrem Zimmer aufhängen. Die Mistel gilt als ein ganz absonderliches Gewächs. Macht sie es doch nicht, wie andere gewöhnliche Pflanzen, die einfach aus ihren Samenkörnchen in den gemeinen Erdboden hinein Würzelchen entsenden und sich alsdann von dem nähren, was sie aus der Erde zu gewinnen vermögen. So gemein macht sich diese Streberin nicht. Sie setzt sich dort fest, wo etwas zu holen ist, nur in großen Wipfeln, in mächtigen Bäumen, wie es Eichen, Linden oder so große Kastanien sind, und läßt sich nur ausnahmsweise, wenn sich durchaus nichts Anderes findet, herab, sich auch am schmächtigen Pflaumen- oder Holzapfelbaum vor einer Bauernhütte anzukrallen.

Das Merkwürdigste bleibt, wie es die wachsglänzende, etwa erbsengroße Beere, die vom Ast auf den Boden herabfällt, anfängt, ihre Würzelchen nicht in den Boden, sondern hoch in das Geäst hinauf einzutreiben.

Die Sache ist einfach und doch verwickelt. Wer an einem Sommertage durch hochstämmigen Wald gegangen ist, hat gewiß, unter einem Ast hingehend, den rostbraunen dunkel gefleckten Unterleib einer Misteldrossel über sich zu sehen bekommen. Die Sippe dieser Misteldrosseln ist es, welcher die Natur das Schicksal des kletternden Schmarotzers anvertraut hat. Sie frißt die Beere und läßt den Kern auf den Stamm fallen. Die Keime durchbrechen das Samenkorn, es kommt ein aufstrebender Stengel, dann eine zarte Wurzel zum Vor-

schein. Diese drängt sich in Rinde und Bast vor, sie hat sich angesiedelt, der Loranthus lebt und gedeiht. Im Grunde hat aber die Drossel etwas Dummes gethan. Denn der Mensch kocht die Beeren sowohl, als die Rinden aus und macht daraus den Vogelleim, auf welchem die Drossel später einmal irgendwo hängen bleibt. Darum sagt ein zwar derbes, aber zutreffendes Wort: Turdus sibi ipse malum cacat. Man braucht übrigens nicht besonders fest an das Sinnbildliche in der Natur zu glauben, um in diesem Vorgange etwas zu sehen, was sich in ungezählten anderen und höheren Lebenserscheinungen wiederholt.

Diese unsaubere Art des Emporkommens, sowie die Lebensweise, welche auf Kosten Anderer geführt wird, hat diesen wundersamen Gewächsen indessen in der öffentlichen Meinung gar keinen Schaden angethan. Man sieht, daß sie über das gemeine bäuerliche Leben der Pflanzen, die sich selbst aus ihrem Grunde herausarbeiten, erhaben sind.

In der naiven Vorstellung alter Völker gab ein solcher Anblick Veranlassung zur Ehrfurcht. Man sah, daß sie sich nicht unter das gemeine Kraut unten am Boden mengten, sondern aus ragendem Wipfel, aus der Genossenschaft von Königen der Baumwelt auf dasselbe herabschauen.

Mit der Blüthe ist's freilich nicht weit her. Sie ist bei der Mistel wie beim Riemenkraut schmutziggrün. Es ist das offenbar keine Pflanze der Poesie, dagegen eine solche des Nutzens und der Ausbeutung. Sehen wir auf dem dürren, felsigen Boden, auf den die Sonne des

Südens brennt, ringsherum, so finden wir, daß, je armseliger und dürrer eine Pflanze dreinschaut, desto wundersamer sie in Blüthenfarbe prangt und Duft ausströmt. Diesem klebrigen, schmierigen Klettergewächs aber, bei dem die Blüthe nichts ist, als die Vorbereitung zur Fortpflanzung, geht es auf Kosten seines Wirthes so vortrefflich, daß sich das Blattgrün üppig entwickelt. Die Blätter werden fleischig, das Wachsthum erscheint schier überwuchernd im Verhältniß zur Geringheit des Stengels.

Nach der Empfindungsweise, wie sie der regeren Auffassung eines heutigen Gefühlsmenschen ansteht, müßte man ein solches Wesen und jene Erscheinungen in der sittlichen Welt, als deren Sinnbild ich sie hinstellen möchte, für etwas Widerwärtiges halten. Der Schmarotzer, der auf eine unfläthige Weise zu seinem Dasein kommt, der sich allen Windungen dessen anbequemt, den er zu Grunde richten will, der zudringliche Saftaussauger, der mit zahllosen Gelenken den Stamm umgarnt, kann unser Wohlgefallen nicht erregen.

Aber eben die nämlichen Neigungen und Eigenschaften der Menschen, welche es bewirken, daß sie einer Riesenschlange und anderen Unholden Andacht und Verehrung widmen, hat es mit sich gebracht, daß man hinter diesem unheimlichen Kraut gerade das Gegentheil von dem fand, was das schlichte Gefühl darin sieht.

Anstatt daran zu denken, auf welche Weise die Drosseln (welche übrigens den Samen auch dadurch auf die Rinde der Bäume bringen, daß sie die klebrige Umhüllung derselben, indem sie das Beerenfleisch mit

dem Schnabel abwetzen, am Stamme kleben lassen,) der Fortpflanzung des Unkrautes zu Hilfe kommen, glaubten die Kelten vielmehr, daß es auf die Eiche, oder wie der Baum heißt, vom Himmel herabgefallen sei. Die Druiden stiegen im weißen Festgewande auf den Baum und schnitten die Zweige des Klettergewächses mit goldener Sichel ab. In dieser letzten, geweihten Woche des Jahres hängt sie jetzt noch an ungezählten Thürpfosten in Häusern von England und Wales. Es ist, wie der deutsche Tannenbaum: die Mistel hält die Einbildungskraft des Volkes schon dadurch gefangen, daß sie auf dem entblätterten Eichbaum in den Stürmen des Winters grünt und ihre Beeren zeitigt.

Daß sie sich auf dem Umwege durch den Magen eines Vogels fortpflanzt, that ihrer Heiligkeit keinen Eintrag. Denn gerade in diesem außerordentlichen Vorgang erkannte man das überirdische Walten. Wenn eben einmal die Verwunderung platzgreift, so giebt es der seltsamen Vorstellungen kein Ende.

Die Deutschen kamen hier einer wahren Naturempfindung schon näher. Vielleicht haben sie gesehen, daß niemals ein Vogel in das Gezweige der Mistel sein Nest hineinbaut, so lockend und schützend die Blatthülle auch sein mag, und daß er es lieber auf den kahlsten Aesten des Baumes errichtet, bis wohin die Pflanzenschlangen noch nicht emporgezingelt haben.

Ihnen war es offenbar unheimlich, ein derartiges Kraut zu sehen, welches nicht, wie alles Grünende, im Boden wurzelte. Da mußte etwas Bösartiges dahinter stecken, etwas, das sich dem Lichte und dem schönen

Glanz der Erde entzieht. Dieser Verdacht wurde durch die Seltsamkeit des Wachsthums verstärkt. Denn die Mistel gedeiht in den finstersten Tagen, während der Zeit, zu welcher die guten Götter sich im Innern von Bergschlüften verbergen.

So wird es begreiflich, daß alles Lebendige Balder liebt, den herrlichen Gott des Lichtes, daß aber seinem blinden Bruder Hother, dem Gott der Finsterniß, nur ein einziges Geschöpf anhängt, dasjenige, welches die finstere Zeit liebt.

Wir kommen hier zu einer der seltsamsten Vorstellungen, welche sich durch die Ueberlieferungen aller Völker zieht. Es ist ein Hoher, ein Herrlicher vorhanden. Alles wendet ihm Verehrung und Liebe zu, es weiht sich ihm das Geschaffene. Inmitten dieser Welt aber ist ein einziges, unbeachtetes, tückisches Giftgeschöpf, giebt es einen unheimlich seltsamen Zufall, durch welchen die Lichtgestalt zum Fall kommt. Es ist das die Schlange, welche in den Fuß sticht, es ist die Ferse des Achilles. So erscheint Balder, der schönste der Asen, inmitten der Götter und klagt ihnen erschreckt über die Träume, welche ihm und allen guten Göttern den Untergang ankündigten. Als dies Frigg, die herrliche Mutter, hörte, ging sie hinaus zu allen Geschöpfen, zu Lebendigem und Todtem, zu Bäumen und Erzen, zu allen Thieren und allen Gewächsen und nahm sie in Eid, daß sie Balders schonen wollten. Der böse Loki aber wollte erfahren, ob es nicht ein einziges Geschöpf gebe, welches vielleicht den Eid nicht geschworen habe. Er verkleidete sich als altes Weib, ging zu Frigg in ihren Palast Fen-

sal und fragte sie, ob Alles auf der Erde geschworen habe. Sie sagte, alle Geschöpfe hätten das Gelöbniß gethan, nur eine Staude, die Mistel, nicht, die östlich von Walhal wächst. Diese sei von ihr übergangen worden, weil sie ihr zu armselig vorgekommen wäre. Und gerade von diesem Gewächs nahm Loki einen Zweig, hieß seinen Bruder damit wie mit einem Pfeil auf Balder schießen, und der Lichtgott fiel.

„Ich sah dem Balder,
dem blühenden Gotte,
Odin's Sohne,
Unheil drohen.
Gewachsen war
hoch über die Wiesen
der zarte, zierliche
Zweig der Mistel.
Von der Mistel kam,
so däuchte mich,
häßlicher Harm,
da Hother schoß."

Hier ist die Mistel offenbar das Schwert des Wintergottes, mit welchem er auslangt, den Gott des Lichtes zu treffen und zu schädigen. Es ist die gemeine schmarotzende Gestalt, die sich überall vorfindet, wo es sich darum handelt, einer hervorragenden Erscheinung einen Schuß in den Rücken beizubringen.

Das Geschöpf, bei dem man schier keine Blüthe sieht, das Geschöpf mit den fleischigen Blättern und dem kriechenden Lebenswandel, kann uns unseren deutschen Weihnachtsbaum nicht ersetzen. Wir sehen in diesem

Wodan's heiligen Baum und erkennen in den Lichtern schon die Vorbereitungen zum Empfang des Sommers.

Wir trinken gleich unseren Ahnen in diesem Glanze die Minne der guten Götter und freuen uns des Baumes, der in unserer Werktagsstube steht, gleichviel, ob wir dabei an die kommende Sommerzeit und ihr Waldleben oder, wie die Kinder, nur an das seltsame Schauspiel der Lichter und an die erfreuenden Geschenke denken.

Die Weihnachtswelt.

Die Schneerose blüht in unseren Bergwäldern immer um Weihnachten, und Weihnachten selbst ist die Schneerose im Kranze unserer Feste. In keinem andern derselben kann uns der Schein aufkommen, wie wenn ein Stück überirdischen Daseins zu uns sich herabgesenkt hätte. Mit dem Begriffe anderer festlicher Zeiten fällt das äußere Gesicht der Erde zusammen. Kein anderes Fest entführt uns der Wirklichkeit. An Ostern sehen wir die aufwachende Erde, den sprießenden Frühling. Pfingsten ist das Sommerfest. Weihnachten hat ein Gesicht, welches mit dem der winterlichen Erde nichts zu schaffen hat. Und darin liegt die Macht, mit welcher dieses Fest die Einbildungskraft der Kinder und die Erinnerung der Erwachsenen bezaubert. Kinderaugen richten sich nicht mit Unrecht nach dem Glanz der Sterne, um irgendwo zwischen ihnen das fliegende Christkind zu erspähen.

Keinem Feste haftet das Wunderbare an, nur diesem. Ich sehe es am Fenster des Nachbars, wie die Kinder, wenn es gegen Abend geht, gegen die Scheiben treten

und nachschauen, ob sie nicht irgend einen Glanz wahrnehmen. Oft dünkt ihnen der Widerschein einer Straßenlaterne hinter dem Vorhang ein solcher. Sie gleichen darin dem Idealisten, der ebenfalls in der Dunkelheit nach solchem Schimmer ausspäht. Und wenn man recht darüber nachdenkt, so dauern Einem die Kinder und auch die Anderen.

Was läßt sich Neues sagen über die süße Spannung der Kinder? In der That müßte man die Einbildungskraft eines Schriftstellers bewundern, welcher über die Stunden, denen eben diese Spannung gilt, etwas beizubringen vermöchte, was man noch nie gehört oder empfunden hat. Um ein Beispiel anzuführen, erwähne ich die auf meinem Schreibtisch liegende, mit vielen Bildern verzierte Monats-Zeitschrift „Vom Fels zum Meer". Dort gelten einhundertundzwanzig Seiten, fünfundzwanzig Aufsätze und Erzählungen, mehr als zwei Dutzend Bilder nur der Weihnacht. Wir sehen ihren Glanz in der Kajüte des Schiffes auf dem Weltmeere und im höchsten Hause unseres Erdtheils, dem Bergwerk auf dem Goldzech-Gletscher. Wir sehen sie in einem verflossenen Jahrhundert des alten Nürnberg und in Zanzibar, ja unter den Gnomen und Engeln! So viel auf einmal ist noch nie über das Fest geschrieben, gedichtet und gezeichnet worden.

So bleibt Unsereinem nichts Anderes übrig, als in seiner Weise zu schildern, was unter seiner Umgebung, die doch überall eine andere ist, in ihm und außer ihm jene festlichen Stunden hervorbringen. Da müßte ich denn zunächst gestehen, daß, so viel auch in dem er-

wähnten Buche geschildert worden ist, doch nicht ein einziges der Gedichte, Bilder oder sonstigen Mittheilungen auf ihn zutrifft. Der Himmel macht kein Weihnachtsgesicht und auch die Menschen nicht. Denn auf jenem ziehen Wolken hin, besonnte Dunstballen von dem Aussehen wie im April, wenn sie bald warmen, schwertropfigen Regen, bald weiße Graupeln über die Saaten hinschütten. Und die Menschen schauen stumpfsinnig in die Festwelt und kaufen sich Fische ein für den Fasttag, den ihnen priesterliches Gebot für die gefeiten Stunden auferlegt.

Beim Sonnenschein, der auf frischen Grasbüscheln liegt, denkt Niemand an den Circulus brumalis. Und gleichwohl ist heute die längste Nacht. Die fällt Einem aber nicht bei, sondern nur an das erinnere ich mich, daß jetzt das Licht geboren wird. Bald wird der feurige Schein des Unterganges, der mich jetzt immer von Südwesten her blendet, wenn ich mitten drinnen am Nachmittag unter meinen Folianten sitze, mir nimmer weh thun. Er wird weiter und weiter gegen Norden hinaufrücken, und in Wochen schon ist er hinter dem rechtsseitigen Gesimse des Fensters verschwunden. Dichte Frühlingswolken durchwandeln den Raum, zwischen denen um so tiefer blau der Himmel hervorscheint. Feuchter Glanz liegt auf Stein und Baum und die Schneerosen haben noch viele Genossen draußen unter den Blumenkelchen, welche aber nicht gleich jenen die Hoffnung und das kommende Jahr mit seinem Licht, sondern das verlängerte Hinsterben und das hinschwindede Jahr mit seinem verwelkten Sommer bedeuten.

Da heult kein Sturm durch den Kamin und Schnee-

flocken werden nicht vom Wind gegen das Fenster gejagt, auch knarrt nicht unter den Füßen die Frostkruste. Derlei scheint unter allen Umständen zum richtigen Weihnachtstage zu gehören. Den verschneiten Tannenwald im Gegensatz zu den lichterglänzenden Fenstern des Försterhauses, in welchem eben das Christkind zugekehrt ist, haben wir oft auf Bildern gesehen. Der Künstler liebt das Gegensätzliche zusammenzustellen, und so finden wir nicht nur den Weihnachtsabend auf der Locomotive, deren Führer durch eisige Nacht an hellen Fenstern vorüberjagen, sondern auch auf dem Kirchhof, dessen Bildsäulen und Gräber so stumm daliegen unter der weißen Hülle und wo nur hungerige Vögel die eine oder die andere Beere suchen, die noch an einem Kranze vom Allerseelentage her übrig geblieben ist.

Es ist der Frost und die Finsterniß draußen freilich eine anregende Zuthat zum Fest, aber ich glaube, sie kann entbehrt werden. Wo es nicht inwendig warm und licht ist, da helfen Tannenhauch und Wachskerzen auch nichts. War ich nicht vor ein paar Jahren in wildem Gebirge, wo der Schnee bis ans erste Stockwerk heraufreichte und die Sterne durch den Frost herabfackelten, als wären es große Lichträder — war es nicht, wo der Mann den angezündeten Weihnachtsbaum mit all' seinen Lichtern herausriß und damit die Frau schlug? War's nicht da, wo ...? Es ist unnütz, sich an solche Dinge zu erinnern! Thäten es das Tannenreisig und die Lichter, so wäre der Weihnachtsbaum in der Pension oder im Club auch ein Weihnachtsbaum — und doch ist er es nicht.

Weihnachten ist das Fest der Kinder, weil diese die Empfindung für das Märchenhafte haben. Wer sich solche über die Kinder- und Jugendjahre hinaus bewahrt hat, feiert es noch immer mit. Völker, denen sie ganz abhanden gekommen ist, wie unseren Südländern, verstehen deßhalb unsere Weihnacht nicht. In den Stämmen des Nordens ist es noch waldfrischer, als dort unten in den Ländern der kahlen Berge der Olive. Die Religion thut nichts zur Sache. Mit dem Zaubern des Waldes, der Feen, der Nacht schwindet die Festfreude. Wenn man eine Karte unseres Erdtheils nach der Feier und Bedeutung der Weihnacht färben wollte, so würde die Abgrenzung der Farben allerlei Dinge verrathen, von denen sich noch kein Tannenbaum etwas hat träumen lassen.

In dem kleinen Orte wohnen Kinder verschiedenen Stammes. Einige wenige sind deutsch, die anderen reden in anderen Zungen. Diese letzteren haben oft von ihren deutschen Spielgenossen sich den Weihnachtsbaum beschreiben lassen. Neidisch und lüstern hören sie die kindlichen Erzählungen; denn ihnen, wie sie wissen, wird kein solcher leuchten. Da lassen sie sich von jenen versprechen, daß es ihnen am heiligen Abend erlaubt sein wird, den Lichterglanz und die schönen Sachen zu betrachten. Stolz auf die Gnade, die es zugesagt hat, kommt das kleine Volk nach Hause. Und wirklich ist's am festlichen Abend bei jenen Kindern trüb und alltäglich. Und verschiedene Erwachsene, die den Deutschen abhold sind, brummen über die närrische Sitte und die schönen Bäumchen, die nach den Häusern der Fremdlinge geschleppt worden sind. Von den Wäldchen,

die sie im Sommer ausroden, um sie vor ihren Häusern verdorren zu lassen, wenn irgend ein Idol durch die Straßen getragen wird, reden sie nicht.

Unsere Kinder aber freuen sich des Vorzuges, der ihnen wird. Und es mag leicht geschehen, daß sie, nachdem ihnen vom Lehrer so viel erzählt worden ist über den Himmel, dem wir entgegengehen, ihre Eltern fragen: „Kommt im Himmel auch das Christkind?" Und wenn es dorthin nicht käme, so freute sie der Himmel nicht. Dann kann es sich zutragen, daß das Herz des Erwachsenen weich wird, wenn er, durch die Frage aufgeschreckt, an jene Zukunft denkt, in welcher ihn die kühle Kammer beherbergt und das nämliche Wesen, das ihn jetzt mit Kinderaugen anblickt, ringen und bluten wird mitten unter den Drangsalen der Welt.

Es ist nicht viel Unterschied, zu sagen: eine Zauberwelt ragt ins Irdische herein, oder: das Göttliche steigt zum Menschlichen herab. Die Theologen werden das freilich nicht gelten lassen. Aber das Walten der Einbildungskraft ist nur eine andere Art des Glaubens.

Es ist in vielen gelehrten und ungelehrten Abhandlungen auseinandergesetzt worden, wie unsere christliche Weihnachtszeit nichts Anderes sei, als der Umzug der Götter und die Einkehr der Himmlischen bei unseren alten heidnischen Vorfahren. Wenn wir uns nur das recht merken und die Nutzanwendung davon machen wollten!

Wer jemals eine Bescheerung für arme, verwaiste Kinder mit angesehen hat, wird weiterer Beschreibung entbehren wollen. Aber es ist die Zeit, daran zu er-

innern, daß in die Hütten des Armen freilich an diesem Abend Pfefferkuchen, Wiegenpferde und Puppen getragen werden sollen, daß es aber noch viele Tage und Abende sind bis zur nächsten Weihnacht. Unsere Liebesthaten sollen nicht so selten sein wie Regenbogen oder Feuerkugeln, sondern ein sanftes Licht soll stets bereit gehalten werden. Diejenigen, denen Glückskinder anvertraut worden sind, mögen nicht, ehe sie spenden, in den Kalender schauen. Sie können sich in der andern Sonnenwende daran erinnern, daß so viele bleiche Kinder dem Leben erhalten werden können, wenn sie in die Luft der Felder und des Waldes hinaus entsendet werden. Sie mögen sich alle Tage vorhalten, daß Väter und Mütter vom Krankenbette aufstehen, deren Leib gekräftigt werden muß, wenn sie von der Noth der Arbeit wieder gerufen werden. Es muß immer wieder gesagt werden, daß unsere christlichen Gemeinwesen, gleich den vorangegangenen heidnischen, noch weit davon entfernt sind, für die Verwirklichung jenes Gottesreiches zu arbeiten, zu welchem der anstrebende Lichterbaum mit dem Sterne auf dem Wipfel hinzudeuten scheint. Die wahre Menschenliebe scheint einer Sonne gleich das ganze Jahr hindurch.

Die vielen großen Maler, welche die Menschwerdung des Göttlichen verherrlicht haben, sind deßhalb immer einer Eingebung gefolgt, deren sie sich vielleicht, wie das im wahren Kunstschaffen meist geschieht, nicht bewußt wurden, die aber sicherlich in ihrer Sinnbildlichkeit der Mahnung zu Hilfe kommt, die ich eben ausgesprochen habe. Man sieht bei ihnen im Vordergrunde den ärmlichen Raum und die dürftigen Menschen, in deren Mitte sich

das Unerhörte ereignete. Aber der Hintergrund ist offen und man schaut durch ihn auf die dunkle Welt hinaus, über welcher Engel schweben. Ja selbst die Thiere sind nicht vergessen und gemahnen durch ihre Anwesenheit, daß auch an diesen stummen Wesen Barmherzigkeit geübt werden soll.

Eine solche Erweiterung des festlichen Gesichtskreises, wie sie von Nicolas Poussin beispielsweise in seinem Weihnachtsbilde nach der Seite des Raumes hin vorgenommen wurde, sollten wir auch nach der andern Perspective, derjenigen der Zeit, hin unternehmen. Es giebt so viele Veranlassungen, bei welchen das „Friede den Menschen!" in Nutzanwendung zu bringen ist! Es ist dafür gesorgt, daß die edlen Seiten des Menschen immer Stoff finden, an welchem sie die Kraft, die in ihnen lebendig ist, werkthätig umsetzen können. Dann schafft sie fort in der dumpfen Luft des Alltagslebens.

Im Weihnachtsfeste liegt viel Sinnbildliches. Wie gewöhnlich haben Diejenigen, unter denen dieser und jener Brauch entstanden ist, nicht an diese Bedeutung gedacht. Daß mitten im Qualm eines Bahnhofes jetzt grüne Haine ab- und ausgeladen werden und an Orten, die sonst nur der Pflege des Nutzens gewidmet sind, es grünt und sich glitzernd bewegt, das scheint mir darunter zu gehören. Solche Tage sind wie das Blitzfeuer eines Leuchtthurms. Das Licht strahlt auf und verdunkelt wieder; aber es deutet die Richtung an, in welcher der Schiffer auf dem wüsten Wasser steuern soll. Aus der Weihnacht in der Welt muß eine Weihnachtswelt werden,

in welcher die Worte des himmlischen Chores allenthalben in Thaten übergehen.

Etwas, das allen Fest-Theilnehmern der Weihnacht gleichmäßig sichtbar wird, ob sie im deutschen Hause auf Sicilien den Widerschein der Lampe draußen auf der Goldfrucht sehen, oder im hölzernen Gemache zu Hammerfest um den knisternden Julklotz versammelt sind, dessen Feuerschein das Sonnenrad bedeutet, ist die große Welt, in der wir als Insassen eines Kügelchens herum wandern. Wohl schaut das Kind, das der Bescheerung entgegengeführt wird, verlangenden Auges nach jenen Höhen voll von funkelnden Punkten und erspäht leicht im weißlichen Flimmer der Milchstraße den Schleier oder die Flügel des Christkindes, das sich gegen das väterliche Dach herabläßt. Am Himmel können sich die Blicke aller Menschen begegnen. Aber auch die Erwachsenen werden in keiner Winternacht so zahlreich ins Freie, unter die vielen Sonnen des Weltalls hinausgeführt, als in dieser. Keine Dunkelheit des ganzen Jahres ist belebter als diese. Darum werden auch in ihr die meisten Blicke den lichten Räumen außerhalb der Erde zugewendet.

Man hat sich oft über die Empfindsamkeit lustig gemacht, welche Liebende, die durch den Raum getrennt sind, antreibt, nach gemeinsamer Uebereinkunft irgend einen Stern zu betrachten, in dessen Schein sich ihre Blicke begegnen. Mir kommt das nicht lächerlicher vor, als die Aufsuchung irgend eines andern Zeichens der Annäherung und Erinnerung. Es begegnet mir oft, daß ich jenseits der Alpen, von meinem Fenster hinweg

durch die Reihe der Cypreſſen nach einem der höchſten weißen Gipfel im Norden blickend, mich mit der Vorſtellung erfreue, wie jene nämliche Höhe in weiter Ferne von Freunden auf der andern Seite des hohen Walles geſehen wird. Solches bringt eine Art von Heimatsgefühl hervor und ſänftigt das Unbehagen der Entfremdung. Auch in übertragener Bedeutung wäre es wünſchenswerth, wenn ſich die ſuchenden Augen oft in der Höhe vereinigten.

Vielleicht iſt Mancher, der an jenem Abend aus dem Menſchengewimmel oder aus einſamer Stube ſeinen Blick nach oben richtet, ähnlich geſtimmt. Für dieſen ſage ich, daß er gerade gegen Süden über ſich die Sonnen erblickt, die den Orion zuſammenſetzen: Ibtel Dſchauza, Rigel, Elindam und wie ſie alle heißen. Zwiſchen ihnen flattert Weltenſtoff, Nebelflecke, die den ungeheuerlichſten Fernrohren noch immer nichts Anderes zeigen, als Wölkchen von milchigem Glanz. Viele ſeiner Sonnen ſind Doppelſterne, die einen gemeinſchaftlichen Schwerpunkt haben und in Ewigkeiten einander entgegen zittern.

Hinter ſeinem öſtlichen Arm iſt die Milchſtraße ſichtbar. Gerne erheben wir uns, die wir in einem ſonnenarmen Theile des Raumes (mehr gegen das ſüdliche Kreuz hin) ſchwimmen, mit unſerer Vorſtellung zu jenen Ringen, in welchen die Sonnen lagern gleich dem Sand an der Meeresküſte. Dagegen iſt freilich all' unſer Weihnachtsglanz nur wie der Schimmer eines Glühwürmchens.

Vom Orion hinab gegen den Geſichtskreis iſt ein Strom von Geſtirnen, an beiden Ufern von der Nacht

eingedämmt. Es ist der Eridanus-Fluß. In ihn stürzte Phaeton, der den Sonnenwagen zu lenken sich vermaß. Er wollte das Licht nach seinem Gutdünken lenken und setzte Himmel und Erde in Brand.

Aber es ist nur ein Theil jenes Eridanus-Flusses am Himmel, von dem einzelne Sonnen über unsern Gesichtskreis emporschauen. Der andere Theil ist uns verborgen und wird von anderen Erdtheilen aus gesehen. Wer dort ein ihm freundlich zugewandtes Menschenkind hat, der mag sich mit dem Gedanken vergnügen, daß die Blicke desselben den übrigen Theil dieses Lichterstromes treffen — so ist es am Himmel. Und Aehnliches geschieht auf der Erde, denn das innere Auge jenes Freundes wird nicht minder auf dem andern Lichterstrom verweilen, der heute sich von Land zu Land zieht. Der Raum der Erde trennt, das Licht des Himmels verbindet die beiden Menschen.

Der Geist des Harpagon.

Vor einigen Jahren befand ich mich zur Weihnachtszeit an den Ufern des Quarnero. Es war schwüles Wetter, das Meer meist vom Südwind aufgeregt. Hier und da blühte noch neben dem Wege eine verblaßte Orchis, durch die Gärten wehte es wie Treibhausluft. Unter den wenigen Ansiedlern aus Norden, die sich damals an der Küste aufhielten, wurde Allerlei geplant, auf welche Weise man den bevorstehenden Heiligen Abend feiern solle.

Natürlich waren Alle für einen Weihnachtsbaum mit Lichterglanz und was dazu gehört. Es wurde hin und her gesprochen, in welchem Hause derselbe aufgerichtet werden solle. Da erhob sich Freund Camus und sagte:

„Man sieht, daß ihr Alle mit einander Philister seid, Ihr kommt über die Begriffe eurer Stubengewohnheiten nicht hinaus. An einem solchen Orte muß man anders Weihnacht feiern, als hinter den vier Pfählen."

Jeder war begierig, zu hören, was da kommen würde. Unserem Camus wurde viel zugetraut. Hatte er uns

doch erst im letzten Jahre eine närrische Geschichte vorgelesen, den „Weihnachtsabend unter Krokodilen". Wir brauchten nicht lange zu warten, denn er war alsbald mit seinem Vorschlage zur Stelle.

„Da draußen, in einem schönen Lorbeerdickicht, weiß ich eine Stelle, an welcher vier oder fünf Erdbeerbäume neben einander stehen. Es kann dort kein Wind hinzu, denn eine Mauer schützt sie. Diese Bäume befinden sich jetzt in voller Blüthe, wie ich erst gestern gesehen habe. Am Mittag haben die Bienen darum herumgeschwärmt, wie wenn es Frühjahr wäre. Neben den Blüthen hängen aber auch die rothen Früchte daran. Da gehen wir hin, stecken unsere Lichtchen auf und halten dort bei den Bäumen unsern Weihnachtsabend."

Der Vorschlag wurde von Allen gegen wenige Stimmen, die ihn zu unbequem fanden, angenommen. Es hätte auch kein Widerspruch mehr geholfen. Denn wenn Freund Camus sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, so mußte es durchgeführt werden.

Es besorgte deßhalb ein Jeder seinen Beitrag zu dem kleinen Familienfeste und fand sich zur rechten Zeit an einer Stelle ein, von wo aus uns Camus zu seinen Erdbeerbäumen führen sollte. Wir kamen zu einem öden Theile der Küste, wohin noch Keiner von uns den Fuß gesetzt hatte. Ich war der Einzige außer Camus, dem diese Stelle am Fuße des Berges einigermaßen erinnerlich war. Wenn ich mich nicht täuschte, war es irgendwo hier in der Nähe, wo nach dem Glauben der Leute in Winternächten Unholde aus dem Berge hervorbrechen sollten, welche den Leuten Schweine und Truthähne

stahlen und ihren Schlaf durch wüste Gesichte unterbrachen.

Bald gelangten wir zu einem eisernen Thor, dessen Stangenwerk ganz und gar von Rost zerfressen erschien. Es war halb offen, gab aber einen abscheulich schrillenden Ton von sich, als wir es weiter aufstießen. Es war schon fast die Dämmerung eingetreten, und eine Fledermaus, welche das warme Winterwetter herausgelockt hatte, flog aufgeschreckt durch die Aeste einer der Trauerweiden, welche die Mauer überschatteten.

Nach wenigen Schritten standen wir vor den Erdbeerbäumen. Es wurde der größte davon herausgesucht, mit kleinen Wachskerzchen besteckt und diese wurden angezündet.

Es war ein allerliebster Anblick. Die kleinen weißen Blüthen, die carminrothen Früchte, die in der That Erdbeeren gleichen, obwohl die beiden Pflanzengeschlechter sich gar weit von einander unterscheiden, die Stille des Ortes brachten eine seltsame Wirkung auf uns Alle hervor. Wir empfanden, daß sich Camus in der That etwas Außerordentliches ausgedacht hatte.

Nachdem unter lustigen Bemerkungen die Geschenke vertheilt und ausgetauscht worden waren, sagte Camus:

„Wir können es mit diesem Weihnachtsbaume nicht so auf sich bewenden lassen, wie mit einem andern, der unter einem Dache steht. Wir müssen ihn sofort plündern."

„Was ist denn da zu plündern?" fragten die Genossen.

„Nun, die Früchte!"

Jeder versuchte eine derselben. Keiner aber brachte

es zur zweiten, da der widerlich fade und schleimig süße Geschmack nicht behagte.

Nur Camus ließ es sich nicht nehmen, daß ihr Wohlgeschmack den der Wald-Erdbeere, ja der Ananas, übertreffe. Er aß davon ganze Hände voll hinein.

Mittlerweile war ein Mann in Hemdärmeln herangekommen. Da unseres Wissens kein Haus in der Nähe lag, so wunderten wir uns über den Ankömmling. Zuletzt dachten wir, es sei ein Mensch, der in der Nähe, im Dickicht, Zweige abgehackt habe und durch den Lichterglanz angelockt worden sei.

Lächelnd schaute dieser unserem Camus zu, wie er eine Handvoll der rothen Beeren nach der andern verschlang.

„Nicht wahr, sie schmecken gut?" sagte er zu Camus. „Noch viel besser aber ist der Geist, denn ich daraus brenne. Wenn Sie verschwiegen sind, will ich Ihnen solchen vorsetzen."

„Warum sollen wir schweigen?" fragte Camus erstaunt.

„Es ist nur wegen der Finanz," entgegnete der Mann verlegen.

Keiner hatte Lust, der Einladung Folge zu leisten. Camus aber war nicht der Mann, bei irgend einer seiner Liebhabereien auf dem halben Wege stehen zu bleiben. Nach den Früchten mußte nun auch das Destillat gekostet werden.

Wir löschten die Lichter nicht aus. Während wir uns entfernten, schauten wir uns manchmal nach ihnen um. Der Baum glich einem großen Irrwisch.

Der Mann führte uns in der entgegengesetzten Richtung, von welcher wir gekommen waren. Wir betraten mit ihm ein langes, schmales, nur aus einem Erdgeschoß bestehendes Gebäude, das keine Aehnlichkeit mit den Bauernhäusern dieser Gegend hatte. Es steckte mitten im dichtesten Gestrüpp von Lorbeern und Thujen. An seinen beiden Enden erhoben sich hohe Cypressen.

Keiner von uns hatte es je gesehen. Das war kein Wunder, denn es lag so verborgen im Dickicht, daß man es nur zu erblicken vermochte, wenn man gerade davor stand.

Eben so sonderbar war die innere Eintheilung desselben. Es bestand nur aus einer winzigen Kammer und einem langen Raume, der fast das ganze Gebäude einnahm. Die Wände waren ganz kahl und von unten herauf bis zur Mitte von Feuchtigkeit durchdrungen, die ihnen eine widerwärtig graue Farbe verlieh. Eine unheimliche Behausung für einen Weihnachtsabend.

Der Mann ging zu einer Truhe, öffnete sie und nahm eine Flasche heraus, wele er Camus hinhielt. Sie war zur Hälfte mit einer weingelben Flüssigkeit angefüllt und mit einem breiten Kork verschlossen, der mit einem schmutzigen Lappen umhüllt war.

Außer Camus fühlte sich Keiner versucht, aus dieser Flasche zu trinken.

„Es ist das erstemal," sagte er, „daß ich vom Geiste dieses edlen Baumes zu versuchen bekomme."

Er nahm einen Zug.

„Ein köstliches Getränk," fuhr er fort, indem er behäbig mit der Zunge schnalzte.

Nachdem er einen kleinen Theil vom Inhalte der Flasche geleert und den Mann der wunderlichen Behausung entlohnt hatte, traten wir Alle zusammen den Rückweg an. Wir gedachten den Rest des Abends bei Einem aus unserm Kreise zuzubringen, der in geringer Entfernung ein Landhaus besaß.

Auf dem Wege dorthin, während wir neben dem dunklen Meere hergingen, welches mit eigenthümlichem Dröhnen gegen den Strand schlug, hängte sich Camus plötzlich an meinen Arm und sagte mit einer Betonung, die ich niemals bei ihm vernommen hatte:

„Sind das nicht verrückte Menschen, diese Deutschen! Wie viel Geld mag heute im Weihnachtsflitter verthan worden sein, und wie wohlfeil sind wir durchgekommen!"

Nicht bloß die veränderte Stimme, sondern noch mehr diese Worte überraschten mich. Camus war nicht nur ein guter Deutscher und allem wälschen Wesen abgeneigt, sondern auch ein Mensch, bei dem ich noch niemals eine Regung von Sinn für das Ersparen wahrgenommen hatte.

Ich machte eine scherzhafte Bemerkung in diesem Sinne. Er antwortete:

„Es ist merkwürdig, was jetzt in mir vorgeht. Ich sehe Sachen, an die ich nie gedacht habe, obwohl ich hundertmal desselben Weges gegangen bin. Zum Beispiele, der Steinbruch da — wie oft habe ich mich über die brennrothen Felsen gefreut! Ich sage dir, es war lauter Narrethei. Ich wüßte Einen, den man damit recht anführen könnte. Es sieht aus, als ob die Felsplatten tief hinabgingen. Es ist aber unter ihnen

lauter brüchiges Zeug. Der wird Augen machen, wenn ich ihm die Quadratklafter um zehn Gulden verkaufe und er findet nur Schotter. Ich habe keine Ruhe mehr, bis das Geschäft gemacht ist!"

Ehe ich antworten konnte, fuhr er fort:

„Wie gesagt, ich begreife nicht, was mit mir geschieht. Zum Kukuk auch (und dabei machte er eine Armbewegung, wie wenn er etwas von sich abwehren wollte), mir scheint, ich bin umgetauscht worden."

Wir hörten in der Dunkelheit Schritte, die uns entgegenkamen. Es waren offenbar Leute, die bereits nach dem Städtchen gingen, um sich die Zeit bis zur Christmette in irgend einer Osteria zu vertreiben.

In diesem Augenblicke erhellte einer jener Blitze, die im Spätherbst und Winter so häufig fast ununterbrochen das Wehen des Südwindes auf dem Meere begleiten, die Straße. Wir sahen zwei Männer vorübergehen, die uns grüßten. Sofort versank wieder Alles in dichte Finsterniß.

„Das war der Meriuzzo," sagte Camus. „Aber alt ist er geworden."

Mich wunderte bereits nichts mehr, was mein Begleiter sagte. Da er nicht trunken war und es nicht sein konnte, so mußte er irgend eine mir noch unerfindliche Posse im Schilde führen.

„Dem habe ich die Mandel gegeben," sagte er. „Sie ist ihm Halse stecken geblieben. Man sieht's ihm an, daß er seither keinen guten Tag mehr gehabt hat."

Um das zu verstehen, muß man wissen, daß sich die Küstenbewohner den Begriff der „Mandel" von den

Wälschen geholt haben. Wer, im Besitze hinreichender Mittel, irgend einem verschuldeten Bauer ein Darlehen in der Aussicht gewährt, daß derselbe es nicht zurückzuzahlen vermag, und später in der öffentlichen Versteigerung bei dem allgemeinen Mangel an Barmitteln sein Haus und Hof dem zahlungsfähigsten Gläubiger zufallen muß, der es alsdann weit unter dem Werthe erhält, von dem sagt man, er habe seinem Schuldner „die Mandel" gegeben.

Unser Freund, der Villenbesitzer, hatte die letzten Worte gehört.

„Da müßtest du ja der alte Postmeister sein," sagte er zu Camus; „denn der hat das gethan."

„Der ich bin ich auch!" schrie Camus. „Jetzt hab' ich's los, jetzt ist's heraußen, ich weiß, was immer in mir herumgedrückt hat, der Postmeister bin ich!"

„Das glaube ich kaum," erwiderte der Freund, „denn der schäbige Kerl ist schon vor mehr als zehn Jahren gestorben."

„Nicht wahr ist's," sagte Camus laut. „Und zum Beweise dafür wollen wir den nächsten Besten fragen, der uns begegnet."

Es währte nicht lange, und wir vernahmen abermals Schritte. Die sonst so öde Straße war belebt in der Heiligen Nacht. Camus blieb stehen und zündete eines der Lichtchen an, die ihm von seinem Vorrathe für den Weihnachtsbaum in der Tasche geblieben waren. Es waren zwei ältere Bäuerinnen, die herankamen.

„Bin ich der alte Postmeister oder bin ich's nicht?" redete Camus die beiden Weiber an.

„Der alte Poſtmeiſter?" ſagte die Eine lachend, „nein, der ſeid ihr nicht. Der wohnt ſchon lang da drüben; Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig, wie er uns um die Hütte gebracht hat!"

Dabei deutete ſie nach der nämlichen Richtung, von welcher her wir gekommen waren.

Die Weiber gingen ihres Weges; Camus aber ſagte höhniſch:

„Gleichviel, mögen ſie ſagen, was ſie wollen, das Geld habe ich. Und wenn ſie mir beim hellen Tage auf der Straße begegnen, ſo ſagen ſie: „Gott gebe euch einen guten Tag, Herr Poſtmeiſter!" Und wenn ich Einen beohrfeigen will, ſo kann ich's thun, er muß ſich's gefallen laſſen, denn er iſt mir ſchuldig. Und wenn ich ihm ſage: Schick' mir zum Zeitvertreib deine Tochter, ſo muß er's thun, denn er iſt mir ſchuldig. Da kommen ſie hergelaufen, heulen Einem vor, da iſt der Fußtritt ein Vergnügen!"

Räthſelhaft war mir nur, woher mir Camus, der ſich noch nicht lange Zeit an der Küſte aufhielt und ſich um Leute von der Art dieſes Poſtmeiſters ſo wenig bekümmerte, als etwa um eine Schmeißfliege, Kunde von dieſem noch dazu längſt verſtorbenen Menſchen erhalten haben konnte.

Plötzlich brach er in eine Art von Wuthgeheul aus.

„Ha, die ſtädtiſche Umlage auf Branntwein wollen ſie erhöhen, die Hallunken!"

„Nun, und was geht denn das dich an?"

„Wie!" rief er zornig, „das ſoll ich mir gefallen laſſen? Vier Gulden auf den Hektoliter mehr! Wie

komme ich da mit meiner Bude für die Steinbruch-arbeiter durch! Ist mir alle Tage ein Schaden von fünf Gulden!"

„Das macht ja dir nichts, Postmeister," sagte ich, auf seinen Gedankengang einlenkend. „Du bist ein reicher Mann, hast ein Dutzend Pferde, ein Dutzend Häuser, Weinberge, Oelgärten, den größten Kaufladen, Bank-noten in ganzen Haufen. Was liegt dir an der Bude?"

Camus schwieg eine Weile und blieb stehen. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und sagte wieder in einem ganz veränderten Tone:

„Mir kommt vor, als ob mir das Hirn zusammen-schrumpfte und der Kopf immer enger würde. Früher war es hell, jetzt wird's trüb."

Ich wußte nicht mehr, was ich aus all dem machen sollte. Wir gingen neben einander her, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich sagte er mit einer Stimme, der man die unterdrückte Wuth anmerkte:

„Und dann, der hergelaufene Lump, der mir gegen-über den neuen Kramladen aufthut und wohlfeiler ver-kaufen will, als ich! Aha, es nützt ihm aber nichts."

Dabei brach er in ein seltsam roh klingendes Ge-lächter aus.

„Warum nützt es ihm nichts?" fragte ich, um nur irgend Etwas zu sagen.

„Weil kein Mensch zu ihm gehen kann, denn Alle sind mir schuldig. Sehe ich Einen, der hineingeht, so verklage ich ihn und lasse ihn auspfänden."

„Wenn er aber von der Hinterthür hineingeht?" sagte unser Freund, der Villenbesitzer.

„Auf so Etwas sollte ich kommen!" rief Camus, die Fäuste ballend.

Es schien, als ob auf jeden Paroxysmus der gereizten Selbstsucht ein Rückfall käme. Denn unser Genosse fuhr fort:

„Ich weiß nicht — früher, wie ich noch der Andere war, habe ich mich besser gefühlt, obwohl ich nichts gehabt habe. Mir scheint jetzt Alles so dunkel, wie wenn ich aus einem hellen Zimmer in den vollen Keller hinunterginge."

„Noch nie," fuhr er nach einer Weile fort, „hat mich der Peterspfennig so geärgert, wie zu dieser Weihnacht."

Der Peterspfennig? Das war eine neue Ueberraschung. Camus hatte uns immer zwar nicht als Freigeist, aber doch als kirchlichen Satzungen fernstehend gegolten.

„Ja, der Peterspfennig. Glaubt ihr denn, die Geistlichen würden den Bauerweibern mein Geschäft empfehlen, wenn ich mich's nicht jedes Jahr etwas kosten ließe? Jetzt aber fällt's mir immer schwerer, denn die Bauern haben mit jedem Jahre weniger Geld. Das Geschäft geht elend."

„Mich wundert nur Eines," sagte ich, „nämlich, daß unser sonst so enthusiastischer Freund Camus, nachdem er plötzlich auf wunderbare Weise ein reicher Mann geworden ist, sich mit so schalem und fadem Zeug herumschlägt."

Unser Freund, der Villenbesitzer, hatte, wie ich zu verspüren glaubte, sich schon längst über diese Farce

unseres Camus geärgert. Vermuthlich hielt er es für geschmacklos, am festlichen Abende die Rolle eines gewöhnlichen Menschen zu spielen, dessen Sinnen und Trachten niemals von etwas Anderem als dem Begriffe Geld in Anspruch genommen worden war.

Spöttisch sagte er deßhalb: „Indem er die eine Erbschaft gemacht hat, ist ihm dafür seine andere, alte, verloren gegangen. Er ist ja jetzt nicht mehr Camus, sondern der blöde Geldmensch. Einem Rind aber gebe man so viel Geld wie immer, es wird sich doch nur Heu dafür kaufen."

Camus beobachtete diesen Ausbruch der Verdrießlichkeit nicht, sondern fuhr eifrig fort: „Der Kukuk hole das ewige Blitzen! Das bedeutet wieder nichts als Scirocco und Regen. Die Wege werden weich, und das Fuhrwerk, das mir die Stämme des Fichtenwaldes herabholt, den ich auf dem Berge hatte niederschlagen lassen, kostet mich das Doppelte."

Dies sagte Camus, welcher sonst nicht Worte der Verwünschung genug für diejenigen hatte, die einen schattenreichen Baum fällten.

„Eigentlich war es eine rechte Dummheit von mir, jetzt schlagen zu lassen. Das Holz ist ja, Gott sei es geklagt, wieder einmal so viel wie nichts werth."

Mittlerweile kamen die Lichter aus dem Landhause unseres Freundes in Sicht. Dort stand erst noch die Christbescheerung bevor, die nach dem Willen unseres Freundes für uns eine allgemeine gewesen wäre, wenn wir uns nicht der poetischen Caprice unseres allgeliebten Camus hätten fügen müssen.

Das hinderte aber nicht, daß wir uns am Jubel der Kleinen erfreuten. Es ging uns das Herz auf, und mancher Gedanke floh in weite Ferne der Zeit und des Raumes. Nur Camus behielt die gleiche blöde, theilnahmslose Miene bei, die er seit der letzten Stunde angenommen hatte.

Er benützte einen Augenblick, in welchem sich Alles mit den Geschenken der Kleinen beschäftigte, um mir zuzuflüstern: „Ich weiß nicht, ob er's gerade nothwendig hat. Das Zeug kostet ja eine Menge Geld, schon die Fracht macht etwas aus. Wo muß er die Fichte her haben? Die hat er gewiß von Jemandem gekauft, der sie in meinem Walde gestohlen hat."

Unser Freund warf manchmal einen prüfenden Blick zu Camus herüber, in welchem ich die Besorgniß las, derselbe möchte in einer seiner unberechenbaren Launen das nämliche Spiel hier im lichterhellen Gemache vor dem Weihnachtsbaume fortsetzen, das er auf dem Herwege mit uns getrieben hatte.

Es geschah aber nichts dergleichen. Seine Augen starrten allerdings fast unverwandt in die Lichter des Baumes, über sein Gesicht aber flog wieder jener bewegliche Zug, den wir sonst an ihm kannten.

Das Abendessen wurde aufgetragen. Die Fenster waren geöffnet und die laue Luft strömte herein. Manchmal erblickten wir beim Leuchten der Blitze irgend eine der weißen Bildsäulen des Gartens. Götter standen dort unten unter dem Lorbeer. Ihre Gestalten tauchten wie plötzliche Enthüllungen aus der Nacht hervor.

Auf einem Felsen nahe am Meere hatte unser Freund

eine Aeolsharfe anbringen lassen. In ihren Saiten spielte der Südwind, und wir hörten durch die Nacht hindurch ein seltsames Tönen, wie vom Uranfange aller Dinge und ein Sang vom Spiegelgebilde der himmlischen Gestirne im Wasser, in welchem schleimige Ungeheuer wohnen. Lust und Verlangen klangen zu uns herauf. Es war, als ob die große Mutter selbst mitten durch die Nacht des noch Ungeborenen hindurch ein Lied sänge. Das Rollen der Brandung gab eine dumpf dröhnende Begleitung.

Camus lauschte unverwandt mit einer Aengstlichkeit dort hinab, wie wenn vom Auffassen dieser Klänge sein Leben abhinge. Es ging irgend etwas in ihm vor, was sich des ganzen Menschen bemächtigte.

Es wurde Rheinwein aufgetragen. Camus bemächtigte sich eines Glases und leerte es in Einem Zuge. Dann stand er rasch auf und bat um die Erlaubniß, im Garten spazieren gehen zu dürfen.

Ich ging ihm nach, um zu sehen, was er dort unten beginnen würde. Ich fand ihn, wie er sich gegen einen Lorbeerbaum lehnte und den Klängen lauschte, die vom Meere kamen.

„Gott sei Dank," rief er, „ich bin wieder frei, es kommt wieder Licht und Luft in mein Seelenhaus herein. O, wie armselig bin ich daran gewesen!"

Mehr war diesen Abend nicht aus ihm herauszubekommen. Wir erfuhren nur, daß er die ganze Zeit über das Opfer einer ganz eigenthümlichen Täuschung gewesen sei, die nicht bloß ein Gesichtsphantasma war. Er hatte sich in der That urplötzlich für jenen Geld-

menſchen gehalten, als welcher er nicht nur ſprach, ſondern auch wirklich empfand. Er war während des ganzen Abends aus Angſt, Neid und Sorgen nicht heraus=gekommen.

„Ich laſſe mir's nicht nehmen," ſagte er, „mein altes Ich iſt in dem Augenblicke eingefroren, in welchem ich dort in dem ſonderbaren Hauſe jenen Trank koſtete. Aufgethaut iſt es wieder mit dem erſten Becher Rhein=wein. Mein erſter Gang morgen wird zu dem alten Giftmiſcher ſein."

In der That beredete er uns, am nächſten Tage den Ort wieder aufzuſuchen. Wir traten abermals durch die eiſerne Gitterthür ein.

Plötzlich rief unſer Freund, der Herr der Villa:

„Unmöglich, daß ich geſtern nicht daran dachte! Hier ſind wir ja auf dem alten, vor ungefähr zehn Jahren aufgegebenen Friedhofe. Und das Haus dort, in welches uns der Mann führte, das iſt die ehemalige Leichen=kammer."

Es war augenſcheinlich, daß es ſich ſo verhielt. Schon das ſchwarze Eiſenthor, dann die Trauerweiden und die Cypreſſen, ſowie eine gewiſſe, noch kennbare wellenartige Beſchaffenheit der Garten=Oberfläche hätten uns dies andeuten künnen. Es wurde uns eigenthüm=lich zu Muthe, als wir dieſe Entdeckung machten.

Noch größer aber war unſere Ueberraſchung, als wir unmittelbar hinter den vier Erdbeerbäumen an der Mauer eine Tafel fanden, welche nichts Anderes war, als der Leichenſtein des alten Poſtmeiſters. Auf ſeinem Grabe alſo waren die Bäume gewachſen, aus der Erde

war der Saft emporgestiegen, der unsern Camus zum andern Menschen gemacht hatte. Erst der Tropfen aus einer Erde, in welcher so viele Sänger und Helden schlafen und über der, menschlichen Augen unsichtbar, die herrlichsten Gebilde des Dichterlandes schweben, hatte ihm die finsteren Einbildungen vertrieben.

„Das war eine Weihnacht," sagte Camus mit einem fast seligen Lächeln, „an die ich denken werde. Wenn mir einmal Jemand wieder den Reichthum beneidet, so werde ich ihm meine Geschichte erzählen."

„Das thun nur diejenigen," sagte unser Gastfreund von gestern, „die nicht wissen, wie es dem reichen Menschen ergeht, wenn er nicht eine ideale Mitgift hat. Wüßten sie es, so würden sie das Neiden bleiben lassen."

Der Spaït in der Zeit.

Man hat gut sagen, es sei schön, daß die ganze Welt nicht über einen Kamm geschoren ist und die Liebhabereien und Neigungen der Menschen sich sehr von einander unterscheiden, so daß sie nicht nur verschieden, sondern sogar entgegengesetzt sind. Dieses Verhältniß mag zur Buntheit der Welt beitragen, aber manchmal ärgert man sich doch darüber. So geht es mir mit den Leuten im Süden jenseits der Alpen, die vom deutschen Weihnachtsbaum nichts wissen wollen. Uns Südländern, heißt es da (sie bilden sich ein, in einer andern Welt zu wohnen, obwohl sie ein Bahnzug von Morgens bis Abends nach dem Lande der Kymerier bringt), sind die nordischen Träumereien und Mythologien zuwider. Obwohl wir zwar selbst jeden Baum, dessen wir habhaft werden können, umhacken, mißfällt uns doch die Waldverwüstung, wie sie von den Deutschen für ihren Weihnachtsabend ausgeübt wird. Wir wollen nichts wissen von den eingepferchten Stuben und den Wachskerzen auf den

Fichtenzweigen, welche angeblich an das Christkind, in Wirklichkeit aber an einen verschollenen, barbarischen Gott des nordischen Himmels erinnern. Uns gefällt das Geschrei der Menge, das beleuchtete Kaufgewölbe, der laute Platz.

Arme Leute, welchen es versagt ist, den Lichterzauber des Waldbaumes in der Stube zu empfinden! Was ist der Platz, was die lärmende Straße? Derlei läßt sich alle Tage sehen. Wundersam aber ist, daß der grüne Wald ins Zimmer und ins beschränkte Leben des Menschen vordringt und noch wundersamer, daß ihn mitten in der Nacht Lichter und helle Augen bestrahlen. Es ist, als ob der gewöhnliche Lauf der Dinge unterbrochen wäre. Das Seltsame geschieht, das Gewöhnliche hört auf.

Sogar die Sonne macht es nicht anders. Sie scheint eine Weile stehen zu bleiben, bevor sie eine, der bisherigen entgegengesetzte Bewegung annimmt. Man kann das mit einer Rakete vergleichen, welche sich besinnen will, bevor sie umkehrt. Der gewöhnliche Gang des ununterbrochenen geschäftigen Flusses ist aufgehoben.

Ob es in Wirklichkeit geschehen ist, oder nur im Entwurfe besteht — ob Farben dazu verwendet worden sind, oder nur Tinte, das ist einerlei in Bezug auf das Gemälde, welches ich sofort vorführe. Es ist in jenem Style altdeutscher Meister aufgeführt, nach welchem eine Hauptaction die Mitte der Leinwand einnimmt, ringsherum aber im Gevierte, in kleinen Nischen, allerlei Kleinkunst angebracht ist. Flügelbilder, die zu dem Bilde in der Mitte sich verhalten wie Traumgebilde,

in welchen die Erlebnisse des Tages auf- und untertauchen.

Schauen wir uns das erste dieser Flügelbilder an, so sehen wir in einem mit Holz ausgetäfelten Saale eine Gesellschaft von kräftigen Männern, alle miteinander in Leder oder zottige Felle gekleidet. Auf dem steinernen Boden liegt ein breiter Fichtenklotz und zerfällt langsam in Glut. Der Qualm, der von ihm aufsteigt, schwärzt die Pfosten und den Dachstuhl. Sie schmausen und trinken.

Plötzlich öffnet sich die Thüre und drei Männer, zum Theil mit Schnee bedeckt, in welchem sie draußen herumgewatet sein mußten, treten in den hölzernen Saal. Bei ihrem Anblick stehen die Uebrigen auf und stoßen Freudenrufe aus. Es sieht aus, wie wenn sie eine frohe Botschaft, etwa eine Siegesnachricht brächten.

Der Künstler erklärt uns, was da vorgeht. Die Männer des Nordens haben drei Boten auf den hohen Berg geschickt, daß sie nachschauen sollen, ob der Sonnenball auf seinem abschüssigen Wege nach Nebelheim immer noch sinkt. Nun kehren sie mit der Kunde heim, daß er stille steht — ein Zeichen, daß er alsbald beginnen wird, eine andere Bahn aufwärts zum Wohnsitz der Götter einzuschlagen. Die Zeit steht stille, die Bahn des Werdenden ist unterbrochen.

An der Tapetenwand hängt eine Pendeluhr und neben der Thüre ein Blockkalender, von welchem alle Blätter bis auf acht heruntergerissen sind. Statt des Fichtenklotzes brennt eine Gasflamme und statt Bragir's Becher stehen einige entkorkte Weinflaschen auf dem

Tiſche. Zeitungen liegen vernachläſſigt auf Stühlen umher.

Zu jeder Stunde eines andern Abends im ganzen Jahre wäre die Stube nicht öd geweſen und wären die mit Druckerſchwärze bedeckten Papiere nicht faltig da und dort herumgelegen, ſondern hätten unter erregten Händen geraufcht. Rüſtungen, Todtſchläge, Umtriebe, Wirren, der viel veräſtelte Strom menſchlicher Bosheit hätten den Gedanken und Geſprächen der hier Verſammelten Inhalt gegeben. Heute ſcheint das Alles verſiegt. Die Zeit ſteht ſtill, die bewegten Wellen raſten in einer glatten Fläche, von welcher die Lichter des Himmels wiedergeſpiegelt werden.

Auf einem dritten Bilde ſieht man eine Bauernhütte im verſchneiten Hochgebirg. Hier und dort wandeln Funken an den Bergen hinauf. Es ſind die Fackeln der Menſchen, welche über den knarrenden Schnee zum Gottesdienſt der Mitternacht gehen.

Wo der Fiſchernachen über die Wellen dahinglitt, dort ſteigt in der geweihten Nacht die Stadt empor, welche vor undenklichen Zeiten verſank. Nächtliches Volk eilt zum Dome, Lichter glühen, auf goldenem Throne ſitzt der König im Purpurmantel. Man ſieht, was längſt im Zeitenſtrome verſchwunden war. In dieſem ſtarren Strome klafft eine Oeffnung. Man ſchaut wie durch die Spalte eines Gletſchers hinab.

Ein anderes Bild.

Der Wald iſt mit dem Weihnachtsbaum in die Stube hineingedrungen und bringt eine Ahnung vom Leben, das ſich ewig fortſetzt, wenn man von derlei überhaupt

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

auf dieser Erden reden kann. Gehen wir aber in den wirklichen Wald hinaus, dessen Bäume jetzt nicht grün, sondern schneebedeckt dastehen und die nicht vom Licht der Kerzen, sondern von dem des kalten Mondes beglänzt werden, so haben wir das letzte Nischenbild. Es ist ein alter Friedhof, und zwar ein echt deutscher, nicht ein wälscher mit Bogengängen, prunkenden Marmorsteinen auf den Gräbern der Reichen und Unkraut auf den verwahrlosten Erdhaufen der Armen, sondern ein wirklicher deutscher Friedhof im Haine und sein Herr ist der wirkliche Freund „Hain", der die Schläfer mit seinem Frieden zudeckt.

Wir hören die Worte der Edda:

Du giebst den Gräbern zu guten Namen,
Wenn du sie Wälderwohnungen nennst.

Die Elben, die in den Fichten und Tannen sitzen, gedenken der Zeit, in welcher man ihnen, wie den Nixen und Wassermummeln, die in den Quellen wohnen, Lichter anzündete. Denn damals war diese Nacht ein Fest des Waldes, bei welchem die Menschen das grüne Leben feierten, das sich vom Frost der längsten Winternacht nicht ertödten läßt und das lebendige Wasser, das unter dem tiefsten Eise fortquillt.

Und durch den weißen Todtenhain geht es wie eine Ahnung süßen Friedens und unzerstörbarer Ruhe.

Jetzt müssen wir uns aber auch das Hauptbild anschauen, um welches herum die Bilder in den Nischen angebracht sind.

Hier sehen wir Vater und Mutter mit den Kindern um den beleuchteten Weihnachtsbaum versammelt. Es

ist das kein so seltsames Stück, wie die kleinen Flügelbilder, denn es hat wohl schon Jeder derlei gesehen. Doch findet man an ihm eine Besonderheit, durch welche zugleich auch alle die anderen Bilder erklärt werden. Denn, was man hier zu sehen bekommt, ist der bedeutungsvolle Zug, den Alle gemeinschaftlich haben.

In der Decke dieses festlichen Zimmers klafft nämlich ein Spalt. Durch diesen sieht man unendlich weit hinauf in den glänzenden Himmel. Wir fühlen, daß dort oben die Ewigkeit ist, es kommt uns vor, als ob Verzückung von dort herabflöße. Mienen und Augen der Menschen um den glänzenden Baum herum sind anders als zu jeder andern Stunde des Jahres.

In Wirklichkeit aber hat der Künstler mit dieser klaffenden Oeffnung gewiß nur den Riß oder Spalt im Gewebe der Zeit wie durch ein Sinnbild andeuten wollen. Es ist dies der nämliche Spalt, den wir auch auf den anderen Bildern gewahren, und den zu empfinden wir für das schönste Geschenk halten, welches uns diese wunderreiche Winternacht zu bieten vermag.

Magische Weihnacht.

Jetzt werden daheim die Lichter des Weihnachtsbaumes angezündet, sagte ein deutscher Ansiedler auf Te Ika A Maui, der nördlichen Inseln von Neu-Seeland zu den Seinigen.

Es war in den Morgenstunden. Der Sommertag versprach recht warm zu werden. Schon hing an den höchsten Bergen, auf denen der Schnee sich fast zum Gipfel zurückgezogen hatte, hier und dort ein dicht geballter Wolkenstreif, den Thalbewohnern das Vorzeichen schwüler Stunden. Zahlreiche Vögel, schwarze Tuis, goldglänzende Tauben, rothe Papageien lärmten in dichten Wipfeln. Scharlachroth glänzten in der Morgensonne die Beeren der cypressen-ähnlichen Sacrydium, wunderliche Drachenbäume, riesenhaft vergrößerten Moosstengeln vergleichbar, warfen ihren Schatten auf den Schaum, der im Flusse unterhalb des Wasserfalles herab schwamm. Tief purpurroth schimmerten aus dem Grün die Blüthen des Meterocideros, des Weihnachtsbaumes, hervor. Wie wenn

es eine nordische Birke gewesen wäre, so hingen seine Zweige gegen die Farun herab, die unter ihm emporschossen.

„Man muß sich anstrengen," sagte ein Mann, der erst vor kurzer Zeit aus Europa angekommen war, „um aus den altgewohnten Vorstellungen herauszutreten. Es ist schwer, sich vorzustellen, daß jetzt über weiten Landschaften dieser Erde die Weihnacht liegt. Dort schimmert es durch das Dunkel auf die verschneiten Wege. Das Christkind fliegt, eine lichte Spur zurücklassend, durch den frostigen Himmel. Ein süßer Geruch von Backwerk, Wachs und Fichtenharz vermengt sich mit der Ofenluft. Man sieht sich schier genöthigt den Kopf zwischen die Handflächen zu fassen, zu greifen, ob man wirklich lebt, um das zu fassen."

Der Angeredete sagte:

„Ich will's nicht ableugnen. Wir Andere aber sind durch die Gewöhnung an dieses Land schon so abgestumpft, daß wir nicht leicht an das Wunder denken. Wir nehmen Alles hin, wie es bei uns ist und zerbrechen uns wenig den Kopf darüber, wie es in einer fremden Welt über den Wassern ausschauen mag."

Als sich die beiden Männer, von ihrem Spaziergange zurückkehrend, dem Hause näherten, in dessen säulengetragener Vorhalle sie erwartet wurden, sahen sie schon Aeste des Weihnachtsbaumes mit den rothen Blumendolden am Eingange stehen. Sie waren von den Arbeitern im Walde abgeschnitten worden, um das Fest zu schmücken. Diese erzählten dem Herrn, was sie gethan hatten. Als sie am Ufer des hellen Flusses die

Aeste und Stämmchen holten, waren ihnen Singalesen begegnet, Matrosen eines Schiffes, das weit draußen, jenseits der weißen Brandung, auf der Rhede lag. Diese waren gegangen, um Wasser in ein Faß zu schöpfen.

Von den Singalesen wurden sie gefragt, was sie mit den grünen Stämmchen zu beginnen dächten. Sie sprachen von der Weihnacht, und immer mehr sollten sie den braunen Menschen erklären, sogar so weit kamen sie ins Gespräch, bis sie den Ceylon-Leuten andeuteten, es werde der Tag gefeiert, an welchem Gott Mensch geworden sei.

Das Seltsame war, daß diese Heiden ihren Beifall zu erkennen gegeben und verständnißvoll zugenickt hatten. Dadurch würden sie sich als Christen erwiesen haben, wenn es nicht augenscheinlich gewesen wäre, daß sie von dem Feste der Weihnacht und seinen Gebräuchen nicht das Mindeste wußten.

Während sie dies besprachen, tauchte hinter den Lebensbäumen, zwischen denen sich der Reitweg hinter der Halle hinzog, eine merkwürdige Gestalt auf. Es war ein hagerer Mann mit schneeweißem Haar und Bart, ein dickes Rohr in der Hand, das er mit jugendlicher Geberde in der Luft herumschwang, welcher langsam herankam.

Er sah aus, wie sich die Inder ihre Zauberer des nördlichen Gebirges vorstellen, wenn sie Luftgeister beschwören.

Dieser Alte grüßte die Beiden, indem er sie auf Deutsch anredete. Der Colonist sagte zum jüngeren

Begleiter, der Doctor würde ihnen erklären können, was jene Singalesen gemeint hatten. Denn der alte Doctor sei erfahren in den Bräuchen aller Völker von der Timor-See bis zum bengalischen Golf. Viele Jahre lang habe er auf Java gelebt und sei als Schiffsarzt ungezählte Mal von den Marengen zum fünften Erdtheil gefahren, bis er endlich hier, an den Vorstaffeln des Berges Egmont, seinen Hafen gefunden. Der Heimat habe er vor vielen Jahren als Verfolgter den Rücken gekehrt.

Der alte Doctor hörte aufmerksam an, was ihm die Colonisten erzählten. Dann sagte er:

„Ist etwa nicht Buddha als fünffarbiger Strahl in den Leib seiner Mutter eingezogen? Predigt doch den Menschen des Ostens etwas Neues! Was ihr ihnen auch sagen mögt von alten Wundern und Sinnbildern, ihnen ist das Alles schon gesungen worden!“

Die Männer verstanden ihn nur zur Hälfte. Als der Doctor dies vernahm, fuhr er fort:

„Es ist gerade gut, daß ich daran denke. Mein Kosmorama habe ich schon lange Niemandem mehr gezeigt. Wenn ihr heute Abend ein Stündchen frei habt, so besucht mich drüben in meinem Hause. Ich befinde mich eben in der Laune, das alte Geräthe wieder einmal vorzunehmen. Es ist seltsam, daß ich auf dem Wege schon an etwas dergleichen dachte.“

Er schüttelte den Beiden die Hand und schritt dem Gestade zu, das ein Gestrüpp von Farnkräutern bedeckte. Seine Schritte verhallten in dem Summen, welches vom

Anprall der breiten Wellen des Oceans den ganzen Küstenstrich durchzog.

„Am heiligen Abend," sagte der ältere Colonist, „habe ich keine Lust meine Kinder daheim sitzen zu lassen und in das Nest des alten Sonderlings zu gehen."

„Aber ich werde hinübergehen," sagte der Jüngere. „Ich muß wissen was er dort drüben ausbrütet."

Der Tag war heiß. Kein Blättchen rührte sich an den hohen Stengeln der Baumfarne.

Nachdem die Christbescheerung vorüber war, erinnerte sich der jüngere Colonist an das Versprechen, welches er dem Doctor gegeben hatte. Die Neugierde veranlaßte ihn dazu. Schon hatte, um in der Sprache der Eingeborenen zu reden, die Schnur, mit welcher Sonne und Mond verknüpft sind, durch das Hinabsinken des ersteren den letzteren aus verborgenem Geklüfte heraufgezogen, als er den Weg antrat.

Freundlich wurde er vom Doctor willkommen geheißen. Der Doctor fragte nicht nach dem Verbleib des Andern. Alsdann führte der Gastwirth ihn in die Stube, setzte ihn auf einen weichen Pfühl und brachte schweren, süßen Wein vom Cap.

„Dies ist ein Traumkissen," sagte der Doctor.

Nach einiger Zeit fragte der Colonist nach dem Kosmorama. Der Doctor lächelte und holte ein Kästchen herbei, in welchem sich allerlei Gerümpel vorfand. Da war ein altes Geschirr, einige vertrocknete Rosen, der Schädel irgend eines Thieres, eine Art von hölzernem Haspel.

Der Doctor bot ihm persischen Tabak an und bald

waren die Beiden von einer bläulichen Wolke umgeben. Der Coloniſt wußte nicht, wie ihm geſchah, er vermochte nicht zu unterſcheiden, ob der Doctor mit ihm ein Spiel trieb oder ob das ernſthaft, was er zeigte, und ſagte:

„Ihr glaubt wohl, daß hier ein magiſches Stück aufgeführt werden ſoll? Mit nichten. Es giebt keine verſtrickendere Zauberei, als das, was Jeder ſieht, was Alle wiſſen und was Tag für Tag vorgeht. Das Weihnachtsfeſt zum Beiſpiel kommt auch als etwas ganz Gewöhnliches vor, und ſelbſt die Schiffsknechte, die heute dort ausgegangen ſind, um Trinkwaſſer zu holen, haben ſich nicht darüber gewundert, daß ein Gott Menſch wird. Das Gewöhnliche iſt das Magiſche. Darum wird Euch auch alsbald mein Kaſten hier als Kosmorama erſcheinen. Ich ſage nicht Georama, Erdſchau, ſondern Kosmorama: Weltſchau. Denn um in ihn hineinzublicken, muß man erſt die Erdenbrille ablegen, die uns am meiſten zum Sehen unfähig macht.“

Der Gaſt ſchaute den Sprechenden fragend an. Dieſer fuhr fort:

„Ja, ja, die Erdenbrille. Denn alles Suchen nach Wahrheit bedeutet am Ende nichts weiter, als ſich vom Standpunkte des Erdenmenſchen zu einem Glied in der Weltordnung zu erheben. Wenn dieſe Brille herab genommen iſt, dann ſieht man in meinem Kosmorama den Durchgang der Götter durch die Körperwelt und dieſe Gegenſtände gleichen Häuten, welche das unbekannte Weſen auf ſeinem Durchgange zurückgelaſſen hat. Was iſt das alte Geſchirr da? Ein Bettelnapf, den

einst ein buddhistischer Pilger mit sich in der Welt herumtrug, um nach den Vorschriften des Gesetzes so lange als Verächter der Sinnlichkeit zu leben, bis er den dunkeln Pfad und das Haus unter dem wallenden Grase erreicht haben würde. Warum trug er dieses Geschirr? Weil er der Erscheinung der Welt nur eine Bedeutung als Erziehungsmittel zu weiterem Dasein zuzuweisen angelernt worden war. Er ging, unbeirrt von den Uebeln, welche der Kampf mit ihr mit sich bringt, an ihr vorüber. Von den zwei Augen, die der Mensch hat, und von denen dieses in die Körperwelt, jenes in das Uebersinnliche schaut, schloß er das eine. Er ist ein Schüler jenes Buddha, dem, wie er von sich selbst sagt, zahllose andere Buddhas in der Menschwerdung vorausgegangen sind und zahllose andere folgen werden. Immerwährend wird durch diese Durchwanderung strebender Geister die Welt höheren Stufen zugeführt."

Nun öffnete der Doctor den Vorhang und deutete hinaus in das Mondlicht. Mitten aus dem goldgrünen Schein glänzten von einem Hügel herab rothe Punkte.

„Was ist dort drüben?" sagte er. „Das Hospital, in welchem arme Kranke von barmherzigen Frauen, welche sich der Pflege des Leidens gewidmet haben, gewartet werden. Was war dort zur Zeit, als der Pilger diesen Napf mit spärlicher Speise durch die indischen Länder trug? Da seht her!"

Mit diesen Worten deutete er auf den platten Schädel, der im Kasten lag.

„Dort, wo damals ein wildes Gestrüpp von Adlerfarnen stand, hausten diese Vogelungethümen, die Moa's,

deren Beine stärker waren, als die eines Rindes. In jener Wüste wehrte sich der armselige Mensch gegen diesen Elefanten-Vogel.

Dem Colonisten wurde es absonderlich zu Muth. Er vermochte den Gedankensprüngen seines Wirthes nicht so rasch zu folgen, als dieser wohl erwartet hatte. Dieser ließ den Vorhang wieder fallen, schenkte dem Gaste von dem Weine aufs Neue ein und fuhr fort:

„So viele Leute beklagen sich über das Langweilige des prosaischen Lebensganges, weil sie in einer groben viereckigen Anschauung befangen sind. Die Welt bringt ihnen nichts Verwunderliches mehr entgegen, weil sie auf der Spitze der Weisheits-Pyramide sitzen und keine Ahnung davon haben, daß um sie herum Dinge vorgehen, die sich zu ihrem Empfindungskreise verhalten, wie die Geschehnisse des ganzen Weltmeeres zum Tagebuch einer Auster. Weihnachten, das Fest der Menschenwerdung, steht im Kalender, sie nehmen es hin, wie einen medio oder ultimo. Liegt keine Magie darin, daß ein solch Fest gefeiert wird? Die Gewöhnung an das herkömmliche Datum, der Mangel an Phantasie allein, den sie nicht als defekt, sondern als ein Attribut der Ueberlegenheit empfinden, verursacht es, daß sie ungerührt an solchen Tagen vorbeigehen. Sie leiden an einer Verschnupfung des Vorstellungsvermögens. Sie gleichen einem Menschen, der an einer Blume nur die Farbe, aber nicht den Geruch wahrnimmt. Und ein Wunder ist es doch, daß in diese Tage herein, deren kurzlebigen Geschöpfen die Welt aus einem Aufbau von Zahlen zu bestehen scheint, die Ueberlieferung von dem

in die Welt herabgestiegenen Gotte noch wirksam und belebend hineinragt. Erzählt man diesen Leuten von der Mondstrahlen-Burg der Buddha oder den achtzehn Himmeln, so lachen sie. Und doch feiern sie Weihnachten. Da es ihnen gelungen ist, mit den elendigen fünf menschlichen Sinnen in einer für sie befriedigenden Weise das Welträthsel zu lösen, so erlaubt ihnen auch ihr geistes Vermögen, auf dieses uralte Fest, dessen Varianten wohl in die ältesten Tage der Menschheit zurückreichen, wie auf einen Gedankentrödel aus finsteren Jahrhunderten herabzusehen."

Der Gast schöpfte Athem. Er ermannte sich zu dem Einwurfe: „Schon recht, aber die Incarnation — das ist ja ein echt asiatischer Gedanke, will sagen, daß doch wir, die von Physiologie und Biologie etwas Mehreres verstehen, uns in demselben nicht mehr zurecht finden wollen."

„So!" rief der Doctor und schnellte in die Höhe, daß er seinen mageren Hals mit hinauf streckte, und so selbst einer jener Moa's glich, von denen ein Schädel auf dem Tisch lag. „Glaubt Ihr vielleicht, nur jene Höhen seien freiwillig in die Erscheinung der Menschheit eingetreten? Irrthum! Jenes unvergängliche Stück in uns Allen, das vor der Zeugung da war, und nach dem Tode wieder losgelöst wird, hat sich in die irdische Daseinsform eingedrängt, und, weit entfernt davon, daß wir unser Dasein ausschließlich der Zeugung verdanken, können wir die Erzeuger nach jener Seite hin nur als unsere Adoptiv-Eltern betrachten. Unser aller Subject war immer da, und der Zeugungsact unsere

erste, diesen vorhandenen Sinnen wahrnehmbare Lebensregung. In der Liebe unserer Eltern rührten wir uns, die wir geboren werden sollten."

„Das kann niemals bewiesen werden," erwiderte der Gast. „Warum nicht?" fragte der Doctor. „Wir werden in unserer Einsamkeit noch Muße haben, uns das Alles vorzuhalten. Zudem enthält diese Vorstellung nichts Wunderbares oder Verwickelteres, als die Anschauung derjenigen, für die es in Bezug auf das Entstehen und Dahinschwinden von Menschenseelen gar kein Problem giebt. Alle großen Führer der Menschheit von Buddha und Platon ab bis auf diejenigen, die sich in unseren Tagen mit der Beleuchtung jener Doppel-Natur in allem Geschaffenen um die geistige und sittliche Hebung der Menge abmühten, haben hinter der Erscheinungsform noch ein anderes, ein, so zu sagen, jenseitiges oder nicht zum Greifen demonstrirbares Subject gesehen. Was jene Menge darüber denkt, ist für die Feststellung der Wahrheit unwesentlich. Betrachten wir uns einmal den Schädel dieses Moa. Als sein Träger noch lebte, gab es kein vierfüßiges Thier in diesem Erdtheile. Zu gleicher Zeit erhoben sich in unserer alten Heimat zahllose Stätten der Gesittung und der werkthätigen Nächstenliebe. Es giebt Nachzügler und Vorläufer. Es wird doch kein Mensch behaupten wollen, daß der Mensch, so ausgerüstet, wie er heute ist, das letzte Wort aller möglichen Entwicklung sei. Eine solche Behauptung hätte nicht mehr Sinn, als wenn man seiner Zeit hätte sagen wollen, im Thierreich wird es nie über Labyrinthodonten, im

Pflanzenreich nie über Calamiten hinauskommen. Das gilt auch in Bezug auf Einsicht in das Wesen der Schöpfung. Für unsere Materialisten ist Alles sinnlich wahrnehmbar. Die große Menge, die im Materialismus befangen ist, kennt keine Probleme. Für sie liegt Alles platt, eben und verständlich da. Obwohl sich das Menschengeschlecht erst in den Anfangsstadien seiner Entwicklung befindet, weiß sie schon Alles. Wir, die wir eine Menge gelernt haben, staunen mehr über die Welt, als unsere Eingeborenen, die sich auffressen. Bleiben wir aber bei unseren Europäern stehen, so müssen wir sagen, daß die meisten derselben gleichfalls mehr für das Allergewöhnlichste Sinn haben. Sie gleichen demjenigen, von dem der Dichter sagte, er glaube an keinen Meteorstein, weil es so viele Kieselsteine giebt."

Jetzt hörte man von drüben her Kinderstimmen ein Lied singen, welches die Weihnacht verherrlicht. Der Doctor öffnete die Fenster diesen Klängen und dem Mondlicht. Nachtvögel schrieen auf, und man sah eine vom Feuer angeglühte Rauchsäule über den fernen Vulcanen schweben. Lange lauschten die beiden Männer dem Kinderliede:

Des freuet sich der Engel Schaar
Und singet uns solch neues Jahr.

Nach einer Weile sagte der Doctor:

„Ein neues Jahr, das heißt eine neue Weltenzeit, oder, wie es unsere Buddhisten heißen, ein Kalpa, wird immer von auserwählten Geistern angekündigt und vorhergesehen. Die Pytagoräer kannten den Um-

lauf unserer Kugel um die Sonne zwei Jahrtausende vor Kopernicus. Unsere Doppelnatur, an die jetzt nur noch wenige glauben, wird experimentell bewiesen werden, nachdem sie ungezählte Mal geahnt worden ist. In künftigen Jahrhunderten wird man es allen vordemonstrirt haben, daß das Selbstbewußtsein seinen Gegenstand nicht erschöpft, ebenso wie man jetzt schon zeigen kann, daß es Farbenschwingungen giebt, die wir nicht zu sehen vermögen. Ein Buddha nach dem andern wird geboren, sie werden die Erscheinungswelt verlassen, um sie in anderer Gestalt wieder zu betreten. Glaubt Ihr, es seien, bevor neue, höhere Formen in der Periode der Geschichte des Erdballes den Boden besiedelten, nicht immer allgemach vorerst einzelne dieser in allmäliger Wandlung aufgetaucht? Das waren die Vorläufer. So ist es auch in der Welt des Geistes. Es giebt Einzelne, denen schon jetzt eine gesteigerte Sinnesausrüstung, mächtigere Waffen der Erkenntniß zu Gebote stehen, als allen Uebrigen, Waffen, die allgemach in unübersehbaren Zeitläuften in den Besitz Aller übergehen werden. Das glauben allerdings diejenigen Weisen nicht, von dem der große Königsberger Denker sagt, sie sähen nirgends etwas, als was mit dem einerlei ist, was sie sonst irgendwo gesehen haben."

Der Gast getraute sich nicht, auf diese Auseinandersetzung etwas zu antworten. Er gehörte zu jenen, bei welchen die fünf Sinne hinreichen, um sämmtliche Probleme zu lösen. Um auf ein anderes Thema zu kommen, fragte er seinen Wirth, was denn dieses

haſpelähnliche Geräthe vorzuſtellen habe, das er in ſeinem „Kosmorama“ aufbewahrte.

„Es iſt wirklich ein Haſpel,“ erwiderte der Doctor lächelnd. „Dem Hohen, unter deſſen Fußberührung ein Lotos aufblüht, folgt der Haſpel. Es iſt dies ein Gebetsrad. Statt die vorgeſchriebenen Worte gedankenlos herunterzuplappern, ſchreibt ſie der zunftmäßige Fromme auf einen langen Streifen Papier, wickelt dieſen um das Rad und dreht daran. Ich habe dies Stück in mein Kosmorama aufgenommen, weil der Haſpel ebenſo in die Welt gehört als die Verkörperung des Helden, welcher die Erde in ſieben Schritten durchmaß. Nichts geht ohne dieſen Haſpel. Auch ein Fluchrad giebt es. Man umwickelt alsdann den Haſpel mit Verwünſchungsformeln und der Bezeichnung der Menſchen, die man verfluchen will. Dies gehört nicht minder zu den handwerksmäßigen Auswüchſen der Lehren, welche jene Göttlichen, die in die Sinnenwelt eingetreten ſind, hinterlaſſen zu haben vermeinten.“

Er rückte den Kaſten wieder weg und ſagte:

„Der Incarnationstrieb beruht auf jener unſerer andern zweiten Natur, die keineswegs etwas Ueberirdiſches, aus dem Himmel Heruntergeholtes zu ſein braucht. In vielen Fällen tritt dieſe unſere andere Natur ſogar wahrnehmbar auf, im Traum, in Idioſynkraſien, beſonders aber im Somnambulismus. Dieſes jene andere Subject iſt zugleich das organiſirende Princip in unſerer, den Sinnen offen liegenden, Erſcheinung. Unter außerordentlichen Umſtänden drängen ſich auch dieſe latenten Eigenſchaften ſo hervor, daß ſie dem

Subject selbst bewußt werden. In Bezug auf die Incarnation ist die Ueberzeugung so mancher erleuchteten Geister, daß es die Eltern seien, welche in einem Adoptivverhältniß zu den Wesen stehen, die sich ins Dasein drängen, auch von Mythe und Religion festgehalten werden. Auch in diesem wird das Ich zur eigenen That."

Es folgte eine Pause. Die Männer schauten schweigend zum Fenster hinaus. Trotz der Mondhelle erblickten sie die Sterne des südlichen Kreuzes. Nach einigen Augenblicken sagte der Doctor:

„Ich erblicke in der Incarnations-Theorie, soweit sie das Herabsteigen des Göttlichen anbelangt, zudem einen Ansatz, den Menschen nicht zum Erden-, sondern zum Welt-Bürger zu erziehen. Giebt es in dem, was geboren wird, außer dem Plasma und der Anhäufung von Zellen, welche aus dem Mutterleibe zu Tage tritt, auch noch eine metaphysische Sache, so müssen Philosophie oder Religion herbeigeholt werden, um die Naturwissenschaften zu ergänzen. Geht die eine Seite des Geberonen über die sinnlich faßbare Sphäre hinaus, so erhält er dadurch eine Weltstellung, und erst innerhalb einer solchen ist Ethik möglich. Denn, wie einer unserer scharfsinnigsten Denker gesagt hat, giebt es für den Bürger der Erde kein ethisches, sondern nur ein sociales Problem. Die Lösung dieses letzteren aber wird immer an der Selbstsucht scheitern, möglich sein aber mit Hilfe der Ethik, die ihrerseits nur möglich ist unter Voraussetzung des Hineinragens einer metaphy-

sischen Seite des Menschen in dessen sinnliche Erscheinungsform. Dies ist die Magie der Weihnacht.“

„Und was hat es denn mit den Rosen für eine Bewandtniß?“ fragte der Gast, indem er wieder nach dem Kästchen deutete.

„Es sind wilde Rosen vom Pentelikon,“ erwiderte der Doctor. „Ich habe sie gepflückt, da noch keine Runzel über diese Stirn hinlief. Es waren die sonnigsten Tage.“ Damit fuhr er sich mit der Hand über die Stirne. Dann fuhr er fort: „Ich habe sie mitgenommen und in meinem Kosmorama aufbewahrt, um mich bei ihrem Anblick stets an den Gebrauch zu erinnern, den die Alten von diesen Blumen machten. Ihr müßt nämlich wissen, daß zu ihrer Zeit solche Rosen mit Myrthen um die Schläfe der Todten gelegt wurden, zum Zeichen, daß der Verblichene in irgend einer Gestaltung einst von leuchtender Jugendkraft beseelt sein wird.“

Der Doctor schwieg, indem er seine Blicke gegen die Landschaft hinaus wendete. Der Gast aber sagte: „Herr Doctor, es ist spät, und ich muß mich empfehlen. Ich habe heute viel schöne Dinge von Ihnen gehört, aber, wenn ich aufrichtig sein soll, so muß ich sagen, daß mir diese Ansichten wie ein Luxus vorkommen. Einen solchen Luxus können sich Herren erlauben, wie Sie, die gut zu leben haben und nicht gerne sterben wollen. Die sehen dann, was sie glauben. Ich dagegen halte mich daran, zu glauben, was ich sehe. Nichts für ungut, aber es geht vielen Leuten zu schlecht, als daß sie sich auf derlei einlassen könnten. Auf dem

Kanapee — bei einer guten Cigarre, da laß ich mir solchen schönen Aufschwung gefallen, aber für das, was wir das praktische Leben nennen, sehen Sie, da paßt das nicht. Noch einmal, ich bitte um Verzeihung. Wenn Sie mir gestatten, so erlaube ich mir, Sie auf Morgen einzuladen, wir haben heute geschlachtet und Morgen, als am Christfeste, giebt es heimatliche Metzelsuppe, Leber- und Blutwürste. Gute Nacht!"

Als der Gast nach Hause kam, erzählte er seinem älteren Genossen von dem Gespräch mit dem Doctor. Dieser sagte: „Du hast Unrecht gehabt. Denn du hast ihn ohne Zweifel mit deinen Bemerkungen geärgert. Hättest du den alten Mann bei seinen Grillen gelassen! Du weißt doch, daß wir ihn brauchen. Wenn der Wind und die Regengüsse kommen, fehlt den Kindern alle Augenblicke etwas. Er hat uns noch nie einen Pfennig abgenommen. Beim nächsten Halsweh, hat er ohnehin gesagt, muß er unserem Gaste die verhärteten Mandeln ausschneiden."

Während dieser Zeit stand der Doctor noch am Fenster und schaute nach den bleichen Sternen des südlichen Kreuzes. Unter ihm glitzerte heller das Bild des Centauren, des Sohnes der Wolke, die am Himmel wandelt, mit dem Thierleibe, mit dem er die Hufe in den Staub einschlägt.

Das biblische Bild.

Vor einiger Zeit sah ich in einer Gemäldegallerie ein Bild, welches die Capelle hinter dem Hochaltar im Dome des heiligen Köln darstellt, worin die Leiber der drei Könige aus Morgenland ruhen. Seit mehr als siebenhundert Jahren bewahrt sie jener von Gold und Edelsteinen bedeckte Schrein. Friedrich der Rothbart war es, der sie aus den Trümmern des zerstörten Mailand nahm, um sie Reginald, dem Bischof, zu schenken. Im Hintergrunde sah ich die rothen Funken von Lampen und durch ein Fenster fiel jener gebrochene Strahl, der mit der Enthüllung so mancher übersinnlichen Wahrheit zu vergleichen ist, welche sich den Menschen nur offenbart, nachdem sie durch die farbigen Gestaltungen eines Mythus hindurchgegangen ist. Mögen die Gebeine, die hier bestattet sind, irgend welcher Herkunft sein, so hängt gleichwohl das Andenken an die Magier mit ihnen zusammen. Wundersamere Sachen können die Magier nicht erfahren haben, als die Ueberlieferung ihres eigenen Lebenslaufes, die unter einem

Palmenhain des Osten anhebt und hier im Dunkel des Domes seinen Abschluß findet.

Bei diesem Anblick fiel mir die Geschichte eines Mannes ein, die sich mir mit dem Bilde der drei Magier verbindet, so oft ich an diese denke. Dieser Mann gehörte zu den Ueberbleibseln einer Zeit, welche dahinschwindet. Sein Haus stand auf dem Marktplatze einer kleinen Stadt. Er hatte das Schreiner- und Tischlergewerbe betrieben, sich zur Ruhe gesetzt und seinen Söhnen das Geschäft übergeben, um sich seinen Liebhabereien zuzuwenden. Er verließ das große Wohngebäude und zog sich in ein dahinter, mitten in einem Garten gelegenes Häuschen zurück. Dieser Garten trennte den Marktplatz von einer entlegenen Gasse. In dieser grünen Einsamkeit konnte er sich der Täuschung hingeben, als lebe er weit entfernt von jeder größeren Ansiedlung. Ringsum war üppiger Pflanzenwuchs und Obstbäume verhüllten den Ausblick auf nähere oder fernere Mauern. Ein Kanal des hellen Baches, der von den Bergen herabkommt, floß mitten durch diesen grünen Anger. Der ohnehin geringe Straßenlärm des Städtchens drang nicht dorthin. Wer in jenem Hause saß, hörte nur die Schläge der Thurmuhren. Die nach Süden blickende Wand hatte ein unheimliches Aussehen. Dieselbe war nämlich schwarz angestrichen, durch welche Farbe Meister Martin den Sonnenstrahlen zu Hilfe kommen wollte, unter welchen die Trauben zu reifen hatten, welche er dort am Spaliere zog. Dort stand er während der schönen Jahreszeit, die Augen durch einen grünen Lichtschirm geschützt, stundenlang auf einer

hohen Leiter und schnitt an seinen Reben herum. Wenn er sich dort nichts zu schaffen machen konnte, so arbeitete er gerne an Spielereien, bei welchen ihm das klare Wasser, das durch den Garten floß, dienstbar sein mußte. Räder, neben welchen sich Männlein auf und ab bewegten, standen durch eine Kurbel mit verschiedenartigem Geräthe im Innern des Hauses in Verbindung. Sie trieben ihm einen Blasbalg und setzten zum Theile eine Drehbank in Bewegung.

Was aber dem Meister Martin als das Allerwichtigste galt und ihn nicht bloß zum Abgott der Kinder, sondern auch zum Gegenstand freundlichen Andenkens für viele der Erwachsenen machte, das war der unermüdliche Fleiß, welchen er auf die Herstellung sogenannter Krippenspiele verwendete. Noch ist mir, da das Gedächtniß keinen besseren Diener hat, als den Geruch, der Tannenhauch erinnerlich, der Einem entgegenwehte, wenn man an einem kalten December- oder Jänner-Tage, nachdem man vorher säuberlich den an den Schuhen festgeballten Schnee weggestampft hatte, in die Krippe Meister Martins eintrat. Denn in allen seinen morgenländischen Landschaften benützte er nur Nadelbäume aus seinem eigenen Walde. Die Räuber, welche in der Darstellung der Flucht nach Egypten auf die heilige Familie lauern, spähten hinter Rothtannen und Kiefern hervor. Die Rasen waren so frisch wie im Frühling, denn der Raum, in welchem die Krippenbilder aufgestellt waren, galt als eine Art Treibhaus. Der Bach, welcher in jeder seiner Landschaften floß, war wirkliches Wasser, durch Steigeröhren aus dem Garten heraufgehoben. Nur die Kas-

faden, welche man mitunter zwischen den Felsen bemerkte, oder die Flammen, die im Innern einer Grotte loderten, bestanden aus dicken, gewundenen Glassäulen, welche von seiner Wasserkunst in rasche Umdrehung gebracht waren. Auch erinnere ich mich noch an die große Blechbüchse, die am Rande der Bühne fest angebracht war. Sie diente dazu, die Spenden wohlthätiger Menschen aufzunehmen, welche sich für den Genuß der Krippenvorstellung dadurch erkenntlich zeigen wollten, daß sie etwas hinterließen, was zur Anschaffung von Winterkleidern für arme Kinder verwendet wurde.

Diese Vorstellungen begannen gegen Ende November. Jede derselben blieb etwa acht Tage stehen, worauf sie weggenommen und durch eine neue ersetzt wurde. Das Wegräumen der lebensgroßen Figuren und Coulissen, sowie das Aufstellen anderer dauerte jedesmal etwa vier Tage. Die Jugend zählte jeden derselben, weil sie es vor Ungeduld nicht erwarten konnte, das neue Bild anzustaunen. Wie oft kehrten die Knaben mit bitter enttäuschter Miene von der geschlossenen Thür zurück, an welcher an solchen Tagen ein Zettel ausgehängt war, der da besagte, daß die Krippe bis auf Weiteres nicht zu sehen sei. Die Kosten verschlangen einen nicht geringen Theil des Vermögens unseres Meisters Martin. Schon auf die Anschaffung der lebensgroßen Figuren von Menschen und Thieren mußte viel ausgegeben werden. Denn er haute sie allerdings aus dem Groben heraus, aber die vollendete Herstellung nach seinen Angaben und Zeichnungen vertraute er einer sogenannten christlichen Kunstanstalt in der entlegenen Hauptstadt an.

Dann kamen die Auslagen für die Kleider und Waffen, für die Hintergründe und Coulissen, für die Herbeischaffung von Felsen, Bäumen und anderen Versetzstücken. Seine Söhne waren deshalb die einzigen Menschen im Städtchen, von welchen diese Schaustellungen mit mißgünstigem Auge betrachtet wurden. Doch hatten sie ihren Vater zu lieb, als daß sie sich dergleichen jemals hätten anmerken lassen.

Ueber den verschiedenen Grad von Schönheit, den man den einzelnen Aufstellungen zumessen konnte, waren die Meinungen einigermaßen getheilt. Machten die Mütter, welche ganz kleine Kinder hineinführten, diese mit Vorliebe auf den schönen Engel in Mariä Verkündigung oder auf die schwebende Taube bei der Taufe Christi aufmerksam, so behagte Manchen das Gruseln, das sie beim Anblick des bethlehemitischen Kindermordes oder der Enthauptung Johannis empfanden. Jedes der Bilder, die mit der Verkündigung anhuben und mit der Darstellung des zwölfjährigen Jesus im Tempel endigten, hatte seine besonderen Liebhaber.

Zwei Bilder aber waren, über welche es keine Verschiedenheit der Meinung gab. Auf dem einen sah man zwölf Greise, in weiße Gewänder gehüllt, auf der Spitze eines Berges stehen und zu einem rothflammenden Sterne emporschauen. Auf dem andern erschienen die drei Könige des Ostens, begleitet von Elephanten und Kameelen, von Mohren und Indiern, alle in prächtigen Geschirren und Gewändern. Dies war der Glanzpunkt, die Höhe sämmtlicher Darstellungen Meister Martins. Er selbst verwendete auf diese beiden Bilder aus der

Geschichte der Weisen des Morgenlandes die meiste Sorgfalt, und in der Stadt war Keiner, der eine größere Freude daran hatte, als der alte Meister. Dies hing nicht bloß mit der Gelegenheit zusammen, welche diese Darstellung bietet, um mehr Prunk und Farben zu entfalten, sondern mit einer mystischen Richtung, die ihn mehr und mehr ausfüllte, je älter er wurde. Er las nur Bücher, wie die Biblia pauperum und die Margarita philosophica, deren Holzschnitte sich seinem Gedächtnisse nicht minder einprägten, als ihre übersinnlichen Vorstellungen seiner Einbildungskraft. Er selbst glaubte, seinen eigenen Stern zu haben, der oft gerade über seinem Hause glänzte. „Das ist der Bote von der himmlischen Heimat," pflegte er zu sagen, wenn er des Nachts sich manchmal von einem seiner großen Folianten erhob, sich die Brille von den Augen nahm und durch die Scheiben und zwischen den Baumwipfeln nach dem Himmel emporschaute. „Gebt Obacht, der ruft mich, wenn es Zeit ist," setzte er manchmal hinzu. Er behauptete, das Feuer dieses Sternes sei aus Blau und Gold zusammengemengt. So stellte er auch das Gestirn dar, welches sich den Magiern zeigte. Winzige, mit Wasser gefüllte Glasampeln bildeten den sechseckigen Stern, der allerdings, wenn er so beschaffen am Himmel geleuchtet hätte, die Aufmerksamkeit und das Staunen nicht nur der zwölf Greise erregt haben würde, über welchen vielmehr die Karpfen im Wasser scheu geworden wären. Der alte Meister sagt, daß ihm, wenn ihm der Stern vorschwebe, so, wie es ihm das innere Gesicht gebe, zu Muthe sei, wie manchmal an einem hellen

Sommertage, wenn er die schneebedeckte Spitze des gegenüberliegenden Gebirges betrachte. Sah er diese in den Himmel hinein aufragen und hörte dazu die Glocken, welche von unsichtbaren Thürmen in die Weite klangen, so däuchte ihm die Welt ein mystisches Vorspiel des Himmels, eine Einladung zur ewigen Ruhe in Glanz und Frieden.

In dem Jahre, von welchem hier erzählt wird, geschah etwas Außerordentliches. Meister Martin hatte die heiligen drei Könige neu kleiden lassen und die Gewänder waren durch Verschuldung des saumseligen Schneiders nicht zur rechten Zeit eingetroffen. Es kam also das Fest, auf welches sich Jung und Alt gefreut hatte, und vor der Thür hing noch immer der verhängnißvolle Zettel. Schon waren, mit Kreide geschrieben, auf vielen Hausthüren die C † M † B als Anfangsbuchstaben der drei magischen Könige zu lesen, welche Zeichen bösen Geistern den Tritt über die Schwelle verwehren. Schon qualmte es hier und dort in den Stuben von den mit Wachholderbeeren bestreuten Kohlenbecken, mit welchen Capuziner die Kinder einräucherten, um sie vor Schaden zu bewahren. Schon zogen Kinder, auf deren Kopf ein Stern von Flittergold blinkte, singend durch die Gassen, indem sie eine milde Gabe heischten. Und die Krippe war immer noch geschlossen. Noch weher vielleicht als den Kindern that diese Verzögerung dem alten Meister Martin. War die Krippe überhaupt sein Stolz und sein Ehrgeiz, so galt auch ihm die Darstellung der heiligen drei Könige als der Gipfel aller seiner Erfolge. So mußte es ihn betrüben, daß er sie

nicht an dem Tage zeigen konnte, wo die richtige Stimmung dafür vorhanden war. Indessen bewahrheitete sich der Satz, daß gut Ding Weile haben will. Als einige Tage später endlich die Ausstattung eintraf, zeigte sich, daß sie niemals so prunkvoll ausgefallen war. Schmuck, Geschmeide und Ketten funkelten, die Wappenröcke, Decken und Wämmser waren alle von Sammt und Damast. Rechnet man dazu, daß der Elephant und sämmtliche Kameele neu angestrichen worden waren; daß die schwarze Farbe der Mohren, welche Gold und Weihrauch trugen, unter den weißen Seidenkleidern und den Perlenhalsbändern wie geglättetes Ebenholz glänzte, so kann man sich eine Vorstellung von dem Eindruck machen, welchen diesmal der Aufzug der Könige hervorbrachte. Gehoben wurde derselbe noch durch einen Wandbrunnen, den Meister Martin durch seine Steigeröhre speisen ließ und der unmittelbar neben der Hütte des Kindleins in ein Becken fiel.

Die ganze Aufstellung war diesmal umgeändert worden. Aus einem alten Gedichtbuche hatte Meister Martin ersehen, daß von ihm bis jetzt die Könige nicht richtig gekleidet worden waren. Diesmal hatte er sich nach den Versen gerichtet:

Der greise König Melchior,
Dem als der Stern das Auge flammte,
Ging wie ein Priester Allen vor
Im faltenreichen Purpursammte.

Das blaue Stahlgewand umschließt
Den Balthasar wie angeboren;
Aus Rothgold, wie aus Feuer, sprießt
Das schwarze Haupt Kaspar des Mohren.

Die wichtigste der Neuerungen aber war ein Spielwerk, das der Meister aus der Schweiz hatte kommen lassen. Derselbe befand sich hinter der Bühne und spielte, da eine alte Magd, so lange Besuch da war, ununterbrochen Walzen einlegen mußte, allerlei Arien und Tänze. Eine Anzahl von fahrendem Volk, welches sich mit Geigen, Fideln und Lauten im Gefolge der Könige befand, konnte den Anschein wecken, als ob die Musik von ihm ausginge.

Unter den naiven Gemüthern des Städtchens war das Entzücken allgemein. Die Kinder jubelten und selbst manche der Erwachsenen sprachen sich am Abend auf der Bierbank anerkennend aus. Allerdings begegneten diese hier und da einem überlegenen Lächeln, welches ihnen anzudeuten schien, daß es kindisch sei, über solche Sachen zu reden.

Schon mehrere Tage hindurch war der neue Aufzug der heiligen drei Könige zu sehen, als das Schicksal einen Fremden herbeiführte, dessen Ankunft von den traurigsten Folgen begleitet sein sollte. Dieser Ankömmling war der Herausgeber, Redacteur und einzige Correspondent des Wochenblättchens, das in der benachbarten Kreisstadt erschien. Derselbe war vor Jahren einmal als Curgast aus der Hauptstadt dort hingekommen und hatte durch sein Mundwerk den Drucker und Verleger veranlaßt, ihm, der einen neuen Geist in das Blatt hineintragen werde, die Redaction zu übertragen. In der That hatte dieser Verleger keinen unglücklichen Griff gethan. Denn es fehlte fortan nie an Klatsch. Ueberstieg derselbe die Möglichkeit einer Aufnahme in

den Spalten, so wurde er wenigstens im Briefkasten angedeutet.

Dieser redegewandte Herr nun saß am Abend mit geistreichen und liberalen Gesinnungsgenossen im Brauhause. Als die Rede auf die Krippe kam, machte er sich über die Anachronismen lustig, welche dort zu sehen waren. Denn der gute Meister hatte nicht umsonst die Holzschnitte seiner alten Folianten so oft betrachtet. Darum hatte er dem Herold der Könige das Wappen des heilig römischen Reiches gegeben, ja im Gefolge sogar eine mönchische Gestalt mit Scapulier auftreten lassen. Der Thurm, den man aus der Ferne auf dem gemalten Hintergrunde über die Wipfel der Bäume herüberschauen sah, glich, wie ein Ei dem andern, dem Stadtthurm auf dem Stadtplatz. Auch der Wandbrunnen, die Fichten und das Kreuz an der hölzernen Klause, in welcher sich die heilige Familie befand, entgingen der Kritik des Gastes nicht.

Die Spottreden, welche derselbe im Munde führte, waren Wasser auf die Mühle verschiedener Anwesender. Es wäre einmal an der Zeit, sagten dieselben, daß man diesem läppischen und unzeitgemäßen Treiben ein Ende mache. Und dazu sei eben der verehrte Gast der richtige Mann. Wie wäre es, setzten sie hinzu, wenn man einmal einen recht packenden Artikel über den alten Kindskopf und die Pfahlbürger im Wochenblatte zu lesen bekäme? Der Herausgeber des Kreis-Wochenblattes fühlte hier seine Ehre als schneidiger Schriftsteller verpfändet. Die Gesellschaft prophezeite ihm, daß sich die Leute um das

Blatt reißen würden. Und so geschah es auch. Schon in der nächsten Sonntagsnummer erschien der Reiseбericht eines fahrenden Schöngeistes aus irgend einer namenlosen Stadt. Dortselbst wurde höhnisch geschildert, wie ein schwachsinniger, zum Kinde gewordener alter Mann eine ganze Stadt mit Spielereien ergötze, denen an anderen aufgeklärten Orten schon zehnjährige Knaben den Rücken zu drehen pflegten. Ueberdies sei das ganze Spiel auf das Lächerlichste zusammengestellt, und was es noch für eine weitere Bewandtniß damit habe, das deute die Blechbüchse an. Die Freigeister des Brauhauses hatten diesem Anarchasis Aehnlichkeiten zwischen Gestalten des Krippenspieles und verschiedenen stadtbekannten Figuren angegeben. Das Wochenblatt brachte dieselben getreulich wieder. Auch konnte der literaturkundige Leser den Gedanken des Jules Verne wieder aufgewärmt finden, der einen Doctor vorschlagen läßt, Sauerstoff in Röhren nach einer holländischen Stadt zu leiten, um das Gehirnleben der Spießbürger anzuregen.

Die Wirkung, welche dieser bilderstürmerische Artikel am Sonntagmorgen in dem Neste hervorbrachte, war eine unerhörte. Meister Martin erhielt denselben mehr als zwanzigmal durch die Stadtpost freundlichst zugesendet. Eine einzige Zusendung aber hätte genügt. Seine Freude, sein Stolz waren mit einem Mal zerschmettert, der Glauben an sich und die Menschheit sank zusammen — gerade so wie er selbst, der vom Schlag gerührt in seinen ledernen Stuhl zurückfiel, nachdem er kaum die Hälfte gelesen hatte.

Er kam wieder zu sich, aber es dauerte nur mehr wenige Tage, dann entschlief er an einem frostklaren Winterabende. Der goldgrüne Stern schaute zum Fenster herein. Der Greis war in die Heimat der Kinder hinübergegangen.

Die Belagerung durch den Eissturm.

So gut es Gnomen und Undinen, Feuergeister und Sylphen giebt, eben so gut kann man sich vorstellen, daß jedem anderen Theil der sichtbaren Welt ein Elementargeist vorsteht. Für das menschliche Getriebe hat man das ja längst angenommen. Hier ist Alles eingetheilt. Apollo, Donar, Freija, Swantowit, und wie die Schaar der Mächtigen heißen mag, ihnen Allen unterstehen abgegrenzte Gebiete, Menschen von verschiedener Thätigkeit.

Eben so leicht kann sich die Einbildungskraft dazu aufschwingen, daß sie auf dem Karst einen Geist der grauen Felswüste sieht, welcher all' die wunderlichen Dinge schafft, die man dort zu sehen bekommt. Daß es solche Geister für die Unterwelt giebt, die sich unter dieser Wüste hin ausdehnt, ist längst bekannt. Das Volk hat ihnen verschiedenartige Namen gegeben und sie oft gesehen, wenn sich einzelne Menschen in die schweigsame Nacht vorgewagt haben.

Wenn man sich auf diese Voraussetzung verlassen

darf, so ist auch die Nachricht über ein Gespräch richtig, welches in der Mitte dieses Märzmonates von einem nächtlichen Wanderer gehört worden sein soll. Derselbe kam auf seinem Heimwege an einer Stelle vorüber, wo sich ein mächtiger Schacht aufthut, der in die Unterwelt führt. Hier vernahm er Stimmen, welche schon dem Klange nach nicht die von zwei Menschen waren. Mehr als einmal hatte er von den Wilas und Waldweibern gehört. Er strengte deßhalb sein Ohr an und vernahm, daß die Beiden mit einander stritten, indem sie wechselseitig ihre Macht hervorhoben.

Alsbald merkte er, daß die eine der Gestalten, deren Umrisse er nicht wahrzunehmen vermochte, der Geist war, dem jener Theil der Steinwüste, welcher unter der Sonne liegt, unterthan ist. Es ist der Unhold, welcher auf den Steinflächen die blendenden Lichter anzündet, oder ihnen die Leichenfarbe giebt, er läßt die Wasser verschwinden und hegt die Vipern in dem dürren Buschwerk. Er ist es, der die lauernde Bora aus ihren Klüftungen aufjagt, er ist es, welcher die Saaten verdorren macht und dem stacheligen Unkraut Gedeihen schenkt.

Die andere Gestalt war der Herr der Unterwelt, die sich unter dem Gebiete der ersten hinzieht. Er läßt Hallen aus blühweißem Gestein erstehen, er besitzt die Kunstfertigkeit, in seiner finsteren Werkstätte Alles das nachzuäffen, was es oben giebt an Menschen, Thieren und Pflanzen. Er baut Palmenwälder und Kirchen. Man

sieht bei ihm Papageien und Orgeln, steinerne Wasserfälle und Marienbilder. Die Wasser versammelt er in Seen, welche niemals ein Mensch erblickt hat.

„Was ist deine Kunst gegen die meinige?“ sagte der Geist der Unterwelt. „Du kannst nur zerstören. Ich baue auf. Die Menschen, welche mein Reich betreten, staunen über das, was sich ihren Augen darbietet. Dagegen verwünschen sie dein Thun und Treiben.“

„Ich kümmere mich nicht um die Menschen,“ entgegnete der Wüstenherr. „Indessen wäre es mir eine Kleinigkeit, alles das zu machen, wessen du dich rühmst.“

Der Geist der Unterwelt forderte ihn heraus, das zu zeigen.

„Morgen,“ erwiderte sein Gegner, „werden wir erfahren, ob die Menschen, auf deren Bewunderung du Werth zu legen scheinst, mehr das anstaunen, was du gemacht hast, oder das, was ich ihnen zeigen werde.“

Mehr konnte der nächtliche Wanderer nicht vernehmen, denn ein Schwirren, welches nunmehr über die mit Felstrümmern besäete Ebene hinging und all das dürre Laub des Eichengestrüppes in Bewegung setzte, hätte die stärksten Stimmen übertönt.

Daheim erzählte er seinen Nachbarn, was er gehört hatte. Diese aber lachten ihn aus und spielten auf den Weinkrug an, welchem er offenbar vor seinem Gange ordentlich zugesetzt hatte.

In der Nacht aber ereigneten sich seltsame Dinge. Kaum hatten sich der menschenfeindliche Herr der

Steinebenen und der lichtscheue Gebieter der Unterwelt von einander getrennt, als vom Meere herauf sich Dünste hoben und langsam durch die Nacht hoch über dem Lande dahinschwebten.

Wer diese schweren Regenwolken, durch welche die Nacht stark verfinstert wurde, von unten gesehen hätte, der hätte prophezeit, daß schon in den nächsten Stunden eine Fluth vom Himmel auf die Erde herabstürzen würde, um alsbald, wie es in diesem Lande zu geschehen pflegt, durch allerlei Einhölungen und Trichter abzulaufen und sich in der Gestalt von Traufen und Wasserfällen mit den Strömen der Unterwelt zu vereinigen.

Diese Vorhersage wäre zu Schanden geworden. Denn der Geist, welcher auf der Oberwelt Wunder zu wirken versprochen hatte, vergaß sein Wort nicht. Er begab sich in das Gebirge gegen Osten und entfesselte den Sturm, welcher dort stets, gleich einem Raubthiere, bereit liegt, in die Länder der Menschen hinabzufahren. Mit Wuthgeheul jagte „die Frau Bora" über den weiten Karst. Sie erfüllte die Luft, welche auf diesem auflag, urplötzlich mit ihrem eisigen Hauche.

Als nun aus den Regenwolken, welche hoch oben mit den Strömen wärmerer Lüfte schwammen, die Tropfen hinabzufallen begannen, so erstarrten sie fast in der Kälte, und als sie auf feste Gegenstände fielen, wurden sie augenblicklich in Eiskrystalle verwandelt. Das Aufschlagen wirkte hier so, wie der Stab eines Kindes, welches spielt, indem es mit ihm in einem stark erkälteten Wässerlein herumrührt. Durch die Be-

wegung stocken die Wasser und die Krystalle schießen zu einer festen Decke zusammen.

Langsam und knisternd senkte sich dieser Regen herab und überzog alsbald Felsen und Sträucher, Moose und Steine mit einem glasglänzenden, halb milchweißen, halb durchsichtigen Ueberzuge. Damit derselbe von den Baumstämmen nicht nur eine Seite und von den Häusern nicht nur das Dach treffe, wurde er von der Bora herumgejagt. Er legte sich über alle Wände, alle Fenster und Thüren, er troff über die Dachkanten in Cascaden herab, welche alsbald erhärteten.

So wurde in wenigen Stunden etwas geschaffen, was die Menschen des Landes niemals gesehen hatten. Als dieselben am nächsten Morgen ihre Fenster und Thüren öffnen wollten, fanden sie dieselben versperrt. Es mußten Leute, deren Behausungen weniger getroffen worden waren, kommen, um sie mittels Hammer und Brecheisen zu befreien. Als sie hinaustraten, konnten sie glauben, die weißen Krystall- und Kalkspathpaläste, die wundersamen Gebilde der Geister der Unterwelt, seien, gleich den Decorationen einer Schaubühne, aus einer Versenkung urplötzlich in die Höhe gehoben worden. Das waren ja die nämlichen weißen Palmen, die versteinerten Wasserfälle, die wunderbaren Fontainen und alle die Stücke, an welchen sich der Mensch, der dort unten vordringt, nicht satt zu sehen vermag.

Es war aber noch mehr als dies. Denn wenn die Sonne, mit unheimlichem, grellem Schein zeitweilig aus den Wolkenhaufen hervortretend, alles dieses beleuchtete, so entstand ein Zauberstück, gegen welches das Spiel

der Pechfackeln und Magnesiumlichter auf den Stalaktitflächen der Unterwelt nur ein trübseliges Irrlichtern genannt werden konnte. Vom feinsten Silberfiligran bis zu baumstumpfdicken Krystallmassen überzog vielgestaltiges Eis allenthalben das Land. Jeder Grashalm hatte das Fünffache seiner Höhe und das Fünfzigfache seines Umfanges erreicht. Man mußte viele Zoll tief in das einen Zweig umhüllende Eis hineinbohren, um die Mandelblüthe zu erreichen, welche festgefroren in ihm steckte. Die Form der unter den Krystallen begrabenen Gegenstände war oft eben so wenig zu erkennen, als die einer Geige unter der Hülle, in welcher man sie aufbewahrt. Am wunderlichsten nahmen sich in der Eisumhüllung die Stechpalmen aus. Die grünen Blätter glichen jenen altmodischen Kunststräußen, die man auf den Commodekästen unserer Großeltern unter zweifachem Glassturz fand, und die scharlachrothen Beeren bildeten die Feuerkerne von großen Krystallkugeln.

Der böse Geist hatte Wort gehalten. Er hatte es verstanden, Kunstwerke zu schaffen. Aus einem viereckigen Kasten, wie der Bahnhof von Nabresina, hatte er einen Mailänder Dom gemacht. Da waren alle die Spitzen, welche Bilder tragen, die weißen Rosen, die gothischen Bögen, die Schnörkel und Alabaster-Galerien. Ueber die Fenster senkten sich aus langen, weißen Strähnen gewundene Vorhänge von außen herab, Eis-Guirlanden schwangen sich von einem Flügel zum andern. Hätte man bei der Nacht an den Fenstergesimsen hinter diesen Vorhängen elektrische Glühlichter aufgestellt, so hätte

sich kein Mensch Ursprung und Wesen eines solchen Baues zu deuten vermocht.

Kleinere Häuser konnten mit Schiffen verglichen werden, welche eben von einer Fahrt aus dem Winter des arktischen Oceans zurückkehren und deren Masten, Raaen und Tauwerk in dem Eise starren, welches vom Wellenschlag darauf zurückgeblieben ist. Die einfachsten Hütten waren zu Kunstwerken mit Pfeilern, Säulenbündeln, Giebeln und Kranzgesimsen im Style jener Gothik geworden, welche der Herr der Unterwelt liebt.

Das Alles aber däuchte dem Künstler noch nicht genug. Er mußte seine Werke noch reichlicher ausstatten. Alsbald entfesselte er ein unermeßliches Heer von Flocken. Die wirbelten heran, tanzten um alle diese Spiegelwände und Strebebögen, bauten die Umrisse aus und erhöhten sie. Die Gebäude wuchsen an. Gleich Pilzen, welche sich in wenigen Stunden vergrößern, dehnten sich die weißen Massen zusehends in Höhe und Breite hin aus. Alle die Gestalten, welche aus der Tiefe emporgestiegen schienen, strebten unter der Einwirkung der Luftgeister noch höher empor.

Bei all' dieser Zauberei aber gewannen die armen Menschen wenig Muße, dieselbe anzustaunen. Durch die neugeschaffene Pracht sauste die Bora und drohte Jeden niederzuwerfen, welcher sich die unheimlichen Schöpfungen betrachten wollte. Sie riß den Schnee, mit welchem sie eben auf den Spiegelwänden Rosetten gebildet hatte, von diesen herab und schleuderte ihn den Menschen in die Augen. Von oben, von unten, von allen Seiten trieb der Sturm krystallenen Staub.

Von allen Mitteln, mittels welcher der Mensch sich dem Menschen zu nähern strebt, den Raum überwindet und die Oede einer verlassenen Gegend in einen belebten Verkehrsweg umwandelt, ist die Eisenbahn das mächtigste und wirksamste. Gegen sie wüthete der menschenfeindliche Wüstengeist am allerärgsten. Er packte mit seinen Krallen da und dort Hügel des eisigen Pulvers zusammen und warf sie auf die Eisenstraße. Der Dampfwagen mußte, gleich einem Kinderspielzeug, vor solchen Schranken stehen bleiben. Am besten gelang das bösartige Werk dort, wo der wellige Boden des Karstes von sogenannten Felseneinschnitten, die der Mensch geschaffen hat, durchbrochen wird. Dort fängt sich der hineingewirbelte Schnee, der enge Gang zwischen den ausgebrochenen Wänden entläßt ihn nicht mehr. Es gelingt dem Wirbelwind, dort seine Fracht so abzuladen, daß der Einschnitt bald wie ein zugeschütteter Laufgraben verstopft wird. Was soll der Mensch mit seinen Hacken und Schaufeln, mit seinen Schneepflügen vor solchen Mauern machen? Er selbst erstarrt im Sturm. Jede Spur seiner Thätigkeit verschwindet alsbald unter neuen Flockenhügeln.

Wie der Feind im Kriege zunächst daran geht, die Drähte des Telegraphen zu zerstören, damit das Zusammenwirken gegen ihn verhindert wird, so richtete der Wüstengeist sofort seine Angriffe gegen dieselben. Es ist aber nicht so leicht, ihnen beizukommen. Der dünne Draht schwirrt und singt in der Bora, aber er zerreißt nicht, weil er nachgiebt. Auch die Pfähle widerstehen den Stürmen des Karstes, denn sie sind tief

eingerammt und haben sich schon mehr als einmal bewährt. Diesmal aber wollte der wilde Herr seine ganze Kunst zeigen. Da häufte er Krystalle um Krystalle, Flocken auf Flocken, wie er es bei den Bäumen und Häusern gethan hatte, um die metallenen Fäden, mit welchen die Menschen ihren Gedanken und ihren Willen austauschen. Bald erschien der Draht nur mehr wie ein Nerv inmitten einer dicken, funkelnden Walze. Jetzt hatte der böse Geselle Anhalt genug, um seine Kraft zum Reißen und Niederwerfen auszunützen. Bald hingen die Drähte zerschlitzt in die Schneehügel herab und an nicht wenig Orten folgten ihnen krachend die Pfähle.

Nunmehr konnten die Menschen sich nicht mehr vereinigen, ihre Hände gegen den Feind zu sammeln. Niemand wußte an dem einen Orte, was an dem andern geschah oder geschehen konnte. Umsonst machte sich der Fußbote auf den Weg, er wurde vom Sturme halb erstarrt zurückgejagt. Umsonst schärfte man die Hufeisen der Pferde, sie vermochten auf den Eiskrusten nicht weiter zu kommen. Der Mensch war geschlagen. Wie es aber nach einer verlorenen Schlacht zu gehen pflegt, daß Diejenigen, welche Alles besser wissen, den Grund der Niederlage nicht begreifen, diese, wenn sie selbst an der Spitze gestanden wären, in einen Sieg verwandelt hätten, so auch hier. Im warmen Zimmer wurde darüber gemurrt, daß der Dampfwagen, der irgendwo, bis über die Cylinder hinauf zugeweht, festgefroren in einer Felsenwildniß vor einer hundert Klafter dicken weißen Wand stand, die erwarteten Briefe nicht

zuführen könne. Es wurde gemurrt, daß ein Rad sich nicht dort weiterbewegen könne, wo der mächtige, von Dampfkräften getriebene Eisenkeil des Schneepflugs umsonst seine Wirksamkeit als Sturmbock versuchte.

Die Einschnitte sind Tunnels, welchen die Decke fehlt. Aber auch jene Einschnitte, welche eine Decke haben, nämlich die Tunnels, blieben vom Flockenansturme nicht völlig verschont. Sie wurden theilweise austapezirt, es entstanden Bildsäulen und Kandelaber in ihnen und schließlich hob sich auch unter ihren Wölbungen eine Barricade nach der andern in die Höhe.

Das Heer von Händen, welches man gegen einen solchen Feind aufbieten kann, wird umsoweniger rasch versammelt, je mehr es an den Mitteln der Verständigung gebricht. Der eine Schaden ist hier der Vater des andern.

Der wilde Eissturm wetteiferte mit sich selbst, in welcher Eigenschaft er größer zu sein vermöge, ob als Verwüster oder als Künstler. Als Verwüster galt seine Thätigkeit nicht nur den Menschen und ihrer Hantirung, und seine Feindseligkeit beschränkte sich nicht auf das trockene Felsenland, das er so oft mit seinen Ausbrüchen heimsucht. Das arme Schiff, auf welchem die Menschen in das Meer hinausgezogen waren, um ihre tägliche Nahrung zu finden, bedrohte er nicht nur mit den kalten Wellen, sondern nicht minder durch den nämlichen glänzenden Eisfirniß, mit welchem er aus einem Bahnhof eine Wohnung für Feen geschaffen hatte. Schwere Lasten gefrorner Massen hingen an den Masten und Stangen. Der Fischer, welcher ihren Sturz fürchtete,

konnte zugleich auf dem eisblanken Verdeck keinen Fuß fassen. Er gelangte nicht an das Steuer, er konnte den eignen Schritten nicht mehr die Richtung geben, welche er wollte.

Nicht minder bedrohte der Karstgeist auch jene Lebewesen, welche von uns plumpen Menschen so oft beneidet werden ob ihrer Flügel und der Ungebundenheit von der Scholle und anderen irdischen Hemmnissen. Zahllose Vögel weihte er der Vernichtung. Das Wasser, welches ihr Gefieder durchnäßte, ließ er zusammengefrieren, die letzte Beere, die noch irgendwo an einem Strauche hing, umgab er mit einer Eiskugel, den Boden umpanzerte er. Sie flohen den Jäger nicht mehr, dessen Schuß ihre Leiden abkürzte. Sie ließen sich ergreifen, ja solche, welchen noch Bewegung gegeben war, flüchteten sich mitten unter die Menschen. Das war ein Freudentag für die wälsche Mordlust. Büchse und Knüttel arbeiteten unaufhörlich, um die Säcke mit Amseln, Drosseln, Rothkehlchen zu füllen. Der Mensch wurde zum Knecht des grausamen Naturgeistes, der ihn als Henker aussendete, um zu vollenden, was der Erstarrung nicht völlig gelungen war.

Eben so wenig wurde das Baumleben geschont. Die Zweige brachen unter dem Gewichte der Eiswalzen und die Stämme wurden durch die Ausdehnung des gefrierenden Wassers, welches in Risse und Spalten eingedrungen war, zerschlitzt. Am schlimmsten erging es solchen, welche ihr Laub behalten, wie die Oelbäume. Diese boten mit ihren belaubten Wipfeln dem herangewehten Schnee mehr Fläche und Unterlage,

das Laub vermochte Aeste und Stamm stärker zu belasten.

Die Gegend von Nabresina, so wundersam felsengrau und strauchgrün in ihrer eigenthümlichen Gestaltung und ernsten Größe — über welche viele Winter hingehen, ohne eine Schneedecke auszubreiten — glich der Rundschau, welche man etwa vom Gorner-Grat oder vom Gipfel des Venediger aus genießt. Hier und da leuchtete es gletscherfilberig auf in der Ferne von runden Eiskuppen, wenn die Sonne für einen Augenblick zwischen den Rändern des unheimlichen Gewölks sichtbar wurde.

Aber die Tage vergingen — es zogen wieder mildere Lüfte herauf. Jetzt wurden die Eisbauten niedergerissen, wie man eine Schaubude von einem öffentlichen Platze abträgt. In langen und breiten Platten stürzte der Eisüberzug prasselnd längs der Häusermauern herab. Es genügte oft, eine Stelle der blasig gewordenen Verschalung mit einem Stocke zu berühren, um ganze Fronten zur Abgleitung zu veranlassen. Da lagen sie alsdann auf dem mittlerweile aufgeweichten Boden, die zersplitterten Eisschollen neben abgerissenen Aesten, herunterhängenden Drähten, eingefrorenen Blüthen — ein Schlachtfeld, welches erst nach und nach durch die Sonnenstrahlen und durch die Menschenhand aufgeräumt werden konnte.

Die Fahrt ins Weiße.

Ich unternehme es, im Nachfolgenden eine kleine Weihnachtsreise zu schildern, welche, so unwahrscheinlich sich die Sache auch anschauen mag, ganz genau so durchgeführt wurde, wie ich sie hier erzähle.

Ich habe mich eine Weile besonnen, welchen Titel ich an die Spitze des Nachfolgenden stellen soll, nachdem es doch einmal herkömmlich ist, einen solchen zu wählen. Es wäre Veranlassung zu allerlei überraschenden Begriffs- und Wortzusammenstellungen gegeben gewesen. Schließlich habe ich alle mitsammen verworfen und die einfache Ueberschrift, die oben steht, gewählt. Sie verspricht nichts oder wenig, wird aber dafür umsomehr halten.

Es giebt bekanntlich sehr viel verschiedene Arten, die Dinge anzuschauen. Ich und ein französischer Geschäftsreisender, der in Lyoner Seidenwaaren handelte, haben den größten Theil des hier geschilderten Weges zusammen gemacht. Ich bin aber fest davon überzeugt, daß wir zwei ganz verschiedene Reisen gemacht haben.

Dies geht aus den Bemerkungen hervor, welche der Eine, wie der Andere während der Fahrt gelegentlich hinwarf. Dieselben beweisen, daß Jeder in eine andere Dimension der Dinge schaute.

Ich war eine Strecke über den Karst von Divacca gegangen, ein Gang, der zu meinen festtäglichen Erholungen gehört. Zum ersten Male in diesem Winter erblickte ich etwas von ernstlicher Jahreszeit. Nicht nur glänzte das Nanos-Gebirge gleich einem ausgedehnten Gletscher, sondern auch die näheren, niedrigeren Züge des Gaberk sahen wie ein von den Winden zusammengetragener Schneehaufe aus, wie man einen solchen oft neben der Straße wahrnimmt, nur um das Mehrhundertfache vergrößert. Auf dem weiten Gefilde des Karstbodens selbst lag kein Schnee, wohl aber auf den Dächern der Eisenbahnwagen, die von jenseits der Alpen gegen das Meer herabkamen.

Wenn man, wie ich, davon überzeugt ist, daß alle Naturerscheinungen als ein Gedanke aufzufassen seien, der sich für unsere Sinnesausrüstung in Zeit und Raum wahrnehmbar macht, so vertieft man sich gerne beim Anblick einer so mannigfaltigen Landschaft in jene Laune des Weltgeistes, welche aus ihr und durch sie hindurch in die körperliche Erscheinung tritt. Was müßte in einem Kopfe vorgehen, der aus sich selbst heraus ein solches Bild zu schaffen vermöchte?

Hier senkt sich ein tiefer, kreisförmiger Trichter tief in die Erde hinab, bis sein Boden in Schatten verdunkelt. In der Ferne ragt ein mit Schnee bedeckter Berg. Die rothen, winterlichen Blätter des Eichen-

gestrüpps glühen in der Abendsonne. Aus den Wachholderstauden schlägt eine Flamme empor, welche sich ein einsamer Hirt angezündet hat. Vielfarbig schillern Tropfen, die an den feuchten Zweigen hängen. Kleine Wasserlachen werfen das Abendroth zurück, das Widerspiel rother Wolken am Himmel.

Ich gehe auf den Boden des Trichters hinab, wo sich ein Portal in die Unterwelt hinein öffnet. Ich zünde die Kerze an und in ihrem matten Lichte erscheinen die weißen Hügel, die Säulen, die Baum- und Thiergestalten, alle so rein, wie die beschneiten Berge oben. Ich gehe weit in die Gänge hinein, überschreite viele Schwellen, welche einen Saal vom andern trennen, erklimme Höhen und steige in Thäler hinab. Begleitung ist mir nur mein eigener Schatten, der an den weißen Wänden oder an den Wölbungen der Höhen mit mir fortrückt.

In endlosen Schaaren stehen die steinernen Gestalten da, sich oft mit den Füßen oder Zweigen berührend oder die Hände ineinander verschlingend. Von diesem Reiche gilt gerade so wie von den oberirdischen Reichen die Wahrheit, daß sie mit denselben Mitteln erhalten werden, mit denen sie geschaffen worden sind. Und dieses Mittel ist weiter nichts als der Wassertropfen.

Wenn man aus diesen Gebieten wieder ans Licht steigt, so überkommt den Wanderer eine Empfindung, als ob sich mittlerweile sein Gesichtssinn verändert hätte. Die Dinge schauen ganz anders aus, es ist, als ob sie eine unheimliche Außenseite angezogen hätten.

Im Gasthause hatte der Geschäftsreisende ein weißschillerndes, taffetartiges, seidenes Zeug hervorgezogen,

welches er vor den Augen einiger Frauen seine Falten werfen ließ. Es war weiß, aber ich sagte ihm, daß es an Reinheit und Glanz weit hinter den Rhomboëdern zurückstehe, aus welchen die Gestalten in der Unterwelt zusammengesetzt sind. Zum Dank für diese Bemerkung antwortete er mir, daß die Räume, aus welchen ich emporgestiegen bin, niemals ein Geschäft sein werden, welches sich mit dem der Adelsberger Grotte würde vergleichen lassen können.

Etwas aber kannte ich dennoch, hinter welchem die Glanzflächen der Kalkspathe dort unten an Weiße zurückstehen mußten, und eben diesem Gebilde strebte ich zu. Denn ich habe bis jetzt vergessen, zu sagen, daß der Gang in die Unterwelt in jenen Stunden nicht, wie sonst, Ziel und Abschluß des betreffenden Tages war, sondern eine Abschweifung von einem weiter gelegenen Ziele, das ich erst mit dem Abend des nächsten Tages erreichen konnte.

Der Zug brauste davon und ich sah seine Dampfsäulen in der kalten Luft sich zu Gestalten zusammenwirbeln, ganz gleich denjenigen, welche unbeweglich in der Grotte standen. Wie diese streckten sie ihre Arme, Füße, ihre Wurzeln und Zweige von sich und berührten im Fluge, hinter dem Dampfwagen zurückbleibend, eine die andere. Aber sie zerrannen. Ihre Umrisse lösten sich auf, wie es die Umrisse aller Gestalten thun werden.

Bald aber erhoben sich viel näher bei mir neue Gestaltungen, welche nicht minder an so viele Schaustücke der Unterwelt erinnerten. Mit einem Male standen Calamiten, Palmenfarren und Säulen-Cypressen vor

mir, ganz wie dort unten. Sie waren auch auf die gleiche Weise entstanden, nämlich aus Wassertropfen. Aber die Wassertropfen waren als Dunst in der Luft aufgelöst, es war der Athem den Menschen, der sich an die Scheiben schlug und alsbald weiße Wälder schuf.

Aber vor diesen Schäften und Säulen dort unten hatte das Waldbild auf der Glasscheibe etwas voraus. Jene dort unten konnten allerdings von meinem Kerzen- oder Magnesiumlicht angeleuchtet werden. Aber das Licht drang nicht durch sie hindurch. Und dann war es immer noch matt gegen die Fülle des Mondlichtes, in welcher auf der Glasscheibe alle diese Baumsäulen vor einer goldigen, unergründlichen Ferne zu stehen schienen.

Es wurde Tag und das Sonnenlicht brannte hinein blutroth in die Palmenwedel und in die netzrippigen Riesenblätter. Das war freilich wieder etwas, dem der Abglanz der bengalischen Feuer an den Flächen der Steinbäume in der Unterwelt nicht gleichkommt.

Wurde das Fenster herabgeschlagen, so erblickte man sich im Bereiche jenes Winters, wie ihn die Kinder und die Dichter lieben. Alles war flockig und kugelig weiß überhüllt, bedeckt und verweht. An den gegen Osten gerichteten Flächen lag eine leichte Gluth. Das also war das weiße Reich und seine Herrlichkeit wird erst wieder gefunden und begriffen, wenn man jahrelang in solchen Gebieten gelebt hat, in welche nur das Widerwärtige, nicht das Schöne, der weißen Zeit vordringt. Denn mit Recht heißt sie in unserer Sprache die Weiße. (Winter von wit.)

Schon wieder rührt sich das Wasser, um Gestalten zu erzeugen.

Ein Blick in das Freie zeigt uns, daß wir dort angekommen sind, wo sich die Berge zum Villacher Becken ausweiten. Da wandelt aus den Fichten heraus eine lange Reihe von hohen Kegeln, welche bald Riesen in Schleppgewändern, bald langästigen Bäumen gleichen. Einer bewegt sich langsam hinter dem andern her. Sie schreiten in die weiße Ebene hinaus, wo sie sich auflösen.

Das ist für uns ein Zeichen, in der Fortsetzung der Reise durch das helle Winterland wieder eine Unterbrechung einzulegen. Auch diesmal tauchen wir in etwas hinab, was mit der Unterwelt in Zusammenhang steht, aber nicht in dunkle Luft, sondern in helles Wasser.

Die Gestalten, welche wir aus dem Walde herauskommen gesehen haben, sind wandelnde Dämpfe, und das Wasser, von welchem sie in die Höhe geschickt werden, die warmen Villacher Quellen.

Wer es noch nicht weiß, dem sei hier mitgetheilt, daß dort, von Mauern und Dach beschützt, jahraus jahrein das Wasser mit der Luftwärme eines heißen Sommertages emporsprudelt und große Becken ausfüllt. Dort herumzuschwimmen ist ein großes Vergnügen, wenn man durch die Fenster auf die weißen Zweige des Fichtenwaldes hinausschaut, der sich herandrängt. Statt der Wassertropfen, welche in der Unterwelt herabfallen und die steinernen Ungethüme erzeugen, quirlen hier Luftblasen durch die warme Fluth in die Höhe. Wie silberne Kugeln steigen sie in Garben aus dem feinen

Sande des Bodens empor. An vielen Stellen sieht sich die Oberfläche des Beckens an, als ob dasselbe nicht von Wasser, sondern von Schaumwein ausgefüllt wäre. In diesem von Eis und Schnee umgebenen Tepidarium der Natur fühlt sich der Sandboden, über welchen die Füße dahinschreiten, an, als ob er von unten her durch Flammen erwärmt würde. Mitten durch den weißen Frost und die Erstarrung dringt die Herzwärme der Mutter herauf. In den Klüftungen, welche man die Villacher Erdbebenspalte nennt, nehmen die Quellen der Wasser jene Wärme auf, mit welcher sie neben dem beschneiten Fichtenwald den Körper umfangen.

Wie dort in der tiefen Nacht der Wassertropfen mit dem, was er schafft, an das unaufhaltsame Wirken der Kräfte erinnert, so legen hier die schillernden Blasen, die sich emporwühlen, Zeugniß ab von der fortdauernden Spannkraft des Erdbebens.

Weiter. Wohl zünden oben die Feen des Winters, von welchen die Kinder beim Herdfeuer so gerne erzählen hören, am hellen Morgen auf dem hohen Joche manche Fichte an, daß sie goldiger auflodert als der Baum in der Weihnachtsstube. Dies thun die Sonnenstrahlen, wenn sie den Grat erreichen. Mit einem Fernglase erkennt man wohl den krystallenen Aufputz solcher Bäume, entstanden durch den Schnee, welcher an ihren Aesten vom Südwind aufgeweicht und in der Nacht wieder zusammengefroren war.

Die langen weißen Mäntel und flüchtigen Säulengestalten, die wie unten über den Abwassern des Villacher Warmbeckens, zwischen den Fichten des Joch-

grates hindurchflattern, gehören zu den Einheriern des Gewaltigen dieser Höhen, des Südwindes, welcher unabläſſig Anſtürme gegen dieſes Gebiet macht, um es den Forſtrieſen zu entreißen.

Daß ſein Anſtürmen nicht ganz ohne Erfolg geblieben iſt, zeigen auf den gegenüberliegenden Höhen manche Waldflächen, deren Schwarz ſich bereits ganz ſeltſam von der ſilbernen Färbung der Halden abhebt.

Schon rinnen die Waſſer gegen Weſten. Wir ſind unſerem Ziele nahe. Die uralte Burg der Welsberger Grafen ſchaut von ihrem Hügel.

Wir ſind von einem ſlaviſchen Felde ausgegangen und ſchöpfen daraus das Anrecht, eine Erinnerung an die Sprache ſeiner Inſaſſen bis mit hierher zu nehmen. Wir dürfen das um ſo mehr thun, als ſie mit allem Andern zuſammenſtimmt. In der Sprache jenes Volkes dort unten am Südmeer heißt „weiß" alles Dasjenige, was angenehm und freundlich iſt. Man ſpricht von der weißen Heimat, vom weißen Waſſerbrunnen. Wenn ich dieſe Ausdrucksweiſe in das nördliche Gebirge herauf übertrage, ſo müßte ich von einem „weißen Welsberg" ſprechen, auch wenn die Fluren und Wälder nicht ſo tief mit Schnee bedeckt wären wie jetzt, ſondern in puſterthaleriſcher Sommerpracht daſtünden. Denn es iſt ein lieber, den Fremdling anmuthender Ort, wie es keinen zweiten giebt in der grünen Thalſpalte zwiſchen dem Tauerngebirge und den Dolomiten.

Nachdem ſchon während der Reiſe ſo viel von weißen Geſtalten geſprochen worden iſt, können wir auch von den Geſtalten des lieben Welsberg reden. Ich meine

nicht die Bäume mit ihrem Reifanhang, die Brunnensäulen mit ihrem Schneeturban, die zu einer Reihe von kugeligen Männern umgestalteten Zäune. Von allen diesen frostigen Dingen wenden wir uns jetzt ab und treten in die Gaststätten von Welsberg, wo es dem Wanderer wohl wird, auch wenn er nicht aus der Unterwelt oder aus einem Wandelpanorama von Eis und Frost kommt.

In den Reisehandbüchern, welche man gewöhnlich bei den Sommerreisenden vorfindet, wird gesagt, daß kein Ort im Pusterthale einen solchen Einblick in das Hochgebirg gewähre. Ein Wintertag beleuchtet diese Wahrheit in seiner eigenthümlichen Weise. Denn, wenn die ungeheure Abendkerze des Sarnkofel oder des Dürrnstein angezündet wird und mit ihrem rothen Schimmer in die Fenster hereinleuchtet, dann ist wohl zu sehen, daß man sich an der richtigen Stelle befindet.

Die Reisehandbücher wissen aber nicht viel von den Herbergen und noch weniger von den Leuten zu erzählen. Man stelle sich schöne Gemächer vor, mit Holz- und Tafelwerk verziert, wie man es anderswo in Edelsitzen findet. Wie sich solche Austäfelung und solcher Zierrath zur modernen Stube verhalten, so verhält sich Speise und Trank zu der herkömmlichen Schablonentractirung in den unserem Reisevolk so zusagenden Hotels, in welchen weder die messingenen Buchstaben an der Vorderseite des Hauses, die irgend ein französisches Wort zusammenstellen, von Gold sind, noch irgend etwas Anderes. Füllein sollten alle Wirthe von Welsberg heißen, wie ein berühmtes Geschlecht benannt wurde,

welches Jahrhunderte lang dort ein glänzendes Haus hielt.

Die Welsberger sind Leute, wie man sie neben einer Eisenbahn wohl nur selten mehr findet in unserer heutigen Welt. Vom Fortschritt haben sie alles Vernünftige und Behäbige angenommen und vom Alten das Gute behalten. Gegen die Wildwasser, welche vor vier Jahren in Tirol allenthalben hausten, haben sie sich so vertheidigt, daß das frühere Welsberg in Bezug auf Stattlichkeit seiner Erscheinung sich mit dem heutigen nicht messen kann. Fast möchte man beim Anblick einer derartigen Wiederauferstehung auf den abscheulichen Wunsch kommen, es möge der und jener Ort von einem ähnlichen Schicksale betroffen werden. In Wahrheit würde aber ein solcher Wunsch weit über das Ziel hinausschießen, denn es giebt nicht überall Leute, welche solchen Ereignissen mit Muth, Ausdauer und Opferwilligkeit entgegentreten.

Wer den Lauf der Dinge auf dieser Welt kennt, der macht sich nicht gerade allzuviel aus Denkmalen und ihrer Ruhmredigkeit. Indessen giebt es auch Ausnahmen, und eine solche finden wir in Welsberg. Es ist weder ein Zufall, noch eine Uebervortheilung der öffentlichen Meinung, wenn man einen Denkstein, der von dem Kampfe der Menschen gegen Gewalten erzählt, durch welche an manchen Stellen geradezu das Aussehen des Landes verändert wurde, nach Welsberg setzte und nicht anderswohin. Es ist auch weder das Eine, noch das Andere, daß man den Träger der obersten Staatsgewalt gerade an diese Stelle führte,

als ihm die schuldige Danksagung abgestattet werden sollte. Hier war die Schlacht am heftigsten, nirgends wurde so um menschliche Wohnstätten gekämpft, nirgends so viel Werkthätigkeit und Hingebung ins Treffen geführt.

Lassen wir indessen diese vergangenen Dinge und nähern wir uns solchen Schaustücken, deren Vorstellung uns zu unserer langen und nicht ganz müheloſen Fahrt begeistert hat.

Die Häuser dieses herrlichen Ortes liegen auf den Meter genau um zweihundert Meter höher, als die Station Semmering. Ich führe nicht gern trockene Ziffern an. In diesem Falle aber geschieht es, weil ihnen erklärende Bedeutung zukommt. Wer jemals auf solcher Höhe eine Mondlandschaft des Hochwinters gesehen hat, der begreift, um was es sich handelt.

Wenn wir alle die Beleuchtungen der weißen Welt, von welchen bis jetzt eine Ahnung zu geben versucht worden ist, zu gleicher Zeit verstärkt wirken lassen könnten, so würden sie keineswegs an das hinanreichen, was uns umfängt, wenn wir den Lampenschein der getäfelten Stube verlassen und in die Lichtfluth dieser Alpenhöhe hinaustreten, welche der Vollmond bescheint.

Auf der Erde der Schimmer des Schnees, am Himmel eine Helle, welche uns zur Täuschung verleiten möchte, daß hier die Luft, welche unsern Erdball umgiebt, zu einem feineren und durchsichtigeren Körper geworden sei, welcher sich von der Luft, an die wir gewöhnt sind, so unterscheidet, wie diese vom Wasser. Wenn die Maler mit ihrem Cobaltblau, ihrem destillirten Grünspan, ihrem Kremserweiß, ihrem Antimonsilber und

ähnlichem Mineralgemengsel überhaupt im Stande wären, von der Durchsichtigkeit dieser Himmelsluft, in welche der vom Mondschein zu einem gleichfalls neuen Leuchtkörper umgeschaffene Schnee hinauf glänzt, eine Vorstellung zu geben, so müßten sie hierher gehen, bevor sie ein Bild zu schaffen haben, dessen Gegenstand sich ins Uebersinnliche erhebt. Vor solchem Hintergrunde spielen sich die Auftritte des Geisterlandes ab.

Dieses sei auch Schwärmern gesagt, welche eine Umgebung aufsuchen, die mit ihrer Gefühlswelt zusammenklingt. Ich für meinen Theil habe dort vornehmlich leibliche Stärkung gefunden, und als ich nach einer Woche aus dem weißen Winter dort oben in den grünen der Adria zurückkehrte, empfand ich noch nachträglich den Zauber, mit welchem jenes hohe Gebiet Hirn und Nerven kräftigt.

Hiermit schließe ich meine Fahrt ins Weiße. Nicht Viele werden mir folgen, um sich das Fest anzuschauen, mit welchem sich dort unter den Lichtern des Himmels die winterhelle Erde schmückt. Jene aber, welche ihre Reise auf die Zeit verschieben, in welcher es dort nichts anderes Weiße giebt, als die Schneefelder der hohen Zacken hoch oben — wenn in Hochsommernächten die Wildfrauen auf unbetretenen Giebeln ihre Linnen ausbreiten — denen rufe ich zu: „Geht nach Welsberg!“

Antipodie.

Der Walfischfahrer Hertha befand sich ungefähr 48 Grad südlicher Breite und 196 Grad Länge von Greenwich. Das nächste Land lag im Nordwest — die Chatam-Inseln, immerhin noch ein halbes Tausend Seemeilen entfernt. In sanfter Dünung, wie ein Busen, der sich in der Bewegung des Athems hebt und senkt, wallte das Weltmeer. Sommerlicher Glanz erhellte die Fläche, die in jenem verlassenen Theil der Erde überaus selten von einem Segel belebt wird. Die Meerschaft (ich spreche von einer solchen wie man sonst von Landschaft redet) breitete sich in endlose Oede aus. Auf tausend Faden — was dem Landmaße von 3280 Metern entspricht — wurde kein Grund gefunden. Was hätte das Senkblei auch dort unten angetroffen? Blutrothe Hautalgen, gallertartige Iridäen, die olivengrünen Wirtel der Laminarien, ein schleimiges Wirrsal mit spärlichem Leben von Schalthieren.

Die Brise von Süd war matt und nur langsam bewegte sich das Fahrzeug über die breiten Hügel und durch die sanften Thäler der Wasser weiter.

Der Doctor schaute über die Bordwand hinab dem Treiben der Schirmquallen zu, die mit ihren seidenschillernden, veilchenblau eingesäumten Glocken sich hinaufschoben an die bewegte Fläche und des lichten Sommermorgens freuten. Der Kapitän, der sich eben mit den Instrumenten beschäftigt hatte, an welchen später die Meridiandifferenz abgelesen werden sollte, trat zu ihm, klopfte ihm auf die Schulter und sagte lächelnd: „Nun, Doctor, Sie schauen sich gewiß da mit Vergnügen ein Loch in die Welt, am Sylvesterabend?"

„Ja richtig, am Sylvesterabend," antwortete dieser zerstreut. Es war der Abend der Jahreswende. Tausend Lichter funkelten auf den Wellenkämmen und den langsam zurückgleitenden kleinen Schaum-Inselchen.

„Mit dem Loch durch die Welt," fuhr der Kapitän fort, „hat es gerade heute die richtige Bewandtniß. Es brauchte nur hinlänglich tief und lang zu sein. Wir drehen heute Ihren lieben Landsleuten an der blauen Donau die Fußsohlen zu."

Darauf schritt er weiter, um dem Hochbootsmann einen Auftrag zu geben, der sich auf die Bewirthung der Mannschaft bezog.

Der Doctor sann nach. Wirklich, wenn man da unten einen Tunnel gegraben hätte von dem Boden aus, auf dem die Algen wuchern, und hätte ihn schnurgerade immer fortgeführt, gerade achthundertfünfundsiebzigmal so lang als den St. Gotthard-Tunnel, so wäre man in die winterliche Dunkelheit der Heimath hinaus emporgetaucht. Man wäre zu menschlichen Wohnsitzen gelangt, in denen die angezündeten Freudenlichter leuchte-

ten. Man hätte in einem Augenblicke die Reise vom Morgen in den Abend zurückgelegt.

„Eine seltsame Welt," sagte der Doctor vor sich hin.

So verging eine Stunde und der Doctor folgte der Einladung des Kapitäns und schaute durch das lange Tunnelrohr hinab oder hinauf. Da sah er einige helle Sterne über dem Treiben der Stadt, lichte Häuserreihen und hinter den Fenstern fröhliche Gesichter.

Es wurde ihm zu Muth wie noch nie auf dieser Reise. In seiner Betrachtung störte ihn der Bootsmann, welcher im Auftrage des zweiten Steuermannes zu ihm kam und bat, für einen Augenblick zu ihm ans Steuer zu kommen.

„Doctor," sagte dieser, „bevor ich dem Kapitän Meldung schicke, will ich Euch fragen. Ich bin nur ein ungelehrter Bursch, aber vielleicht wißt Ihr mir zu sagen, was dort schwimmt. Es ist nur, daß sie mich nicht auslachen."

Der Doctor holte ein Fernrohr und schaute in der bezeichneten Richtung auf das leichte Gewoge.

Das Gesichtsfeld zeigte ihm etwas, das ihn erbleichen machte. Dann besann er sich, daß das Rohr astronomischen Zwecken diente und deßhalb die Gegenstände in ihm verkehrt zu sehen waren. Er schickte deßhalb nach einem terrestrischen Fernglase, das ihm gehörte. Aber es überkam ihn der nämliche Eindruck des Schreckens, als er hindurchschaute.

Da schwamm ein fleischrothes Ungethüm, ein Sepiaähnlicher Kopffüßler, wohl dreimal so lang als ein Mensch.

Die Fangarme ragten noch klafterweit über die entsetzlichen Augen hinaus. Diese schienen unbeweglich das Schiff anzustarren und waren kalt, wie das Wesen der Natur, die Lebensfreude und Todesqual spendet.

Dergleichen war ihm freilich noch nie vor die Augen gekommen, auch dem erfahrenen Kapitän nicht, der alsbald hinzutrat.

„In Walfischrachen haben wir Trümmer solcher Arme gefunden," sagte er.

„Dieser Blick könnte Einem das Blut gefrieren machen," bemerkte der Doctor. „So muß das verschleierte Bild zu Saïs den Eindringling angeschaut haben."

Der Kapitän weigerte sich, ein Boot hinabzulassen und das Ungeheuer des Abgrundes zu verfolgen. „Es zieht mir die Leute hinunter," sagte er. „Einen Schuß aber will ich ihm nachschicken."

Die Kugel der kleinen Kanone traf das Thier. Ein Stück der rundlichen Floße schwamm zwischen den Wellen. Aber das Ungeheuer war mit der Kugel verschwunden.

Der Doctor erinnerte an ähnliche Erscheinungen dieser Art, die sich vor den Führern von Schiffen gezeigt hatten, und erinnerte an die gleichgestalteten Ungeheuer früherer Zeitläufte in der Geschichte der Erdrinde.

Es wurde noch lange von Kraken gesprochen, denen es im Weltmeer leichter gelungen ist, eines der wüstesten Urbilder der rohen, thiergestaltenden Kraft fortzupflanzen und zu erhalten, als ihren Altersgenossen auf dem lichten

Festland, deren Formen unter Massen darüber geschichteten Gesteins begraben und vergessen liegen.

„Noch schauerlicher," fügte der Doctor hinzu, „ist mir die Bestie in dem andern Fernrohr erschienen, in welchem sie gegen den Himmel gerichtet war."

Nach und nach wurde es wärmer und als die Stunde herannahte, in welcher dort unten, am andern Ende des Tunnels, die Punschgläser gefüllt werden und die Menschen einander in der Winternacht mit freudigen Rufen begrüßen, brannte die Sonne heiß auf das Verdeck.

Der Doctor schritt dem Vordertheile zu, um mehr von der Kühlung zu genießen, die dort bei gutem Gang des Schiffes aus dem Sprühen der Wogen heraufhaucht.

Indem er sich gegen die Bordwand lehnte und, nunmehr durch das Erscheinen des Kraken aufmerksam gemacht, in das Blau hinabschaute, fiel sein Blick auf die Figur, die am Vordertheile weit über das Wasser hinausragte. Eine Laune des Eigenthümers hatte dort eine Verzierung anbringen lassen, wie man sie wohl am Vorderstevен großer Handelsschiffe und Dampfer, aber selten an dem eines Walfischjägers bemerkt. Der Name des Schiffes, „Hertha", war in der Figur verkörpert. Sie trug einen Aehrenkranz über dem lächelnden Gesicht. Die rechte Hand streckte sie gegen die Tiefe aus. Sie war mit bronzegoldfarbigem Anstrich überzogen, der eben erneuert wurde. Bei dem leichten Seegang konnte daran gearbeitet werden. An Stricken hing auf einem Brett ein Mann der Besatzung vor ihr, der sie aus einem Farbentopf anpinselte.

Die Gestalt mochte nicht als ein namhaftes Kunstwerk gelten können, aber sie war besser gerathen, als ihre Genossinnen, die über das Meer schweben. Der Doctor hatte ihr nie eine besondere Beachtung gewidmet und war einigermaßen verwundert über den schönen Ausdruck ihrer Gesichtslinien. Mit einer Art von göttlicher Siegesmiene, wie sie das Antlitz jener Hohen verklärt, welche über die Dämmerungen der Welt hinweg schauen und ihre Gegensätze überbrückt erblicken, hob sie sich weiter strebend über die unruhige Tiefe. Sie schien über Geheimnisse zu sinnen und es war, als ob freudige Zuversicht aus ihr spräche.

Einen andern Eindruck rief sie bei dem Manne auf dem schwanken Brett hervor. Gleichgiltig, schier mißmuthig, setzte er seine Arbeit fort. Als er in derselben aber bestimmten Stellen des Gebildes näher kam, überlief ein schier widerwärtiger Zug sein Gesicht. Er grinste wie ein Faun.

Plötzlich ertönte eine Glocke. Der Mann auf dem Brette wurde sammt diesem heraufgewunden. Es war Feierstunde, denn man dachte an den Neujahrsabend. Alsbald erschienen große Blechgeschirre, mit einer Mischung aus Rum, Zucker und heißem Wasser angefüllt.

Nach einer Stunde sah der Doctor den nämlichen Mann müßig auf dem Vorderdeck neben der Küche stehen. Er wendete sich an ihn, um sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen.

„An was habt Ihr denn gedacht," sagte der Doctor, „als Ihr dort unten maltet? Ich habe Euch lachen gesehen."

„Nun," erwiderte der Mann, „wenn man vier Monate Salzwasser unter den Füßen gehabt hat, wird's wohl kein Verbrechen sein, an ein Tanzhaus zu denken. Lange wird's ja nicht mehr dauern. Der Kapitän will Auckland anlaufen."

Der Doctor fand, daß nichts natürlicher sei, als was der Mann gesagt hatte. Gleichwohl aber kam es ihm vor, daß zwischen den Gedanken, die in ihm beim Anblick dieser „Hertha" wach geworden waren, und den Vorstellungen dieses Matrosen ein gegenfüßlerisches Verhältniß stattfinde. Nachmittags traf er mit dem Kapitän zusammen, dem er seine Beobachtung erzählte. „Ja, ja, lieber Doctor," antworteter dieser lachend. „Es ist schon so. Da habe ich in meiner Kajüte unten zur Kurzweil ein lustiges Buch gelesen — die Thaten des Ritters Don Quixote und seines Knappen Sancho Pansa. Sie waren der Eine und unser Mann dort der Andere, der Knappe."

Jetzt war die Stunde nahe, zu welcher am andern Ende des großen Tunnels auch die hartnäckigsten Zecher und Neujahranwünscher sich zum Heimweg anschicken. Trübe brennen die Lichter in qualmig gewordenen Räumen der Geselligkeit. Gegen Südosten hin scheint der Himmel etwas lichter zu sein, als am übrigen Gesichtskreis. Verhallende Rufe, zugeschlagene Hausthore. Ein neues Jahr — was ist's? Eine Phantasmagorie, eine Einbildung. In den zahllosen Umdrehungen des Erdballes eine willkürlich gezogene und mit einer Ziffer belegte Linie — nichts Anderes als ein Meridian, ein Breitengrad und ähnliche Linien, die auch nur aus-

geflügelt sind. Aber mit einem Längengrad nach dem andern gelangt man um die Erde, mit einem Breitengrad nach dem andern aus dem blüthenreichen Jugendland der oceanischen Inseln zum starren Eismeer und mit einer Jahresziffer nach der andern zum Tod. Es muß doch etwas dahinter stecken, hinter dieser Linie, hinter dieser Ziffer.

Auch der Mannschaft war es beigekommen, heute von den Gegenfüßlern zu sprechen. Es wurde unter ihr gestritten, wer sich oben und wer unten befände — ob sie auf dem Meere oder die daheim.

Diese fand eine Lösung in dem Gelächter welches laut wurde, als in dem Augenblicke, in welchem die Sonne, wie ein ungeheuerlicher eisenglührother Ball stereoskopisch als Kugel sichtbar, nur mehr mit einem Theil ihrer Oberfläche aus dem Wasser hervorragte, Einer die Frage stellte:

„Geht sie jetzt unter oder geht sie auf?"

„Diese Beantwortung der einen Frage durch eine andere ist nicht die ungeschickteste Lösung," sagte der Doctor zum Kapitän. „Ich für meinen Theil hätte mich in eine Auseinandersetzung eingelassen, welche doch nicht verstanden worden wäre."

„Und was hätten Sie gesagt?"

„Den Kant-Laplace und die Nothwendigkeit, daß sich die Materie in Kugeln zusammenballt, hätte ich nicht angerührt. Dagegen würde ich ihnen vorgestellt haben, was aus dem Flächenraum aller Welten geworden wäre, wenn er, statt in Kugeln abgetheilt durch den Raum zu fliegen, flach aufgestrichen neben einander durch die

Unendlichkeit hin sich fortgesetzt hätte. Für uns Menschen würde das zur Verdummung und Auflösung führen. Eine solche Welt wäre der Tod des Geistes — da gäbe es keinen ahnenden Aufflug mehr in die Räume, durch welche die Sonnen rollen, nicht mehr den blitzschnellen Bahnflug des Kosmos, keine Jahreszeiten. Erst durch die Antipodie dämmert uns eine Anschauung vom wesentlichsten Inhalt der Materie wie des Geistes, dem Wesen des Gegensätzlichen."

Auf eine fragende Bewegung des Kapitäns fuhr der Doctor fort:

„Für mich ist die Frage, ob wir unten oder oben, ob die Sonne jetzt unter- oder aufgeht, ganz gleichbedeutend mit der Frage, ob die Welt schlecht oder gut sei. Nur für Denjenigen, der umschränkt ist, giebt es ein solches Dilemma, wer sich einen entfernteren Ausblickspunkt zu sichern im Stande war, dem wird eine Ahnung von dem über alle Begriffe erhabenen Thaumatrop. Der Krake mit seinen Augen ist ein Naturgeschöpf, das Bild der Hertha aber, die siegesmuthig über dem Abgrund schwebt, in dem jener haust, ist auch ein solches, wenn auch auf dem Durchgang oder Umweg durch ein Menschenhirn geschaffen. Wer hat Recht, das Scheusal der Tiefe oder die Göttin? Ist Sommer oder Winter? Nichts giebt uns darauf eine deutlichere Antwort als die Antipodie. Schauen Sie sich einen mit allem Zauber des Geistes und Herzens ausgestatteten Menschen an und denken Sie als kluger Mann darüber nach, in wie vielen Lagen thierischer Nothwendigkeit oder sittlichen Schattenwurfes, die verborgen bleiben,

sich derselbe in seinem Leben befunden hat. Betrachten Sie den Schatten, in dem unsere Gestalten da auf den Wellen fortschwimmen!"

„Da stellen Sie sich die Welt als doppelt vor," sagte der Kapitän. „Sie ist aber doch eins."

„Freilich ist sie eins," erwiderte der Doctor. „Aber der Tunnel, der vom Sommer in den Winter, vom wüsten Salzmeer da in die traulichen Stunden der Heimat führt, ist noch von Niemanden durchschritten worden. Ein Weg ist, aber keiner kennt ihn. Mir genügt es, daß die Besten an eine höhere Einheit von Licht und Schatten glauben. Und, selbst wenn da und dort das Uebermaß von Unlust überwiegt — wer will sagen, daß da nicht der antipodische Gegensatz von einer Daseinsform vollen Genügens vorhanden sei? Der Volksdichter hat das Richtige getroffen mit seinem Spruch: „Die Welt ist rund, sie muß sich drehen."

„Trösten werden Sie damit nicht Viele," meinte der Kapitän achselzuckend.

„Warum nicht? Es handelt sich nur darum, die Menschen mehr in der Richtung nach einer sinnbildlichen Auffassung der körperlichen Dinge anzuregen. Am Ende ist die ganze Erde gar eine vom physischen Schmerz heimgesuchte Winter-Zone, welcher irgendwo in der Welt ein sonniges Geisterland entspricht, dem sie in der großen Bewegung entgegengeführt wird."

„Chimären, lieber Doctor," sagte der Kapitän grüßend, indem er sich nach seiner Kajüte begab.

Der Doctor wollte ihm antworten, daß ihrerzeit die

Kirchenväter auch nichts von einer uns gegenüber-liegenden, doch mit uns einen, Welt hätten wissen mögen.

Es brach jetzt die Nacht herein. Am Schiffe trieb ein mächtiger, grüner Baumfarrn, ein hoher Mamagu, vorüber. Der verkündete das Dasein des noch fernen Neuseeland. Allgemach stiegen die Sterne herauf. Der Doctor sandte noch einen Gedanken in die Heimat, in der sein Bruder, der einmal im Jahre, am Neujahrs-tage, sich ein Glas weißen Burgunders gönnte, jetzt den Sonntagsstaat für den Gang zu seinem Labsal herrichtete. Ringsum rauschte es in der Wasserwüste.

Nun umzog die Milchstraße in silberhellem Bogen die Welt. Aber auch in diesem ihrem südlichen, uns Nordländern unsichtbaren Laufe erspähte sein Auge die zwei „Kohlensäcke", finstere sternenleere Räume in einer Brandung von Sonnen.

Frühling.

Februartage.

Wenn die Menschheit auf den Einfall gekommen wäre, ihre Monate oder vielmehr Jahreszeiten nicht nach dem Lauf der himmlischen Gestirne abzutheilen, sondern nach dem Anblick, welchen der Wechsel im Aussehen der irdischen Landschaft gewährt, so hätte man, in unseren Gegenden wenigstens, bedeutend größere Abschnitte machen können. Das Aussehen der Landschaft, welches doch vor Allem das Bild der Jahreszeit giebt, verändert sich in Mitteldeutschland mitunter vierzig Tage und noch länger nicht wesentlich. Insbesondere gilt dies während des Vorfrühlings, wenn wir auf eine gewisse Anzahl blühender Pflanzen unser Augenmerk richten.

Wir gehen im Februar längs des Saumes eines Erlenwaldes, aus welchem langsam ein Bach hervorfließt, der noch hier und da von einer Schneekruste überbrückt wird. Es ist eine thauige Luft. In den Dünsten, welche das ferne Hügelland und den Gesichtskreis verhüllen, liegt etwas Ahnungsvolles und Unklares, als

ob sich der Geist in der Natur besänne, was aus allem dem werden solle. Dort, wo in einer Rodung der Sonnenschein freieren Zugang hat, ist die Winterchristwurz (Eranthis hiemalis Salisb.), ein Schneeglöckchen, die gelbe Krone des gemeinen Huflattichs aufgeblüht. Du kannst dich hinsetzen, das Ganze zeichnen und als Titel darunter schreiben: „Ein Bild aus dem Thaumonat". Und man weiß, daß als Thaumonat der Februar oder wenigstens dessen zweite Hälfte gelten.

Man schaue sich die nämliche Gegend an einem Märztage, ja noch an manchem Tage des April an, so wird man von den mitgetheilten Zügen kaum viel wegzunehmen oder hinzuzusetzen finden. Auch das Thermometer kann unter Umständen am Ende der vierzig oder fünfzig Tage sich gerade so verhalten, wie am Anfange. Wir haben vielleicht einen kurzen Frühling, aber einen langen Vorfrühling.

Die Winterarbeit und noch mehr das Wintervergnügen sind Schuld daran, daß unsere gebildeten Stadtbewohner von den Naturbildern dieser ahnungsvollen Jahreszeit eigentlich wenig wissen. Haben doch selbst die Jäger in dieser Zeit nicht viel zu thun, solche ausgenommen, welche Waldschnepfen, Becassinen oder Wildenten schießen. Doch gewährt ein Gang in diesen Tagen nicht minder Anregung, als jeder andere Abschnitt des Jahres.

Ich meine die Zeit, wenn die Bäume, welche Kätzchen tragen, zu blühen beginnen, die Haselstauden, die Erlen, die Weiden am Bache — wenn die Kinder mit Triumphgeschrei ein Schneeglöckchen oder einen blühenden Seidel-

baſtzweig nach Hauſe tragen und der lachende Ruf der Eule durch den nächtlichen Forſt hallt.

Es kommt uns mit einem Male vor, als ob die winterliche Märchenwelt, die wir in dem überzuckerten Wald anſtaunten, als wir uns zum Schlittſchuhlaufen auf den Teich begaben, doch ein Gegenſtand geweſen wäre, an welchem ſich unſere Einbildungskraft nur recht mühſam, mit Widerſtreben und unter dem Einfluſſe des Angelernten emporrankte, wenn ſie ſich zur Anſchauung des Schönen erheben wollte. Es überkommt uns wie ein Fröſteln, wenn wir an die weiße Pracht denken. Der ſpärliche Blumenſtaub, welchen der Thauwind von den Aeſten der kahlen Erlen herabweht, ſtimmt uns fröhlicher als der glitzernde Pulverſtaub, welcher damals den Wald überlagerte und ſeinen Wölbungen hier und dort das Anſehen von Tropfſteingrotten gab. Wir denken nicht mehr an die kryſtallenen Springbrunnen, welche die Birken mit ihren Hängezweigen nachahmten. Es erſcheint uns dafür die Erinnerung an den weißen Tod, in welchem alle dieſe Gebilde befangen waren, und die winzigen, dünnen, rothen Fäden, welche aus den weiblichen Blüthen der Erlen hervorſchauen, freuen uns mehr, als jene von der Winterſonne angeglühten Kandelaber und Korallenzweige, welche rings die tödtliche Erſtarrung umſchloß.

Wir erinnern uns daran, daß in den Vorſtellungen unſerer alten Nordländer das Weib aus einer Erle hervorging. Vielleicht ſteht dieſer Gedanke in Zuſammenhang mit der Wahrnehmung, daß von allen blättertragenden Bäumen dieſer der erſte iſt, an welchem das

blühende Leben sich zu regen beginnt. Die Entwicklung der Blüthenkätzchen, welche den Goldstaub regnen lassen, giebt gewissermaßen das Weckzeichen für die Erschließung der Frühlingsblumen.

Von anderen Bäumen regt sich noch keiner. Nur gelbliche Spitzen des Birkenlaubes haben vielleicht hier und dort an den sonnigsten Stellen ihre Knospen kaum merklich durchbrochen.

Während des Winters haben wir in dem nämlichen Walde uns nicht nur an der Weiße der Wölbungen und dem Spiel der Lichter im Eise gefreut, vielleicht auch die Wirkung verglichen, welche die Krystalle an entlaubten Bäumen und am grünen Nadelholze hervorbringen, sondern uns fleißig nach den Moosen umgeschaut und an den dunklen Rinden oder auf nassen Schnittflächen der Bäume uns die Laubmoose wohl angesehen, deren Gestaltungen den Goldschmieden schöne Muster liefern könnten, wenn sie Schalen und Becher anfertigen wollen. Jetzt wollen wir schon Blumen sehen. Die todte Pracht des verschneiten Waldes und aller Formenreichthum der Becherflechten hilft uns nicht mehr über die Neugierde hinweg, mit welcher wir nach den frühzeitigsten Vorläufern der Blüthentage ausspähen.

Im Uebrigen tragen auch die orangefarbenen, neuen Zweigtriebe der Weiden zur Ausstattung dieser Tage bei. Die silberweißen Haare der Kätzchenschuppen haben diese Suppe zur Freude der Kinder gemacht. Wir können uns eine Landschaft zu dieser Zeit des Jahres kaum ohne solche denken, fast so wenig wir uns ein

holländisches Landschaftsgemälde ohne einen Weidenstrauch vorzustellen vermögen.

Wir dürfen indessen über manche Spuren bunten Pflanzenlebens, welche sich zu zeigen beginnen, der freundlichen Thiere nicht vergessen, die in ihrer Weise mit dazu beitragen, daß uns die ersten Tönungen des kommenden Frühlings zum Bewußtsein gelangen. Wir täuschen uns nicht. Der scharfe Triller, den wir dort aus dem Wipfel einer Erle herab vernehmen, giebt uns Kunde, daß ein Rothkehlchen auf seinem Fluge vom Süden her bereits bei uns eingekehrt ist. Auch die rauhen Töne der Elsternstimmen erinnern uns daran, daß wir, zur Zeit als der Wald so tief verschneit war, von diesen räuberischen Gesellen nichts wahrgenommen. Sie hatten sich nach einer milderen Gegend, wenn sie auch nicht sehr weit entfernt war, zurückgezogen. Jetzt sind sie wieder da. Sie wissen nichts von der Drohung des Kalenders, die sich auf den 6. Februar bezieht: „Dorothee giebt den meisten Schnee". Es ist ein Spruch, wie viele andere, um deren Wahrheit sich Niemand kümmert und die gleichwohl fort stehen bleiben. Macht es doch die Feldlerche ebenso. Auch sie erscheint uns nach dem Kalender, wenn sie im Februar daher kommt, um Tage verfrüht. Gleichwohl ist es mindestens ebenso häufig, daß wir sie zu hören bekommen, als das Gegentheil. Der Zaunkönig bleibt auch nicht zurück. Freilich ist er auch im Winter da gewesen und hat sogar gesungen. Das Eis über den Bäumen hat ihn nicht verstummen gemacht. Er war einer der wenigen sangesfähigen Wesen, die ausgehalten haben. Aber um wie viel

lustiger klingt jetzt sein Triller als damals, wie wir zum hart gewordenen Teiche durch den Schnee wateten!

Der Staar, welcher auch schon lustig in die lauere Luft hinein singt, ist uns allerdings nicht so treu geblieben wie dieser. Doch hat er es in der Fremde nicht gar lang ausgehalten. Von den beschwingten Wanderern, die über das Meer ziehen, kommt ihm keiner zuvor.

Der Teich aber, auf welchem sich damals die Schlittschuhläufer tummelten, ist zu einem Schauplatz von Leben geworden, welches durch seinen Gegensatz zu den Vorgängen auf der Eisdecke uns nicht minder anspricht als der Boden, auf dem schon hier und da ein Lungenkraut oder eine Anemone sich bemerkbar machen, in Vergleichung gegen damals, wo er mit einer harten Schicht zusammengetretener Schneeflocken bedeckt war. Plätschernd fallen die Wildenten, die ihrer nordischen Heimath zustreben, auf ihrer Durchreise in das Wasser ein und durchsuchen den Schlamm und das Schilfufer nach den Larven seiner Sommer-Insassen. Lautlos fällt auch der Zwergschwan auf die Wasserfläche. Auch er reist den Seen Finnlands, den Buchten des Nordmeeres entgegen. Vor wenigen Tagen hat er noch die Weizenfelder gesehen, welche um die Altwasser des Nil stehen. Sie sind jetzt gelb, und der Löwe, welcher am Abendhimmel glänzt, deutet dort die Farbe ihrer reif gewordenen Halme an.

Während diese Wandervögel, welche oft rasten, leicht der Mordlust des Menschen, die immer rastlos ist, zum Opfer fallen, zieht der Kranich hoch oben in den Lüften seinen Weg, nach dem fernen Norden trachtend, welchen

er vor vier oder fünf Monaten verlassen hat. Am Ufer des Baches aber, in dessen feuchtem Boden wir den Huflattich gesehen haben, treibt sich bereits die Stelze herum, noch im Frühlingskleide, dem die weiße Kehle abgeht, welche uns im Spätsommer auffällt.

Man hat es mitunter bedauert, daß dem sinnenden und denkenden Menschen durch die Ordnung der Dinge nicht eine gleiche Gelegenheit gegeben worden ist, seinen Gedankenvorrath zu vermehren, wie diesen armen Thieren, welche von den großen Reisen nichts Anderes haben, als eine zeitweilige Verlegung ihres Futtertroges. Wie würde sich, so hat man gesagt, unser Gesichtskreis erweitern, wenn wir so schnell und mit so geringer Mühe das zu sehen bekommen könnten, woran diese Wanderer im Laufe auch nur einer einzigen Woche vorüber gezogen sind! Dort, am Weißen Nil, schwankten blaue Wasserrosen auf der Fluth, Termiten krochen den Orangenbaum hinan, hier und dort schlief auf einer Sandbank mit aufgerissenem, von Zähnen starrenden Rachen, ein Krokodil. Die Menschen verbargen sich in dieser heißesten Zeit des Jahres, weil schon der Chamsin in drohendem Anzuge war, welcher ihnen fünfzig Tage lang Schweiß auspreßt und schier den Athem rauben möchte.

Dann sind sie über die Inseln des griechischen Meeres hinweggeflogen, auf welchen sie große, weiße Flächen zu erspähen vermochten, unterbrochen von blaßrothen Gründen. Es waren die blühenden Mandel- und Pfirsichbäume, über welche sie dahinzogen. Sie erblickten auch die Wiesen mit dem hohen, jetzt weiß-

blüthigen Asphodelus, auf welche Hermes die getödteten Krieger geleitete. Sie sahen Hyacinthen und die Crocuskelche auf den Eilanden der Adria, rothes Löwenmaul, Monatrosen und die weißen Dolden des Bastard-Lorbeers bis gegen die Höhen des Karst hinauf. Vieles ist ihnen sichtbar geworden, vielleicht nirgends aber ein Gegensatz, wie er sich uns selbst geoffenbart hat, wenn wir an die eisigen Gewölbe des Waldes zurückdenken und an den Anblick, den er uns jetzt bietet, mit den Regungen seiner Keime und Knospen.

Es giebt kaum einen Monat, in dem sich so widersprechende Dinge zutragen und in welchem die Beobachtungen so oft das Gegentheil von dem ergeben, was von den Kalendern vorhergesagt wird. Am 8. Februar beispielsweise feiert man das Fest des heiligen Johannes und in den Niederlanden nennt man eine Zeit von Sonnenglanz und Frühlingswärme, die sich in diesen Wochen gerne einstellt, den Sanct Johanns-Sommer, ähnlich, wie man das schöne Spätherbstwetter Oberitaliens häufig mit dem Namen eines Sanct Martins-Sommers bezeichnen hört. In derselben Zeit aber ist auch, wie die Chronik vermeldet, die Zuyder-See hereingebrochen und einmal, im Jahre 1288, sind durch Sturm und Fluthen in Flandern über fünfzigtausend Menschen zu Grunde gegangen. Bei unseren Bauern gilt mitunter der Februar als der gefürchtetste Wintermonat. Trotzdem steigen die Lerchen und blüht Erle und Zitter-Espe. In Italien weht der sanfte Favonius, der Maëstrale, gleichwohl habe ich dort die weißen Blüthen der Weichselbäume an den Aesten in hellem Eise festgefroren ge-

funden. Es öffnen sich die Blätter der Pfingstrose und unsere Gebirgsseen frieren meist erst in diesem Monat zu. Mächtig treibt der Saft in den Trauerweiden empor, Rhododendren setzen Knospen, aber die Sage läßt den Bären wieder in seine Höhle zurückkriechen, wenn er den heiteren Sonnenschein wahrnimmt.

Ein unbeschreibbares Ringen und Kämpfen zwischen dem starren Zustand der Dinge und einem neuen zieht sich durch unsere heimische Natur. Trotz aller der Rückfälle bereitet sich etwas Freundlicheres vor. Sogar plumpe Gegenstände, an deren äußerlichem Schein in den verschiedenen Jahreszeiten, wenn man sich nicht mit den Einzelheiten abgegeben hat, kaum etwas veränderlich sein könnte, wie zum Beispiel die Höhen der Alpen, schauen ja in der Farbentönung der wärmeren Jahreszeit ganz anders aus als im todten Winter. Umsomehr muß es dort sein, wo sich so vielerlei regt und so viele Fäden durch einander gehen. Das Blinde wird wieder sehend, das Plumpe und Dumme schlägt ein kluges Auge auf.

Anmuthig findet sich eine solche Betrachtung versinnbildlicht im deutschen Märchen vom dummen Hans. Dieser mußte mit seinen zwei älteren Brüdern ausgehen, sich eine Frau zu suchen. Die älteren fanden bald eine; der dumme Hans aber kam in einen tiefen Wald in das Haus einer alten Hexe, die hieß ihn ihr weißes Pferd füttern und behielt ihn über Nacht. Da hörte er vor dem Fenster die Vögel singen von einer blinden Königstochter, die könne geheilt werden, wenn man ihr Auge mit dem ersten Blatt, das im Frühling aus

einer Pappel sprieße, berühre. Hans brauchte dieses Mittel, heilte dadurch die schöne Prinzessin und bekam sie zur Frau, nachdem er unter den Wurzeln des Baumes noch zwei Edelsteine gefunden hatte, durch die seine Dummheit alsbald in Weisheit verwandelt worden war.

Vielleicht nicht minder sehnsüchtig als nach den ersten Blumen und dem ersten Grün, schaut der Mensch, welcher lange in der Erstarrung eines strengen Winters gelebt hat, nach den Wassern, ob sie nicht schon wieder frei geworden sind. Ich habe einmal lange, eisige Monate in einer einsamen Gegend zugebracht, in welcher es mir ein Erholungsgang war, nach dem tiefen Tümpel einer Quelle zu gehen, welcher viel früher aufthaute als das Land, und die grüne Farbe seines klaren Wassers längst vor den ersten Grashalmen sehen ließ. So werden wir auch unsern Wald nicht verlassen, ohne einen Blick in den Teich und auf den Grund des Baches geworfen zu haben, bis zu welchem jetzt wieder die Sonnenstrahlen hinabreichen. Gesteigert scheint uns, welche das Gleiten sanft abfließenden Wassers so lange nicht mehr gesehen haben, der eigenthümliche Krystallglanz der Fluth über den Quellenmoosen und den blanken Kieseln. Schon erblicken wir in der Strömung des Baches den Hecht, welcher jetzt, beim Herannahen der Laichzeit, den seichtesten Gründen zugeht. Auch die anderen Fische verlassen ihre Schlupfwinkel und Winterstände und oft, wenn der Jäger noch feiern muß, gelingt dem Fischer seine Hantierung mit Netz oder auch mit Angel. Denn kaum regt sich das Leben in der Thierwelt, so ist der Mensch da, es zu vernichten und auszubeuten. Mit besonderem

Vergnügen folgt deßhalb der Blick mitunter den blitzartigen Bewegungen der Forelle, welche durch ihre scheue Gewandtheit so oft jeglichen Hinterhaltes spottet und uns zugleich in der noch wenig farbenreichen Umgebung durch ihr schillerndes Gewand erfreut, welches nicht nur das Weiß und Grau der Steine auf dem Grunde, sondern auch das Aufblitzen der sonnenbeschienenen Wellen nachzuahmen scheint.

Märztage.

Es geht mit den Gedanken der Menschen wie mit den Weiden am Wasser. Mögen sie zur Zeit der Kälte und Stürme immerhin grau gewesen sein, es kommt wieder eine andere Luft über die Welt und die Triebe nehmen eine freudvolle Tönung an. Wenn aus den Ländern des Mittags die ersten Zugvögel daherkommen, so sprießen an den Weiden des Baches Zweigtriebe von mennigrother Feuerfarbe. Warum soll sich im lebendigen Geschöpf nichts rühren, wenn sogar das Wasser, welches mit seinen harten Schollen gegen die Saugwurzeln gedrückt hat, die Gestalt verändert und mit vermehrter Kraft seinen Weg zum Meere sucht?

Die Weiden sind nicht mehr so grau und auch die Gedanken der Menschen ändern sich, wenn von der Kraft, die so viele Namen hat, die ersten Veranstaltungen zur Verwandlung auf demjenigen Stück der Erdenbühne, welches uns umgiebt, getroffen werden.

Die Aenderung in der Laune würde eine noch er-

heblichere sein, wenn es uns gegönnt wäre, ein größeres Rund zu überschauen. Dazu kann uns der Künstler, sei es der bildende oder der redende, verhelfen. Er erweitert unsere Beschränkung, er veranlaßt es, daß wir über die Befangenheit hinauskommen, welche die vornehmste Quelle unseres Mißbehagens ist. Würden wir sehr viel sehen, so kämen uns die eigenen Verdrießlichkeiten nicht mehr so einengend vor.

Der Künstler kann das zuwege bringen, nicht immer aber ein weiterer Spaziergang aus der vom Thauwetter beschmutzten Stadt hinaus in irgend eine Gegend, in der wir den Offenbarungen des Naturlebens zu begegnen hoffen. Man sagt oft: „Geht hinaus in den Wald und Ihr werdet das und das sehen!“ Wer sich aber darauf verläßt, der findet nur einen kleinen Theil, mitunter gar nichts.

Dem Künstler ist es gegeben, das weit Verstreute in einem kleinen Brennraum anzusammeln. In diesem vereinigen sich die von der Wirklichkeit auseinandergezerrten Glieder zu einem lebenden Bild. Auf diese Weise ist es möglich, draußen im Forst zwischen dürren Blättern, auf denen hier und dort noch eine Kruste ungezähltemal wässerig gewordenen und wieder zusammengefrorenen Schnees aufliegt, zugleich den Förster nach den Stangen suchen zu sehen, die der Hirsch abgeworfen hat; zugleich unweit davon die Schaar beschopfter Kibitze, welche eben aus Arkadien oder Achaïa zurückgekehrt sind und uns vom wundersamen Strome Alpheus erzählen könnten, wenn wir ihre krähenden Laute ver-

stünden; zugleich die einsame Rodung gegen den Waldsaum hin, welche jetzt gern von Rehen besucht wird, und wo die Haselnußsträucher ihren gelblichen Blüthenstaub ausstreuen, wenn sie von den Thieren berührt werden; zugleich die Wiesenschnarrer, die sich dort herumtreiben, wo von geschmolzenem Schnee noch ein großer Tümpel über fahlem Gras sich ausbreitet — die Waldtaube, welche oben irgendwo im Gezweig das Geräusch zusammengeschlagener Flügel hervorbringt; zugleich die sonnige Blöße mit den sich langsam öffnenden blauen Leberblumen; den Dachs, welcher der lauen Luft zuliebe kurze Ausflüge aus seinem Bau unternimmt; zugleich die trübe Fluth, von Schneewasser angeschwellt, welche einen steilen Hohlweg zum Bachbett macht.

Wir empfinden bei diesem Anblick das allgegenwärtige Rauschen, Schwirren und Klingen in den bewegten Wipfeln. Denn die Luft ist unruhig, wie immer, wenn etwas Neues vorbereitet wird.

Wenn man das Alles zusammenstellt, so giebt es ein anziehendes Rundgemälde. In Wirklichkeit aber findet man diese und viele andere Erscheinungen nicht vereinigt, man muß sie auf weiter Fläche zusammensuchen.

Dieses Zusammensuchen ist aber immerhin lehrreicher, erfrischender und auch gesünder, als wenn man sich anstrengen wollte, alle die Menschenschicksale und Verhältnisse in der Zerstreuung aufzuspüren, welche ein schreibender Künstler mittels Compressions-Pumpe ungezählter Unwahrscheinlichkeiten zu einem Roman zu-

sammencondensirt hat. Die Natur ist auch ein dankbares Feld. Der Roman hört in einem gegebenen Augenblick auf, und man muß sich oft erstaunt fragen, wie es weiter gegangen ist, und ob denn die Personen, welche das Talent hatten, daß ihnen so viel begegnete, nicht hinterher über all diese Ueberfülle der Erlebnisse noch verrückt wurden.

Nach dem Genusse einer künstlerischen Zusammenfassung der Natur-Erscheinungen empfindet man niemals jenes eben so sehr an Leere als an Uebersättigung erinnernde Gefühl, welches uns fast immer nach einer recht „spannenden" Leistung überkommt, welche das Menschengetriebe schildert. Die Grundzüge und Stimmungen, die Triebe und das Streben in den beiden Welten sind wohl von der Wurzel aus die nämlichen. Doch beruhigt uns jene in ihrer Einfachheit und Größe, während diese, obwohl wir selbst mitten in ihrem Getriebe stehen, in all ihren Anstrengungen uns doch eine Beschränktheit zeigt, in der wir uns nicht erholen können.

In mancher Hinsicht kann man die Zeit des Vorfrühlings vergleichen mit dem Augenblick, in welchem die Musiker eines Orchesters anfangen, ihre Werkzeuge zu stimmen. Solches verfehlt nicht, eine erwartungsvolle Anregung hervorzubringen.

Die Erwartung aber hat Manches an sich, was mitunter schöner ist als die Erfüllung. Vielleicht denken wir in warmen Sommerstunden, in welchen wir die Frucht vor uns sehen, die am Ast reift, wenn tausendfältiges Leben um uns schwirrt, gerne eines solchen

Märzganges. Wir haben uns vielleicht nicht ganz ohne Widerstreben zu ihm bereden lassen. Aber ein Freund, welcher durchaus die griesgrämige Woche mit ihren Erinnerungen für eine Weile über Bord werfen und vor den hundertundvierundvierzig Stunden städtischer Gefangenschaft, die seit dem letzten Sonntag über ihn dahingegangen waren, „ausschnaufen" wollte, hat uns auf den Bahnhof geschleppt, und bald, nachdem wir den Wagen verlassen hatten, nahm uns der Wald in der Fluß-Au auf.

Kaum waren wir ein paar Schritte weiter gegangen, so begrüßte uns aus einem alten, morschen Weidendickicht das dumpfe Gelächter einer Hohltaube. Sie mochte wohl erst seit wenigen Tagen aus ihrer klimatischen Winterstation im Süden zurückgekehrt sein. Ganz richtig — unter ihr am durchweichten Ufer des winzigen Baches, von welchem vielleicht nicht früher als gestern unter der Einwirkung des Thauwindes die Schneedecke verschwand, war ein gelber Huflattich aufgegangen, der zuverlässige Bote, der sich immer vordrängt, wenn die ersten Vögel zurückkehren.

Würde man nun in der Weise der Romanschreibung das Bild mit Thatsachen oder Erscheinungen überfüllen und die Unterlage übermäßig anfärben wollen, so könnte man nur allein über dieses einzige Waldstück noch eine ganze Menge von Sachen erzählen. Sie wären mannigfaltig; die Einheit darin wäre aber die, daß in allen den Geschöpfen, die uns sichtbar werden, sich eine Lebensthätigkeit kundgiebt, zu vergleichen mit der, welche das Morgengrauen über die Erde bringt. Sämmtliche Laub-

bäume sind kahl — und es ist gut für sie — denn morgen schon kann ein neuer Schneefall zarte Blattkeime ertödten. Das Schilf, das Geäst, das Röhricht am Fluß, sämmtliches Gezweig sieht Alles so fahl, verwittert und zerzaust aus, daß man die ganze Landschaft kaum von der eines thauigen, schneelosen Wintertages wegkennen würde, wenn eben die kleinen Boten in den Lüften und auf der Erde nicht wären: der Huflattich und die Hohltaube, die silbernen Kätzchen der Saalweide, vielleicht auch die Singdrossel, welche durch ihr liebliches Geschmetter andeutet, daß sie sich von allen diesen Ueberresten winterlicher Verheerung nicht berücken läßt und in der Zeit besser auskennt, als wir Stubenmenschen.

Sinnbildlich deuteten es auch die Wege an, wo an der Stelle der alten Schlittengeleise, auf denen Monate hindurch das Fuhrwerk lautlos dahinsauste, schwarze Erdfurchen auftauchen. Der brennende Spahn, den die wundersame Gertrudis in die Erde steckt, wird von dieser und ihren Wassern, wie es scheint, schon im Vorhinein verspürt.

Könnte man weiter Erscheinungen, welche der Raum und der Zufall trennt, von einer Sammellinse auffangen lassen, so erhielte man ein sehr farbiges und anziehendes Bild. Seine Wirkung unterscheidet sich von der beispielsweise eines Romanes insbesondere auch dadurch, daß der Genießende nicht so leicht zum Unbehagen an seiner täglichen Umgebung gebracht wird. Man redet oft Leuten nach, daß sie sich durch Lesen von Werken der Einbildungskraft den Geschmack verdorben

hätten, so wie Jemand, der in einer Conditorei zu Gast war, nahrhafte Kost verschmäht. Wenn Solches wirklich oft genug beobachtet worden ist, so wird die gleiche Folge nicht eintreten, wenn wir statt der Schicksale und Abenteuer uns die Erscheinungen der Natur verdichtet vorführen. Diese wird uns vergeistigt erscheinen und uns dadurch Manches, woran wir auf früheren Gängen ohne Theilnahme vorübergegangen sind, mit ungeahntem Reize anmuthen.

Setzen wir uns für einige Augenblicke die Augen ein, mit welchen unsere Väter, bevor ihr Sinnen durch den über das große Gebirge herübergekommenen Glauben von der Erde abgelenkt wurde, Flur, Wald und Wasser betrachteten.

Da schwirrt am Saume einer Lichtung eine Sumpfschnepfe vorüber. Sie ist den Schaaren ihrer beflügelten Genossen mit vielleicht wenigen anderen um Tage vorausgeeilt.

Wie mag sie wohl in ihrem rostfarbenen Gewande zum Vogel des blitzenden Donar geworden sein? Wenn die Alpenrose zur Donarstaude geworden ist, so erkennt man das wohl an der Farbe, die sie mit dem zuckenden Blitzstrahl gemein hat. Das Eichhörnchen, das Rothkehlchen, der Fuchs, das Rothschwänzchen, die Vogelbeere, die Brachdistel sind roth ausgestattet und gehören unter die Geschöpfe, die dem Gott mit dem rothen Bart, welcher den Blitzstrahl schleudert, geweiht und heilig sind.

Das läßt sich ohne Weiteres begreifen. Ebenso springt gleich in die Augen, was die Füße des Storchs,

die Hagebutte, die Gundelrebe, der Hahn und die Rinde der Haselnuß mit dem Rothen zu schaffen haben.

Schon weniger deutlich ist sein Anspruch auf die Eiche, weil man die röthliche Rinde leicht übersieht. Doch, die Eiche ihm einmal zugestanden, lassen wir ihm auch den Hirschschröter hingehen, der gerne auf der Eiche weilt, und glauben auch an die glühenden Kohlen, welcher dieser geflügelte Unhold auf die Strohdächer der Menschen trägt.

Die rostgelben Streifen der Sumpf- oder Heerschnepfe aber wollen uns nicht grell genug einleuchten, um uns sofort an den Gott des feuerrothen Strahles zu erinnern.

Sie gehört ihm aber doch, denn ihr Flug kündigt die Tage an, an welchen es wieder zu donnern beginnt.

Sieben Monate zählten unsere Ahnen, die weiter oben im Norden wohnten, in welchen der Hammer Donar's von den Riesen im Berge versteckt gehalten wurde. Hätten sie in unseren wärmeren Gegenden gelebt, sie würden kaum vier zusammengebracht haben. Aber bald hinter der Schnepfe erdröhnt hinter dem Blitze her der steinerne Hammer wieder. Es wehen die lauen Lüfte, der Erdboden beginnt sich zu regen und die Blüthe bereitet die ernährende Frucht vor.

Wenn die Riesen den Hammer Monate lang in Riesenheim verborgen gehalten haben, so hat man auch lange Zeit die farbige Brücke nicht mehr gesehen, über welche alltäglich die guten Asen ziehen. Schon ist uns aber in den Regenschauern, welche der warme Föhn vom Meere heraufgewälzt hat, der Regenbogen

wieder erschienen. Und davon, daß er sich, der Himmelsring, wie ihn die Leute nennen, mit seinem flammigen Ende hier auf die Erde aufgestützt hat, davon giebt uns die gelbe Primel, der Himmelsschlüssel Kunde, die sich vor uns erst schüchtern über die lichtgrünen Blättchen empordrängt.

Es ist allerlei Götterwalten in der Au. Wodan schaut wieder mit seinem Sonnenauge aus den ungebundenen Wassern. Er hat abermals seinen Kampf gegen die große Schlange, welche die ganze Welt einhüllte, den Wasserring des Winternebels, gewonnen und ist gewaltig aus dem geschlossenen Wolkenberge, von dem nicht Segen, sondern nur Schnee zur Erde fiel, hervorgetreten. Wir brauchen nicht den „unumwölkten Zeus", wir haben selbst den einäugigen Lichtgott, der alljährlich siegt und dessen anderes Auge, das er in Mimer's Brunnen ließ, das Widerbild, aus den freien Wassern heraufschaut.

Wir können in den weiten Raum wohl noch andere Gestalten hereinführen, ohne daß er überfüllt wird. Die Wasser, die nun wieder flüssig geworden sind, sind das Heimgebiet der Oegirs-Töchter, der Wellenmädchen. Auch sie hängen, gleich der Schlüsselblume, die sich an ihrem Uferrand zu entfalten beginnt, mit dem Regenbogen der Frühlingswetter zusammen. Denn ihr gemeinschaftlicher Sohn ist Heimdall, der auf dem Gipfel der Weltenesche sitzt und zu dessen Sinnbild der Regenbogen geworden ist.

Und schauen wir hinunter auf den schlammigen Grund des enteisten Flußarmes, so sehen wir dort

unten die Wiege der Wasserblumen, die noch in ihren Samenhülsen schlummern. Es sind heilige Kelche, die dort vorbereitet werden. Wenn sie nach dem Ablauf von drei Monaten weißlich auf der Oberfläche schwimmen, so kann es wohl geschehen, daß die Wassernixen, wenn sie in heller Mondnacht über das Rinnsal hinüber trachten, ein Blatt davon abreißen und es für sich zum Kahn umgestalten.

Kann es für die landwirthschaftliche Ausbeutung etwas Nichtsnutzigeres geben, als ein solcher Auenstrand oder ein Wörth im Donauwasser? Dafür ist es aber von hoher Schönheit und von Geisterschaaren bewohnt, welche sich auf Kohläckern und Rübenfeldern nicht sehen lassen. Auch die leibhaftigen, greifbaren Gegenstände nehmen oft in diesem Wirrsal von Schilf, Zweigen und Gestrüpp die seltsamste Gestalt an.

Mit wunderlichen Kugelköpfen stehen im Mondschein die Weiden da und werfen spitzzackige Schatten über Wasser und Schilfgrund, in welchem unsichtbar und unfaßbar sich ein Leben rührt, welches bald in die Erscheinung tritt. Der Stumpf einer Erle, hinter welcher aus der Wassersackgasse leichte Dünste hervorziehen, muthet uns an, als ob sich jeden Augenblick ein Gespenst auf ihm niederlassen wollte. Wenngleich die Landschaftsmaler oft eine solche Märznacht mit ihrem kahlen Geäst, das so deutlich in den Himmel hineinragt, und der ahnungsvollen Stimmung der scheinbar verödeten Landschaft gebracht haben, so hat sich doch hierin ihr Können, wie in so manchen anderen Stücken, als unzureichend erwiesen.

Da tritt wieder die Wirklichkeit in ihr Recht. Den todten Farben fehlt der Anhauch der Luft, welcher dem Wanderer Frühlingsmuth zuführt; es fehlt ihm der Eindruck der Töne. Lustiger rauscht für diesen draußen der große Strom und selbst die Eule, deren Ruf manchmal über die lichte Aue dringt, freut sich in der Weise ihrer Nachtsippe.

Es kommt ein neuer Tag und mit ihm hat sich der Strom des anschwellenden Vorfrühlingslebens wieder um eine Marke gehoben. Wir hören es im Schilf schwirren. Es sind Krähen, welche nach Larven von Kerfthieren suchen. Ueber eine erst jüngst vom Schnee befreite schwarze Erdscholle hat sich ein grünschimmerndes Fasergewebe hingelegt. Es sind die Vorkeime eines Schließmooßes. Von den Aesten eines rothbraunen Föhrenstammes begrüßt ein Seidenschwanz mit leisen Tönen das Morgenlicht, eine Blaumeise mit smaltfarbenem Köpfchen hüpft spähend auf der knorrigen Krone der Weide herum, an deren Stamm Schlammüberreste an die letzte winterliche Fluth erinnern. Es ist ein buntes Treiben und leicht kommt sich der Wanderer wie Parsival vor, als er wortlos in der Einöde Sotane das Leben ihrer beschwingten Insassen überschaute.

Man braucht kein gelehrter Mensch zu sein, um der Freude solcher Stunden theilhaftig zu werden. Dagegen ist es nothwendig, einen liebreichen Sinn mitzubringen, der sich alles Geschaffenen annimmt. Wer mit einem solchen begnadigt ist, der kann sich mit jenem schlichten Kind des Märchens vergleichen, welches

von seinen Brüdern für beschränkt oder unklug gehalten wurde. Es hatte aber Mitgefühl mit allem Lebendigen. Dafür war es dann im Stande, die Räthsel zu lösen, die ihm vorgelegt wurden, weil ihm die Bienen und Käfer, die Schmetterlinge und Pflanzengeister aus Dankbarkeit dabei halfen. Die gescheiten Geschwister aber mußten mißmuthig und ärgerlich davongehen.

Aschermittwoch.

Eine helle Frühlingsluft lag über dem Thal, Amseln sangen auf den Zweigen der Fichten deren Grün durch den Farbengegensatz gegen manche verhärtete Schneekruste, die noch hier und da über dem Moose lag, schäbig und verwittert auszusehen begann. Im Marktflecken, durch den der Fluß strömt, trieben sich Masken herum, von zahlreichen Hunden angebellt. Die Männer kamen wenig aus den Wirthshäusern. Der Hauch des beginnenden Lenzes nach dem langen dumpfen Winter stimmte die Leute fröhlich, so daß auch ohne den letzten Faschingstag heute sich ein außerordentliches Leben gerührt hätte.

Die Thierwelt machte es gerade so. Mancher Schmetterling wagte sich während der Mittagsstunden heraus. Schon seit einigen Tagen riefen die Eulen im Walde. Nur die Aelteren, welche durch Erfahrung Pessimisten geworden sein wollen, schüttelten die Köpfe und sagten: „Dieses Wetter ist ein Schwindel. Die Herrlichkeit wird bald ein Ende nehmen.“

Ein ähnliches Gespräch warde auch beim „Löwen" geführt, aus dessen Fenstern einzelne Honoratioren hinausschauten, um sich die Fastnachtsnarren, wie man die Masken nannte, zu betrachten.

„Man könnte sich heute das Einheizen ersparen," sagte der Bürgermeister. „Die Sonne scheint so warm. Man sieht, das Frühjahr kommt."

In der That hatten einige jüngere Beamte es gewagt, ein Fenster zu öffnen. Der laue Südwind drang in das von Tabakrauch erfüllte Zimmer.

„Es zieht!" scholl es von allen Seiten der langen Tafel, und die jungen Herren mußten ihrer Neugierde und ihrem Behagen an der sonnigen Luft eine Schranke anlegen und sich wieder in den gewohnten Dunst zurückziehen.

„Der Unverstand des Menschen bringt es mit sich," brummte der Arzt vor sich hin, „daß er den dumpfen Qualm für zuträglicher hält als den Sauerstoff, der von außen eindringt."

Er sagte es aber nur halblaut zu dem neben ihm sitzenden Forstverwalter. Denn eine laute Aeußerung, welche seine Gleichgiltigkeit gegen den Zug verrathen haben würde, hätte seinem Credit bei Kranken und Anderen, die es werden wollten, erheblichen Abbruch gethan.

„Was das Frühlingswetter anbelangt," fuhr er mit vernehmlicher Stimme, zum Bürgermeister gewendet fort, „so halte ich es allerdings nur für einen vorzeitigen Vorstoß. Die Zeit ist noch nicht da. Wir werden es zu büßen bekommen."

Der Forstverwalter bestätigte das. „Ich sehe noch keine Holztauben, keine Staare, keine Rothkehlchen. Es ist mir auch noch kein frischer Maulwurfshaufen vorgekommen."

Der Bürgermeister, der gerne für einen Mann galt, welcher es verstand, sich über verbreitete Vorurtheile zu erheben, entgegnete:

„Das mag Alles sein, aber ich kann nicht der Meinung Derjenigen beipflichten, welche sagen, daß sich der Winter erst recht austoben müsse, wenn wir ein ordentliches Frühjahr bekommen sollen. Ich will von dieser Ausgleichungstheorie nichts wissen. Es steht nirgends geschrieben, daß gerade dieses bestimmte Quantum von Unwetter auf die Erde niedersausen muß, bevor es besser werden kann."

„Zugegeben," sagte der Arzt. „Aber etwas Ungewöhnliches fordert naturgemäß eine Reaction heraus. Wenn sich ein langweiliger Mensch eine Laune antrinkt, daß man ihn für einen witzigen oder jovialen Burschen hält, dann kommt hinterher der Katzenjammer über ihn. Wenn Frühlingslüfte wehen, so lange im Norden noch solche Mengen von winterlichen Niederschlägen aufgehäuft sind und so viel Kälte starrt, daß wir bei jeder Drehung des Windes auf ein Schneegestöber rechnen müssen, ist die Kurzlebigkeit eines solchen Vorfrühlings eben so sicher, als daß ein Aschermittwoch auf den Faschingdienstag folgt."

Nichts schien dem Arzt in diesem Augenblicke weniger Recht zu geben, als der Anblick des Himmels. Lichte, dichtgeballte glänzende Sommerwolken zogen vereinzelt

über das blaue Gewölbe, gleich jenen schön' Wetter verkündenden Dunstballen, welche an den heißesten Sommertagen langsam über den Himmel wandeln. Die Welt schien wie neugeboren in diesem Frühlingslichte.

So sah es in den Nachmittagsstunden aus.

Als diejenigen Mitglieder dieser Gesellschaft, welche die Nacht in ihren Federn, nicht auf dem „Harmonie-Balle" zugebracht hatten, am nächsten Morgen erwachten, bot sich ihnen ein anderes Bild. Dumpf verkündeten die Glocken der Thurmuhren die Stunden.

Der Schall wurde gedämpft durch die ungeheure Menge von Schnee, welche über die Dächer der Thürme und Häuser, auf die Straßen und Felder während der Nacht gefallen war. Ein Himmel von dachsgrauer Farbe bedeckte das Land. Statt der Amseln erblickte man Raben und Krähen, die als herkömmliche Winterstaffage über das weiße Thal flatterten.

„Nun?" sagte der Forstverwalter, als am Vormittag die Gesellschaft wieder beisammen saß. „Wir werden wohl bald wieder das Schellengeklingel der Schlitten hören?"

„Der Aschermittwoch ist dem Carneval gefolgt," sagte der Arzt ruhig.

Es herrschte eine wenig behagliche Stimmung. Wäre der Winter nicht durch die lauen, sonnigen Tage unterbrochen worden, so hätte man sich aus dem mächtigen Schneefall dieses Mittwochs kaum etwas gemacht. Es kam Allen wie ein Traum vor, den sie gestern geträumt hatten, wenn sie an den vergangenen Tag dachten.

Ein wenig zu dieser unbehaglichen Stimmung mochte

es beitragen, daß man sich, wie in den letzten Tagen, wieder in einem Locale eingefunden hatte, welches für die beschränkte Anzahl der gewöhnlichen Wintergäste allzu geräumig war. Man hatte es in der letzten Woche aufsuchen müssen, weil die anderen Räume zu Faschingszwecken dienten. Gestern bei der milden Luft hatte der Ofen den großen Raum rasch durchwärmt, heute dagegen wollte es ihm nicht gelingen. Da die gewöhnlichen Localitäten noch nicht von den Ueberresten der entschwundenen Carnevalslust gereinigt waren, so lud der Löwenwirth die Gesellschaft für heute in sein eigenes behagliches Wohnzimmer ein.

Als sie sich dort niedergelassen hatte, zeigte er ihr verschiedene Gegenstände, die sich auf und in Kästen befanden. Am meisten zog eine ziemlich verwitterte Soldaten-Uniform die Aufmerksamkeit der Eingeladenen auf sich.

„Es ist die Nationalgarden-Uniform meines Vaters," sagte der Löwenwirth. „Da, an dem Tschako, sehen Sie noch die schwarz-roth-goldene Cocarde."

„Carneval," bemerkte der Forstverwalter, indem er dem Arzte lächelnd einen Blick zuwarf.

Ueber dem Kasten hing in einem wurmstichigen Rahmen hinter einem Glase, das die Spuren zahlloser Generationen von Stubenfliegen aufwies, eine zum Theil wasserfleckige Lithographie, auf welcher allerlei Kämpfer hinter Rauchwolken zu sehen waren. Darunter stand gedruckt: „Erstürmung des Gloggnitzer Bahnhofes in Wien durch die k. k. Truppen am 28. October 1848." Um das Bild recht zu sehen, mußte man einen Pokal

wegschieben, aus welchem ein Strauß dicht verstaubter Immortellen hervorragte.

„Aschermittwoch," antwortete der Doctor dem Forstverwalter, indem er die Asche aus seiner Pfeife klopfte und nachsinnend auf die steife Zeichnung des Künstlers schaute. Nach einer Weile fuhr er sich durch das ergraute Haar und sagte: „Schön war es doch, und ich gäbe jene wunderbare Zeit nicht aus der Erinnerung, und wenn ich mir zehn andere Leben dafür erkaufen könnte. Wer damals jung war, hat etwas miterlebt und gefühlt, was keine spätere Generation mehr erleben und fühlen wird. Das war ein rechter Sonnenblick mitten in unser neunzehntes Jahrhundert herein. Niemals war ein Ausdruck mehr an seinem Orte, als da, wo man jenes halbe Jahr den Völkerfrühling nannte."

„So sind die älteren Herren," entgegnete der Bürgermeister. „Was ihnen in ihrer Jugend zugestoßen ist, das erscheint ihnen unvergleichlich, das kommt nicht wieder. So ergeht es einer Generation wie der andern."

„Sie irren sich," sagte der Arzt ruhig, indem er den Blick von dem Schaukasten abwendete und in die Winterlandschaft hinaussah, in welcher der noch immer herabwirbelnde Schnee Alles zu begraben schien. „Die Zeiten folgen sich, aber sie gleichen sich nicht. Ohne Zweifel werden noch manche Umwälzungen kommen, Staaten werden entstehen und verschwinden, vielleicht wird man auch wieder auf Barricaden kämpfen und die Ruinen eines Jahrtausends durch hochtönende Proclamation wegblasen wollen. Aber einen solchen Vorrath von

Idealismus, wie ihn die Völker, insbesondere die Jugend jenes Frühlings besaßen, wird keine spätere Generation jemals wieder in irgend eine Bewegung hinein mitbringen. Mögen wir dermalen über die Ziele, die jene Kämpfer verfolgten, irgend welcher Meinung sein — mögen wir über dieselben lächeln oder noch die verglimmenden Kohlen des Feuers in uns hüten, das bei jenen zur Flamme aufschlug, das werden wir ihnen bezeugen: es waren große Kinder, aufrichtig, täppisch, mit einem Märchenglauben im Herzen. Wenn jetzt eine Völkerbewegung kommen würde, so nähme man augenblicklich die Schlußwirkung des Materialismus wahr, welcher seither das Evangelium der Massen und der Gebildeten geworden ist. Die Saat wird aufgehen. Kein Lamartine mehr wird den Völkern Freiheit und Brüderlichkeit verkünden. Statt des Genius der Julisäule wird die Brandfackel über die Städte sich hinschwingen."

Der Bürgermeister, dem als aufgeklärten Manne jede zurückgelegte Zeit als ein Aequivalent für ein entsprechendes Quantum Fortschritt erschien, wollte dem widersprechen. Er gab es aber auf, als er an den Uebrigen wahrnahm, daß die Worte des Arztes nicht ohne Eindruck geblieben waren. Man braucht nicht so viel Bildung, um gerade dem ganzen Gedankengange zu folgen, wenn man Worte begreifen soll, die sich an das Gefühl wenden.

„Es wird so viel über den Materialismus losgezogen," nahm nun der Apotheker das Wort. Man sieht aber doch, wohin das führt, was Sie Idealismus

nennen. Fast möchte man mit der bekannten Figur sagen: Ein' Aschen! Ein' Aschen!"

Der Doctor war selbst ein Achtundvierziger und der Anblick der verstaubten Embleme hatte auf ihn eingewirkt, wie auf ein altes, müdes Pferd der Klang der Soldatentrompete, die in der Nähe seines Pfluges ertönt. Er erwiderte nicht ohne Heftigkeit: „So wagt man jetzt noch hinterher das zu wiederholen, was ein Theil der denkfaulen Menge schon damals vorgebracht und damit ein Gegengewicht gegen die Möglichkeit eines Erfolges geschaffen hat. Als die Männer, denen man vorher zugejubelt hatte, in den Zuchthäusern saßen, da hieß es: „Es ist schade um den Mann, aber so weit hätte er auch nicht gehen sollen." Die Versammlung zu Frankfurt nannte man hinterher die Ideologen, und doch könnte sich — erlaubt mir in der Hitze den ungeschlachten Vergleich — das deutsche Volk von der Nordsee bis zur Drau noch heute seine Finger nach dem abschlecken, was ihm diese zu bieten unternahmen. Jetzt ist es besser. Jetzt können sie ihren Patriotismus in den Kasernen lernen."

Die Gesellschaft kannte den Arzt und wußte, daß jede Widerrede Oel in das Feuer gießen würde. Man begann nach einer Pause von anderen Gegenständen zu sprechen und griff zunächst nach dem Wetter.

Der Himmel selbst schien sich in ein Gewölbe aus Asche verwandelt zu haben, das sich bis auf die Spitzen der Dächer herabgesenkt hatte. Aus den Kirchen tönten Bußgesänge, die Palmenzweige wurden nahe an geweihter Stätte verbrannt, um die Asche für die Feier

zu liefern. Dies mochte an das Volk erinnern, welches die Palmen verbrennt, mit dem es einst seine Helden geschmückt hat.

Verstimmt erhob sich der Arzt nach einer Weile, um seinen Geschäften nachzugehen.

Er hatte Unrecht, sich zu ereifern. Für alle Dinge kommt ein Aschermittwoch, nicht nur für den Völkerjubel von Achtundvierzig. Hätte er sich an die Geschichte der Geistesbewegung in unserem Volke erinnert, so würde er vom Umschwung und der Erkältung nach dem Völkerfrühling im Staatsleben auch anderswo Gleiches gesehen haben. Hatte jener Aschermittwoch seinen Windischgrätz, der auf die Kämpfer für die dreifarbige Fahne folgte, so haben wir unseren Büchner und seinen Kreis, in welchem der Bürger wie der Proletarier seine Evangelisten findet, nachdem ein Herbart, ein Fichte und ein Schelling gelebt haben. Ohne Zweifel bilden sich jene Meister des Atomismus, welche der heutigen Menge genügen, ein, daß sie es sind, von welchen die Nüchternheit nach dem Rausche gepredigt wird.

Es wäre gar kein Kunststück, in Glauben und Kunst, in Wissenschaft und Meinung, im Staatsleben und in der Gesellschaft, heute Anklänge an eine Aschermittwoch-Stimmung zu finden, in Vergleichung zu dem, was vor vier und fünf Jahrzehnten die menschlichen Gemüther bewegt hat. Ich erspare dem Leser diese Ausführungen, auf welche er selbst leicht kommen wird, nachdem der Gedanke angeregt ist. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß hier Sehnsucht und Klage noch mehr als anderswo ganz am unrichtigen Orte sein müssen. Sebastian Frank

ſchildert in ſeiner Kosmographia das ſo: „Auf dieſen Tag der äſcherigen Mittwoch klagen Etliche und ſuochen die Faſtnacht mit Facklen und Laternen bei hellem Tag, ſchreien kläglich, wohin die Faſtnacht kumen ſei. Etlich tragen ein Haring an einer Stangen und ſagen: Nimmer Würſt! Haring!“

Die Faſtnacht wird nicht ſo bald wieder kommen. Der Unterſchied zwiſchen Rauſch und Ernüchterung, zwiſchen Aufſchwung und Abſpannung iſt ſo lange unvermeidlich, als es eine menſchliche Entwicklung giebt. Die Schwingungsbahnen laufen in ſich ſelbſt zurück. Der Unterſchied von einer ſinnloſen Wellenbewegung beſteht nur darin, daß wir trotz alledem eine Oscillatio progressiva vor uns haben. Schon iſt wieder ein Wellenberg in Hebung begriffen, während ein anderer hinter ihm niederſinkt.

Der Bürgermeiſter mit ſeinem Fortſchritt hatte Recht, ohne zu wiſſen, warum. Der Doctor dagegen befand ſich im Unrecht, weil er eine zu kleine und kurze Wellenrinne auswählte, um ein allgemeines Urtheil zu fällen. Dieſe kurze Wellenrinne kannte er freilich viel beſſer als ſein Widerſacher. Hätte er ſich aber auf einen höheren Standpunkt geſtellt, ſo wäre es ihm nicht entgangen, daß den Fortſchrittsphiliſter in Ermanglung der Einſicht ein richtiges Gefühl geleitet hatte.

Uebrigens ſchwand einige Wochen ſpäter auch bei dem guten Doctor die mürriſche Laune. Es kamen wärmere Tage voll Sonnenſchein, und nur mehr das Weiß der Schlehdornblüthe erinnerte an die Farbe des Winters. Der blauäugige Ehrenpreis ſchimmerte am

Rande der grünenden Saat. Der Tag erlangte allgemach das Uebergewicht über die Nacht. Die Gesellschaft siedelte zu ihren Zusammenkünften in den Garten über, und wenn Einer der allzu Klugen oder Weltschmerzler beim Abendtrunk noch gescheidter als gewöhnlich sprach, so hörte er oft als Begleitung dazu den spöttischen Zuruf des Wendehalses, welcher zu bedeuten schien, daß der Frühling noch immer so sonnig und der Wald so grün sei, wie früher.

Verwandlungen.

In nova fert animus mutatas dicere formas . . . . . Diese Worte, die einst dem Knaben Popanz waren, weil sie an der Eingangsschwelle des Ovid'schen Poëms stehen, dessen Verdolmetschung ihm sauer wurde, setzt er heute in froher Stimmung an den Anfang dieses Aufsatzes. Er thut dies nicht nur aus Behagen am Besonderen, weil er jetzt den Bach vor seinem Fenster nicht mehr durch graue Zweige, sondern durch grüne Blätter hindurch erblickt, vielmehr auch aus dem Bewußtsein, daß die Verwandlung allein das Bild der Welt uns anziehend zu machen vermag.

Die Verwandlungen gehen durch alle Tage, durch alle Wesen, durch alle Welten, und insbesondere der Frühling erscheint als der Veranlasser eines weit ausgedehnten und mächtigen Wandel-Schaustückes. Er ist der wirkliche Verzauberer, der große, wie auch seine vielen, jäh auftauchenden Stimmen andeuten, incantator. Zu keiner Jahreszeit findet binnen so kurzer Frist eine

gleich auffallende Veränderung im Aussehen der Landschaft statt.

Dasjenige, was wir deren Osterstimmung nennen, reizt uns besonders dadurch, daß diese Veränderung oder Umgestaltung noch nicht völlig eingetreten ist, sich jedoch durch die allenthalben hervorbrechenden Triebe nicht nur ahnen, sondern sicher voraus erkennen läßt. Wir errathen die Farben der künftigen Gewänder. Daß unserer Einbildungskraft hierbei Raum gegeben ist, entzückt uns, ohne daß wir zumeist uns dessen bewußt werden, gewiß nicht minder als die Empfindung der eben jetzt erst stattgefundenen Entlassung aus den Trübseligkeiten des Winters.

Hoffnungen sind Besitzthümer in einer zukünftigen Welt. Darum muthen sie uns meist mehr an als das Erreichte selbst, welches hinter dem Gebilde der Einbildungskraft zurückzubleiben pflegt. Die Hoffnung aber ist ein wesentlicher Bestandtheil der Osterstimmung. Der andere entfällt sicherlich auf den Reiz der allgemeinen Verwandlung. Die in der Natur werkthätigen Launen setzen sich in Gestalten um. Eine der stärksten Mächte, die Geschlechtsliebe, offenbart sich nicht nur in den Stimmen der einander zur Paarung lockenden Vögel, sondern auch in niedrigeren Wesen, im Blüthenwerk der Pflanzen. Wir empfinden derlei in einer Ahnung, die sich auf das Gesammte erstreckt, die Griechen brachten dieselbe in besonderen Fabeln zum Ausdruck. Wo die Thränen der Aphrodite und das Blut des lieblichen Adonis auf die Erde fielen, sproßten gesprenkelte Anemonen auf. Der Flüchtling wird von einem mitleidigen

Gott in einen Strom verwandelt, als welcher wellengestaltig er seinem Verfolger rasch entrinnt, die wehklagende Aëdon in eine Nachtigall. Solches spielt sich vor und in der Einbildungskraft ab. Indessen wird aber auch der forschende Verstand allenthalben durch das Schauspiel von Verwandlungen beschäftigt.

Es erscheint uns höchst wunderlich, wenn wir von jenen Poeten solche Umwandlungen erzählt hören. Was vor unseren Augen geschieht, müßte gerade so auf uns wirken, wenn wir nicht durch Gewöhnung abgestumpft wären. Wie aus der Puppe das Insect hervorgeht und wie aus der grünlichen Beule auf der trockenen Zwiebelwurzel die Hyacinthe zum Vorschein kommt, ist, beim Licht besehen, nicht weniger wunderbar, als daß Daphne plötzlich ihre Arme als Oelzweige gegen den Himmel streckt. Der Sumpf dort war bis jetzt eine Eisfläche, aus der graue Stengel hervorragten. Nun schwirren die langen Blätter und bald verwandeln sich die neuen Insassen und athmen nicht mehr aus Kiemen, sondern aus Lungen, und große weiße Lilien schwimmen auf der Fluth. Die Verwandlung der glashellen Eier, die am Kalmus-Schaft hängen, in Batrachier ist eben so auffallend als die Umwandlung der Fläche mit dem Stecken in beweglichen Spiegel, aus dem die Seerose dem Mond entgegenschaut.

Für diejenigen unter den lebenden Wesen, mit denen wir unter dem freien Himmel am meisten in Berührung kommen, nämlich für die Insecten und Pflanzen, ist jetzt der auffallendste Theil ihres an Wandlungen reichen Daseins erschienen. Bei den ersteren findet die Um-

gestaltung der Puppen statt, von den vier Erscheinungsformen des Insectes sicherlich die dem ausgebildeten Geschöpfe schon deßhalb unähnlichste, weil die Puppe etwas Todtes zu sein scheint, was auf die vorhergehende Gestaltung, die Larve, nicht zutrifft.

Der Zeiger bewegt sich allerdings fortwährend gleichmäßig. Aber es sind Punkte da, an denen plötzlich die Summe der Bewegung erscheint, die uns eine Zeitlang nicht wahrnehmbar gewesen ist. Ein solcher Punkt ist der Sonnenaufgang, ein solcher auch der Frühling um die Osterzeit.

Schön schildert Martin Greif diese langsame Zeigerbewegung, deren Ergebniß dann als scheinbar plötzliche Umwandlung vor uns steht:

Im Sturmeswetter
Keimt stille Saat,
Und gute Götter
Sind ernst genaht.

Unsere Poeten gleichen jedoch oft den Kindern, welche da meinen, das sei mit Einemmal gekommen und die „Sonne habe den Frühling wachgeküßt", so wie in der Stube, die vorher leer war, der Christbaum angezündet wird. Sie denken nicht daran, daß in finsterer Februarnacht der Strom fortfluthete, ohne welche Wellenbewegung er jetzt nicht zum Vorschein gekommen wäre. Als in den Zwölfnächten, mitten im dunkelsten Winter, die Herrlichen durch den Wald zogen, da regte es sich schon unter ihren Tritten. Nach wenigen Tagen schon empfindet das Innerste im lebendigen Geschöpf die Sonnen-

wende. So ist eigentlich der Frühling schon ein alter Geselle, und schon im vergangenen Herbste ist der harzige Saft ausgeschwitzt, der über den Winter den Inhalt jener Knospen zu schützen hatte, welcher jetzt als eine Ansammlung süßlich duftender Blätter den Rasen beschattet.

Die Verwandlung würde auf nachdenkliche Menschen einen noch tieferen Eindruck hervorbringen, wenn ihr schrittweises Herannahen nicht von der Tiefe der Erde und anderen unfaßbaren Mächten versteckt wäre. Die Natur liebt es nicht, sich in ihr Weben hineinschauen zu lassen. Was sie geschehen läßt, das geht nicht so greifbar in jener Weise vor Aller Augen vor, wie der Dichter der Metamorphosen seine Umwandlungen geschehen läßt. Wir gleichen in dieser Hinsicht den Beschauern eines Aquariums, die erstaunt zurückfahren, wenn etwas, das sie bis dahin für einen Haufen von Algen oder für eine Ansammlung von Geröll gehalten haben, plötzlich sich erhebt und lange Füße sehen läßt. Sie entdeckten den Seekrebs nicht, der schon lange darunter verborgen war, sich damit zugedeckt hatte, um feindlicher Annäherung zu entgehen. Einem solchen Thiere gleicht das unvertilgbare Leben.

Daß es die Verwandlung ist, welche unsere Theilnahme besonders in Anspruch nimmt, kann man sich auch aus verwandten Erfahrungen zusammendeuten. Die nächsten besten Auslassungen über Naturerscheinungen lehren das. Der Wasserfall würde unsere Bewunderung nicht erregen, wenn die zusammenhängende Fluth in die Luft hinabglitte, nicht in Schaum, Dunst und Regen

zerschlagen würde. Der Himmel hätte weniger Götter, wenn nicht Wolken, Gewitter und Regenbogen die große Halbkugel in einer fast ununterbrochenen Verwandlung zeigten.

Seltsam ist, daß die Gestirne, die mit unserer Erde nichts zu schaffen haben, für unser Auge an dieser Verwandlung der sichtbaren Welt theilnehmen. Die Milchstraße, die während des abnehmenden Jahres, etwa von Ende August an, wenn die Pracht der von uns bewohnten Erdtheile hinzuschwinden beginnt, den Blick hinaufzieht in die Unendlichkeiten namenloser Sonnen, versinkt jetzt allgemach im Südwesten. Eben so hält es das prunkende Wintergestirn, der Orion. Auch er taucht jetzt unter den Gesichtskreis, um erst mit der Kälte der Novembernacht wieder heraufzukommen.

Es läßt sich begreifen, daß alle Völker dieser Zeit den Namen gaben, der mit der auffallendsten in ihr hervortretenden Veränderung, derjenigen der Pflanzendecke, zusammenhängt. Unsere Slaven nennen sie, je nach ihren Wohnsitzen, den Gras-, den Blumen-, den Eichen-Monat. Den Römern erschien sie als der „Eröffner" und als ihr Sinnbild jenes Sternbild des Stiers, der sich erhebt, wenn das Hundsgestirn in den Strahlen der Sonne verschwindet. So schildert diesen Monat Virgil:

Candidus auratis aperit quum cornibus annum
Taurus, et adverso cedens Canis occidit astro.

Es ist das Fest der Kybele, der Erde, aber auch der Aphrodite, deren Herrschaft sich tausendstimmig bemerkbar

macht. Und das Walten gerade dieſer Mächtigen, welche den meiſten Wandel der Dinge hervorbringt, deutet vor allen anderen Sinnbildern auf die augenfälligſte der Erſcheinungen dieſer Zeit: auf das allgegenwärtige Schauſpiel der Metamorphoſe.

Oster-Fernsicht.

Um einige auf den Boden hingeworfene römische Säulen, ihre geschlungenen Kettenzüge und marmornen jonischen Blumen spielten mehrere blaß aussehende Knaben. Denn Aquileja ist ein Ort, der jeden Sommer seine Insassen schüttelt. Dann zittern sie in Angst und Fieber. Für jetzt aber hatte das seine guten Wege. Denn wir befanden uns in der kühlen Frühlingszeit, in den Stunden vor Ostern. Darum waren die Knaben noch frisch und liefen zwischen den Triglyphen und Metopen herum. Das Spiel, mit dem sie sich belustigten, besteht im raschen Tauschen der Standplätze und wird von den deutschen Genossen: „Schneider, leih' mir Deine Scheer'!" benannt.

Als Zuschauerin hatten sie eine alte Trauerweide, die in einer grauen Mauerecke stand, und an welcher die herabhängenden Zweige sich eben in grüngelbe Schnüre verwandeln zu wollen schienen. Denn von einem marmornen Gesichte, das eingemauert aus den Steinen herausschaute, konnte man nicht reden — es

hatte Gruben anstatt der Augen, die ihm wohl ein Mißgünstiger herausgeschlagen.

So tollten sich die Knaben dort herum und unterbrachen ihr Treiben nur, um den vorübergehenden „Peregrinanten“ um einen Kreuzer anzusprechen. Niemand sonst schenkte ihnen einen Blick. Es schlenderte ein Diurnist mit weinrother Nase vorüber, der einst bessere Tage gesehen hatte und jetzt in diesem armseligen Neste verkümmerte. Er ging einer Schänke zu. Ein paar Bettler in lichtbraunen, zerrissenen Mänteln lehnten an einer Ecke. Gähnend standen Fischer am Kanal und schauten ins Wasser. Sie konnten nichts erwerben, weil ihnen draußen die Bora ihre Hantirung verdarb. Langsam bewegte sich eine trockene Cypresse im Winde und es raschelten ihre starren Blattnadeln, als ob die Knöchelchen eines Kinder-Beinhauses durcheinander gerüttelt würden.

Ich nahm ein altes Büchlein hervor, schlug die ledernen Deckel auseinander und las: „Es soll auch gedachte Stadt Aglar jetziger Zeit ziemlich öde, von ihrer vormaligen Herrlichkeit allerdings verfallen, und einem Dorff schier nicht ungleich sein, also daß von desselbigen vorigen Ansehnlichkeit und Pracht-Gebäuden keine andre Denkmäler mehr vorhanden. Und weil der Ort sehr ungesund, also daß die Leute daselbst gar gelb und betrübt aussehen sollen, so halten sich mehrentheils nur Fischer allda auf.“

Drei Patriarchen liegen steinern auf dem Deckel eines Sarkophages neben einander, daneben aber öffnete über der umgewühlten Scholle das Lungenkraut seine

veilchenrothen Kelche. Ich war froh, daß Niemand um mich herum war, an dessen Leben mein Herz hängt. Wie muß dieses, während die lieben Augen uns zugewendet sind, sich zusammengeschnürt empfinden, wenn ihm der Gedanke und die Einbildungskraft Mittheilung machen von dem Panorama des Todes. Vater und Kind und was sich liebt wird sich selbst als flüchtiger Schatten auf der Fläche des Erdenrundes erscheinen, gleich dem der Sonnenuhr an der grauen Mauer. An solche Orte muß man einsam gehen.

Fremden Personen dagegen Besuche gemacht zu haben, wird Niemanden gereuen. Da ist zum Beispiel ein Duumvir, Namens M. Hostilius Auctus, der vor etwa achtzehnhundert Jahren sehr häufig, von zwei Lictoren mit den Fasces begleitet, durch die Straßen der Stadt schritt. Dieser Mann hat den Besuchern Aquilejas eine mächtig große Visitkarte aus Nabresina-Marmor als Andenken zurückgelassen und es ist schicklich, daß wir ihm unsern Gegenbesuch abstatten.

Zu diesem Zwecke müssen wir ein Gebäude aufsuchen, das seines Gleichen auf diesem Erdenrunde schwerlich hat. Meine Leser haben ohne Zweifel davon gehört, daß sehr viele Kalksteine weiter nichts sind, als die zusammengehäuften Schalen vieler Thiere des Meeres, und daß es Erdschichten giebt, die nur aus den abgelösten Kieselpanzern zahlloser Lebewesen bestehen. Etwas ganz Aehnliches sind die Mauern dieses Gebäudes, welches dermalen den Zwecken eines Stalles oder Wagenschuppens dient. Sie sind aus allem dem aufgebaut, was dem Besitzer des Grundes, einem ge-

wissen Hieronymus Moschettini, der Zufall aus den Furchen des Ackers heraus in die Hand spielte. Wenn man die Tempel und Paläste, die Museen und Denkmäler, die Theater und Statuen einer Stadt von einer halben Million Menschen in kleine Trümmer schlägt, dieselben zu Hügeln durcheinander mengt und dann an beliebiger Stelle mit Schaufeln einige Karren voll davon hinwegschöpft, so erhält man den Werkstoff, aus dem ein solches Haus aufgeführt ist.

Man kann auch so sagen: Wenn das Wirrsaal eines Traumes in Steinform umgesetzt werden könnte und man diese Steinformen, unter denen sich viele widersinnig zusammengefügte Gestalten befinden, mit einem Hammer trennte, so hätte man, wie bei den erwähnten Schichten, einen Haufen von Kalkpanzern vor sich, die greifbar gewordenen Traumgedanken. Eine solche Sammlung von Gestaltungen aus dem Traum von Aquileja ist hier aufgeschichtet. Die Mauern bestehen aus Trümmern von Basaltsäulen des Isis-Tempels, aus Köpfen von Göttern, aus Mosaikboden, aus Grab-Urnen, aus marmornen Händen und Füßen, aus jonischen Capitälen, aus fabelhaften Vögeln, aus Altären, aus Inschriften der ersten Christenzeit, aus Grabvasen, aus Gesichtern von Medusen, Aphroditen, Tritonen, Imperatoren und Patriarchen. Und mitten drinnen steckt die große Visitenkarte des M. Hostilius Auctus Duumvir aus Rudistenkalk. Es ist ein zerstampftes Aquileja, ein Kaleidoskop aus der Vision der Cäsarenstadt.

Beim Anblick dieser Rumpelkammer der Weltgeschichte, wo die Spielzeuge der Menschen verwüstet

durcheinanderliegen, wie die hölzernen Soldaten, Blasrohre und Schaukelpferde der zu Männern gewordenen Knaben in einem Fledermauswinkel des Dachbodens, möchte uns zunächst der Gedanke beschleichen, als ob jene Welt wirklich und wahrhaftig todt sei. Die Osterglocke, welche vom Thurme herab durch das frühlingshelle Land hallt, vermag uns in diesen Cirkeln nicht zu stören. Auch der Anblick der Mandelblühe, welche der Wind hierhergetragen hat, bringt uns keine lebenszuversichtliche Stimmung. Wohl hat der Dichter gesagt:

Es wird der Stoff zu anderen Formen sich verjüngen
Und als ein Blüthenzweig sein Grabeskreuz umschlingen.

Aber diese Herrlichkeit des Stoffes und sein unaufhörliches Kreisen läßt uns da kalt. Die Trostworte der Atomistiker verfangen nicht. Es will uns bedeutungslos vorkommen, ob der Staub des Duumvirs sich in den zweiblüthigen Crocus, der sich dort an die Sonne herauswagte, verwandelt hat oder nicht. Es wird uns weh darüber, daß unser Ich, dessen Spiegelbild wir so gerne in lieben Augen betrachten, sich in einem verschallenden Traume fortbewegen soll.

Mit einer Art Erbitterung scheiden wir von der mormortodten Visitenkarte des Duumvirs. Es ist, als ob die widerlichen Stimmen der Dohlen, deren Schaar unabläßig um den Thurm kreist, uns Recht gäbe.

Was wir sehen, wenn wir in irgend eines der armseligen Häuser eintreten, in denen man die Zeugnisse des Bodens angesammelt hat, zwängt uns in den nämlichen Cirkel hinein. Das in den lichten Fettglanz des Chalcedons eingeschnittene Cameengesicht einer schönen

Frau, deſſen zarte Linien wir mit einem Vergrößerungsglaſe betrachten, erſcheint uns als neue Belaſtungszeugin gegen die Grauſamkeiten der Weltenordnung. Bacchus, der den Mohn in der Hand trägt, iſt ein Betrüger und die goldene Geſichtsmaske, die man unter Glas bewahrt, uns nicht mehr als die beſchmutzte Larve, die ſich eine Dirne in der Carnevals-Leihgarderobe ausborgt.

Laßt euer Läuten dort oben! Was ſollen uns die Oſterglocken? Ihr alljährlich wiederkehrender Klang iſt doch nur Stundenſchlag, welcher bedeutet, daß die Zeit verrinnt und wir auf ihrem Strome hinabgetrieben werden einem dunklen Portale entgegen.

Die Glocken ſchweigen. Es iſt wieder todtenſtill über dem Trümmerfelde. Während wir durch die armſeligen Gaſſen des Dorfes ſchlendern, neben den Mauern her, auf denen Farrenkräuter grünen, durch den Laubengang, aus deſſen finſteren Thüren die Armuth lugt, vernehmen wir nichts, als das Blöken einiger Rinder, die auf öden Plätzen weiden, oder das Krähen unſichtbarer Hähne. Die Traurigkeit hat hier ihren Wohnſitz aufgeſchlagen.

Während ich der Krypta in der alten Kirche zuſchritt, erblickte ich im dürftigen Graſe einen rohrähnlichen, hohlen, durchſichtigen Gegenſtand liegen. Es war eine Schlangenhaut, die das Thier, als unnütz geworden, an dieſer Stelle vollends abgeſtreift und liegen gelaſſen hatte. Ich hob ſie auf und legte ſie in mein Tagebuch neben etliche Zahnlilien und Veilchen, die ich vorher vom Boden genommen hatte.

Sie hatte einer Asklepios-Schlange angehört. Die Stellen, an denen sich die Augen befunden hatten, waren durch zwei längliche Oeffnungen bezeichnet. Diese leeren Augenhöhlen mutheten mich, der ich den Kopf voll hatte von Erinnerung an die gesehenen Bildsäulenköpfe, gleich den augapfellosen, theilnahmslosen Marmorblicken an.

In der Krypta, wo hinter Eisenstäben das Gefängniß des heiligen Hermagoras gewesen war, glänzte ein Licht. Es kniete dort eine Frau, das Gesicht gegen das Eisen angedrückt. Sie hatte mich nicht eintreten gehört. Sie lispelte und ihre Aufmerksamkeit war allen Dingen der Welt entrückt, um den heiligen Gebeinen und Reliquien innerhalb der Gitter zugewendet zu bleiben. Vorsichtig zog ich mich alsbald leise zurück, um die Andächtige nicht zu stören.

Nachdem ich an der Kapelle der Torriani vorübergekommen war und einen Blick auf die ruhenden Marmorgestalten geworfen hatte, ging ich in das Haus hinüber, in welchem eine Menge von Fundstücken vereinigt sind.

Beim Eingange grüßte Tiberius, ein sanftes Jünglingsgesicht, in die weite Toga eingehüllt, welche die priesterliche Festtracht des Pontifix Maximus darstellt. Der augenlose Imperator lächelt den Gast an und dieser muß rasch zur eigenen Schulweisheit greifen, um sich das Ungethüm von Capri vorzustellen. Nicht weit davon lehnt das ernste Haupt des Jupiter Ammon an der Mauer. So wie vorhin die Frau vor den Gebeinen des heiligen Hermagoras, so waren auf diesem Grunde Tausende vor der Marmorgestalt des Gottes ausgestreckt,

der, aus feierlicher Palmen-Einöde libyscher Oase hierher gewandert, die Menschen mit dem Gedanken an jene Schwelle erfüllt hatte, auf der sein herrliches Heimatshaus steht, an die Schwelle zwischen dem lebensvollen Nilland und der unbekannten Wüste, von deren fernen Saum noch Niemand zurückgekehrt ist.

Ihn schaut auch ein plattes, wollüstiges Weibergesicht an, dem die breite Nase zusammengedrückt worden zu sein scheint: es ist die Syrerin Julia Domna, die den Kaiser Septimius Severus nach Britannien begleitete. Sie ist häßlich, schöner ist das Meduſenhaupt, das ihr bitterbös entgegenschaut und dem man es wohl ansieht, daß Meduſa einmal schöner war, als Athene.

Da sind beinerne Würfel, da die thönerne Lampe, die einen Stier vorstellt, da die Geschirre mit den Werkstattstempeln der Töpfer, mit ihrem Agilis, Vibianus und Fortis.

Daran gleitet aber rasch der Blick ab und wendet sich der *ἰοστέφανος*, der Veilchenbekränzten, zu, deren bethörendes Haupt dort von der Mauer herabschaut. Die Jugend thront ihr auf den Augenlidern.

Sie schien mit denselben zu zucken — da erscholl dröhnende Musik und die Glocken hallten, daß die Fenster zitterten. Mitten unter diesen weißen Gestalten ward mir aus der Kirche drüben die Kunde, daß Christus auferstanden sei.

Resurrexit, halleluja! Unsichtbarer Flügelschlag bewegte sich durch den Raum. Mich drängte es hinaus unter den Himmel.

Nachdem ich noch zum Eingange der Kirche geschaut,

die Lichter auf dem Altare durch das offene Thor gesehen und die Gesänge der Menschen gehört hatte, lockte mich eine glatte Säulenoberfläche, die man zu einem Tische hergerichtet hatte, zum Rasten. Sie lag in einem verwahrlosten Gärtchen, aber ein Pfirsichbaum neigte sich blühend darüber hin. An einer andern Säule war das Zeichen einer Weinschänke angebracht und ich gedachte hier zu rasten und mich von der Wanderung, die Hirn und Nerven anstrengt, mit einem Glase des rothen Rebensaftes zu erquicken.

Als mir die Frau dasselbe brachte, glaubte ich in ihrer Gestalt jene wieder zu erkennen, die ich in der Krypta gesehen hatte.

Ich theilte ihr diese Vermuthung mit. Unbefangen bestätigte sie meine Bemerkung. Ich fragte sie, warum sie nicht die schöne, weite Kirche als Andachtsort vorzöge. Sie antwortete, sie bete lieber vor dem heiligen Leibe, der unverweslich und unverbrennbar sei und schon viele Wunder erwirkt habe, als vor dem Marmelsteine des Altars.

Darauf zog sie sich in das Häuschen zurück. Ich sah durch die geöffnete Thür ein Feuer brennen. Neben dieses setzte sie sich hin und las in einem Büchlein, das sie von einem Brete über dem Herde genommen hatte.

Dieses kleine Bild beschäftigte mein Nachdenken. Wie, die Gebeine dieses Menschen, der einst in jener Erdhöhle ein armer Gefangener, der, mit der Schmach der Sklaverei bedeckt, dem Pöbel der großen Stadt zur Augenweide von den Thieren der Arena zerrissen wurde, wirken noch jetzt, nach zwei Jahrtausenden, und ihr An-

blick tröstet ein spätgebornes Menschenkind in seinen Sorgen? Da haben wir ja ein Beispiel der Wahrheit des Satzes von der Erhaltung der Kraft. Wenn in unseren Steinkohlenlagern die Sonnenwärme aufgespeichert liegt, die vor ungezählten Jahrtausenden auf die palmähnlichen Farren und Araucarien niederbrannte, so geht von dieser Asche des Märtyrers noch heute ein Strahl jenes Lichtes aus, das er aus dem geöffneten Himmel herab sich entgegenglänzen sah, als er dem Rachen der Löwen zuschritt. In dieser wunderlichen Stimmung schlug ich das Tagebuch auf, um nach meiner Gepflogenheit frischweg einige der Eindrücke aufzuzeichnen, welche der heutige Besuch von Aquileja gebracht hatte.

Dabei fielen die Blumen und die Schlangenhaut auf das Gestein der Säulen-Tischplatte. Wären die Augenhöhlen der letzteren, deren seltsamer Ausschnitt die Blicke anzog, nicht gewesen, so hätte ich vielleicht die kleinen Klappen der Radioliten-Schalthiere nicht wahrgenommen, aus denen die ganze Steinplatte zusammengesetzt war. Sie enthüllten mir plötzlich den Schauplatz des Meeresbodens, der ihnen Wiege und Grab war.

Dahinter aber schaute mir aus diesen Augen mit einem Male noch etwas Anderes entgegen.

Ja, Alles, was ich heute gesehen hatte, die Köpfe und Sinnbilder, die Altäre verschwundener Götter und die Gestalten der Tyrannen, gleicht dieser Schlangenhaut. Ihre Farben und Umrisse sind die eines weggeworfenen, eng gewordenen Gewandes. Zahllose Hüllen läßt das Wesen der Dinge hinter sich, während

die in ihm wohnende, unenträthselte Kraft es zu neuen Gestaltungen treibt und mit neuen Emblemen umhüllt. Die weggeworfene Hülse bedeutet nicht den Tod, sondern das Leben. Was wäre aus der Welt geworden, wenn jenes überaltete Wesen, kraft dessen Aquileja die zweite Hauptstadt eines Erdtheiles war, fortgefristet worden wäre? Aus dieser Scherbenstätte entfloh das Leben gegen Norden, um in den Bergen rohen Stoff mit neuem Inhalte zu durchdringen. Aus all den Götter- und Imperatoren-Umrissen hat sich die drängende Neugestaltung hervorgezwängt, und wenn man fragt, was daraus geworden ist, so sage man, daß hier die Hülsen in Marmorbreccien liegen und der fortbewegte Inhalt jenseits der unbekannten Berge und Ströme eine neue Welt um sich geschaffen hat.

In dieser Retorte ist vom Glühfeuer der Hunnen jene Sammlung von Umrissen als caput mortuum übriggeblieben. Vom Inhalte ist nichts verloren worden. Es ist Alles umgeformt und in anderes Blut übergegangen. Das Nämliche sagen auch die Schalthiere, die durch die Augenhöhlen der Schlange schauen. Der Boden ist nicht mehr von lauem Schlammwasser überspült, sondern liegt unter der Sonne und andere Geschöpfe erbauten sich aus ihm Wohnungen, innerhalb deren die Dichtung gezaubert oder der Glaube Wunder geboren hat.

Die Mauern, welche Signor Moschettini aufbaute, bestehen aus dem Niederschlag der Menschengeschichte, wie diese Tischplatte, welche kein menschliches Gehirn geschaffen hat, aus dem Niederschlag des Kreidemeeres.

Die Geschichtsbücher geben uns jene Verständnißwaffe in die Hand, mit der man, wie hier mit dem Mikroskop die Foraminiferen und Armfüßler, dort die Gorgonen und Isishäupter deutet.

So ist für das große Weltleben die Scherbenstätte das, wie für mich Menschen das alte Tagebuch, zwischen dessen frühere, gelbgewordene Seiten Blumen und andere Andenken vom Wege eingelegt sind. Sie sind greifbare Zeichen der Wanderung, Markblätter der Etappen. Daß sie welk sind, will nur sagen, daß die Kraft, in deren Einwirkung sie sich befanden, sich auf weiteren Bahnen fortbewegt.

Nicht mit Unrecht erinnert durch seinen Namen das abgelegte Gewand der Schlange an Asklepios, den „tadellosen Arzt". Im Tempel zu Epidauros richtete das Thier die goldenen Augen auf die Hilfesuchenden. Alles Denken und Sinnen führt uns, wenn es nicht vom Dogma des allein aufklärenden Atomenwahnes abgestumpft ist, zum Glauben an den kräftigenden Umsatz abgelegter Hülsen und an die Erhaltung der Kraft zu Zwecken, die uns so dunkel sind, wie den Radioliten die Zukunft ihres Schlammbodens. Das ist das Kräftigende, das Asklepiadeische, im Anblick von Umwandlung und finsteren Durchgängen, und darum sind wir, gleich dem weisen Athener, im Angesicht großer Metamorphosen, dem Asklepios einen Hahn schuldig. Fürchten wir uns nicht. Scherben und Hülsen bedeuten ein Ende, sie bedeuten aber auch einen Anfang. Resurrexit — et resurget.

Frühlingstage im Süden.

Während an anderen Orten der Frühling sich durch bescheidene Vorboten, wie Primeln, Lungenkraut, blühenden Schlehdorn einführt, erscheint er in Abbazia mit Camelien und Magnolien. An einer Stelle des Parkes, nicht weit von der Tafel, an welcher die Wärmemesser hängen, glüht es, wie wenn an der Lehne eines Hügels hinauf feurige Kohlen gelegt wären. Es sind dies die purpurrothen Kelche, welche durch das Astwerk herausschauen. Die Pfingstrosen blühen zu Ostern — eine bedeutungsvolle Verschiebung der Jahreszeiten, wie sie für diese Küste bezeichnend ist.

Und damit die Natur dieses Frühlings auch ihre Sprache habe, tönt allerorts aus dem Dickicht heraus das Lied der Nachtigallen. Die Buchen an den Abhängen, welche sich zum Monte Maggiore hinaufziehen, tragen schon ihren vollen, saftgrünen Frühlingsschmuck. Geht man einen der schönen, neu angelegten Pfade dort hinauf, so mag es wohl geschehen, daß man in jenen Wölbungen unter den Bäumen dort, um

deren Fuß so viele Blumen des Südens sprießen, den leibhaftigen Genius des Idylls zu Gesicht bekommt.

„Tityre, tu recubans patulae sub tegmine fagi.“

Dort läßt sich häufig der Waldlaufvogel hören, unterliegt aber im Wettkampfe des Gesanges gegen die Nachtigall.

Gewiß wird die Aufmerksamkeit des Ankömmlings mehr von den stolzen Gewächsen des Parks angezogen, um deren Namen und Heimat sich die Gäste zu den Täfelchen hinabbücken, die darüber berichten. Doch wird Mancher gern bald jene Waldpfade des Berges aufsuchen, deren Pflanzenumgebung sich von den Gewächsen der Anlagen nicht minder unterscheidet, als die menschliche Staffage, die man hier und dort zu sehen bekommt.

Wer die Umgegend um diese einsamen Wege herum mit botanischem Auge betrachtet, der sieht, wenn auch nicht immer gerade schon im April oder Mai, allerlei Anzeichen, welche seinen Gedanken die Richtung gegen seltsame Wanderer geben. Wie die Vögel, welche wandern, gewisser Inseln oder Landstriche sich sozusagen als Brückenpfeiler bedienen, um von dem einen aus den Anhalt für die Fortsetzung der Reise nach einem andern zu gewinnen, so auch die Pflanzen. An diesem istrischen Strande begegnen wir allerlei Vorposten von Kindern der Flora, die aus dem Süden nach der Mitte von Europa oder umgedreht vordringen. Namentlich sind es Angehörige des Formenkreises der Compositen, welche durch die Eigenschaften ihres Samens sich als besonders zum Wandern ausgestattet erweisen.

Hier sehen wir so manche Blüthe als äußersten Vorposten ihrer Genossinnen, die auf dem Felsenboden der griechischen Eilande gedeihen. Zwischen den weißen Karstblöcken, in deren Schatten sich allerlei seltene Farrenkräuter drängen, stehen das dornige Ochsenauge, das wir aus unseren Gärten kennen, dessen Kraut vom Volke als heilsam erachtet wird gegen den Biß verderblicher Schlangen — die schmalblätterige Immortelle, die gelbe Blume der klebrigen Inula, das kretische Röhrchenkraut, die wollige Eberwurz — lauter Blumen, denen man eben so wohl auf Zante oder Cerigo begegnen kann, als am Strande von Abbazia.

Solche Insassen, denen ungezählte andere beigefügt werden könnten, deuten das Klima dieses Strandes besser an, als alle die Fremdlinge, welche weiland Herr Scarpa im Park am Meere angesiedelt hat. Denn alle diese haben sich freiwillig da niedergelassen, sie gedeihen, kein Gärtner kümmert sich um sie oder weiß von ihnen. Neben diesen mag wohl auch noch die palästinensische Scabiose genannt werden.

So sehen wir also dieses mächtige Felsmassiv des Monte Maggiore als das, was es in der That ist, einen Brückenpfeiler zwischen Nord und Süd, aber als einen solchen, der auf der südlichen Seite der Brücke steht.

Wenn man im Hauche der anbrechenden Sommerszeit über diese Gründe hingeht, so erinnern nicht nur Farben, sondern auch Stimmen an den tieferen Süden. Die blaugraue Steindrossel begrüßt den Spaziergänger und bringt ihm in Erinnerung, daß sie hier zu Hause ist

wie auf den Gebirgen von Argolis oder Lakonien. Zuweilen läßt auch der schwarze Trauer-Steinschmätzer sein wunderliches Lied vernehmen. Er liebt die Felshänge, auf denen heißer Sonnenschein liegt. Sein Gesang beflügelt unsere Einbildungskraft und wir schweben mit ihr in jene graubraunen Schlünde, wo

Dürftig Wasser der Sierra
Rinnt in den Guadalquivir,
Das Gezack der weißen Gipfel
Trübt kein Mittagswölkchen mir.

Aber die wirkliche Klangstufe der Eindrücke, welche in diesen Tagen das Ufer hervorbringt, wird durch die Nachtigall bezeichnet. Auf dem Karst und an seinen Küsten ist diese Sängerin daheim. In Abbazia weckt sie des Morgens den Schläfer und bis in die späte Nacht hinein, wenn das mondbeglänzte Meer durch die Bäume heraufscheint, läßt sie sich hören, alle anderen Vögel durch die Kraft ihrer Stimme wie durch ihre Anzahl übertönend.

Im Sonnenglanz, im lichtdurchgitterten Schatten, den die Oelbäume und wolligen Eichen auf den Boden werfen, im Angesichte der blauen Fläche und der röthlichen Eilande, die aus ihr emporragen, will mir das Lied dieser Vögel keineswegs immer als Klage klingen, wie es doch allenthalben von den Dichtern empfunden wird. Mit den Wellen, die der Scirocco gegen die Felsen schlägt, rauscht es wie Nachklang aus der Heimat des alten Homer herauf, der Aëdon's Schmerz uns darstellt:

Wie des Pandareus Tochter, die Nachtigall lichten Gefieders,
Lieblich singt im Beginn des neu erstehenden Frühlings,
Auf das Gezweig sich setzend der dichtumlaubten Gebüsche,
Oftmals wendet sie sich und ergießt die melodische Stimme,
Klagend ihr liebes Kind —

aber das jubelnde Geschmetter in der lichten Luft verscheucht das Bild der klagenden Dulderin. Eher möchte in schwüler Nacht der Vogel mit seinem Liede ähnliche Empfindung des Unbefriedigten oder Sehnsüchtigen anregen.

In den Gesang dieser Nachtigallen mengt sich nicht selten das Lied des verwandten Sprossers. Wer kein geübtes Ohr hat, vermag die beiden Sänger nicht zu unterscheiden.

Für einen Klagegesang möchte ich die Töne dieser Stimmen nicht halten. Gleichwohl aber läßt es sich kaum ableugnen, daß eine Art von wehmüthiger Stimmung aus den schmetternden Zeilen, aus dem lauten Lebensgefühl herausklingt. Tritt uns doch gleiche Ahnung aus den Rufen eines andern Frühsommervogels entgegen, deren Tonfall mit dem Frohlocken der Nachtigall gar keine Aehnlichkeit hat, aus den Rufen des Kukuks. Es klingt heraus wie eine Wahrsagung, daß all' diese Herrlichkeit nicht von Dauer sein wird. Die Natur will mittels dieser Stimme ausrufen, daß sie sich unter dem Fluche des Schmerzes und der Vergänglichkeit befindet, und daß die Schönheit, von welcher sie zeitweilig verklärt wird, nur ein Abglanz von einer andern Erscheinungsform ist.

Und die Nachtigallen ſchlagen
Und rings hebt es an zu klagen,
Ach, von Liebe todeswund,
Von verſunkenen ſchönen Tagen;
Komm, ach komm zum ſtillen Grund! —

Jetzt blüht der Lorbeer, die unanſehnlichen gelben Kelche geben ihren Blüthenſtaub auf manchen glänzenden Cylinderhut ab, welcher ſie ſtreift. Der Baum des Parnaſſos berührt Stirnen, die auf andere Weiſe niemals von ihm beſchattet worden wären. Vergleicht man die einfache Entwicklung des Lorbeerbaumes, deſſen ganzes Laubwerk in claſſiſchen Umriſſen nach der Höhe ſtrebt, mit den dichten Wipfeln der ſchwerfälligen Buchen daneben, welche jetzt ihr erſtes Saftgrün entwickeln, ſo hat man den ganzen Unterſchied zwiſchen der claſſiſchen und der romantiſchen Weltanſchauung wie in einem Sinnbild vor ſich. Dort die Strenge und Klarheit, aber auch die verhältnißmäßige Dürftigkeit — hier die Formloſigkeit, die Ueppigkeit des Wachsthums und der geheimnißvolle Schatten unter den Wölbungen.

Schon dem alten Valvaſor, dem Krainer Chroniſten, iſt die Häufigkeit des Lorbeers an dieſen Felſenküſten aufgefallen. Nachdem er die anderen Bäume des Landes beſchrieben hat, ſchließt er: „Wir wollen dieſen bisherigen Bäumen nun zuletzt einen Kranz anhängig machen aus Lorbeer- und Rosmarinzweigen. Dieſe und andere dergleichen wohlriechende Bäumlein mehr wachſen am Karſt und am Meer gar häufig, und werden von dannen in fremde Länder vertragen.“

Von allen Wegen, welche der Touriſtenclub an den

Hängen um Abbazia herum hat anlegen lassen, ist der, welcher durch den Wald nach Veprinac hinaufführt, der schönste. Je weiter man hinaufkommt, desto mehr erweitert sich der Ausblick über das Meer und die Inseln. Wer eine Freude daran hat, dem empfehle ich, einen jener alten Schriftsteller in die Tasche zu stecken, in welchem von Helden und Begebenheiten erzählt wird, die mit Fahrten auf dem südlichen Meere in Zusammenhang stehen. Homer und Virgil wirken anders ein, wenn man sie durchblättert, während das Meer heraufschaut, auf dem die göttlichen Dulder und kühnen Kämpfer von einer umbrandeten Küste zur andern zogen. Der Anschlag des Meeres gegen die Felsen verwandelt sich in die schwebende und rollende Bewegung hexametrischen Worttones. Die weite Umgebung dringt, während unsere Blicke den Versen folgen, mit sinnlicher Gewalt auf uns ein. Diese Gewalt ist um so stärker, je mehr wir uns vergegenwärtigen, daß auch diese Küsten wundersame Schiffe der Heroen gesehen haben, und daß an ihnen Argo selbst landete, welche Athene aus dodonaeischem Eichenholz erbaut hatte. Denn hier war von Medea, bevor sie ihren Gefährten nach der Insel Elektris folgte, der Bruder getödtet worden. Ist es doch jenes nämliche Meer, dessen Wasser dort unten die Inseln Joniens umspült, von denen die Strömung gar oft einen blühenden Zweig, einen entwurzelten Busch heraufträgt. Es ist das Meer, welches der deutsche Dichter auf seinem Frühlingsgange begrüßt hat:

„Kehren die Kraniche wieder zu dir? Und suchen zu deinen Ufern wieder die Schiffe den Lauf? Umathmen erwünschte

Lüfte dir die beruhigte Fluth, und sonnet der Delphin,
Aus der Tiefe gelockt, am neuen Lichte den Rücken?
Blüht Jonin? Ist es die Zeit? Denn immer im Frühling,
Wenn den Lebenden sich das Herz erneut, und die erste
Liebe den Menschen erwacht und gold'ner Zeiten Erinn'rung,
Komm ich zu dir und grüß' in deiner Stille dich, Alter!"

Von antiker Literatur zu reden, befinde man sich am Ufer des südlichen Meeres oder sonstwo, hat allerdings nach und nach einen schulmeisterlichen Beigeschmack erhalten. Unsere aufgeklärte Welt schreit nach Perrücken, wenn man ihr mit dergleichen kommt. Dennoch aber werden mir die Wenigen unter den Vielen das Bekenntniß verzeihen, daß ich mich von gewissen Büchern, als den Attributen eines Schulfuchses, nicht zu trennen vermag. Es giebt wenige Sachen, die so zusammenpassen, als das Meer zwischen Griechenland und Istrien und das Lesen irgend eines solchen alten Buches.

Auch der weite Wald von Lorbeer fügt sich in diese Zusammengehörigkeit ein. Nicht bloß die Südbahn, sondern auch der jüngere Plinius besaß eine Villa in solchem Walde. Diese lag bei der Stadt Laurentum am Mittelmeere, von welchem Namen derjenige des Städtchens Lovrana, dessen weiße Häuser vom Strande auf unsern Pfad heraufglänzen, wie eine illyrische Uebersetzung klingt. Wie hier Medea, so landete dort Aeneas. In dieser Lorbeer-Villa war es, wo er in einem Briefe seinem Freunde einige Sätze schrieb, denen vielleicht auch mancher Besucher unserer istrischen Lorbeer-Villa seinen Beifall nicht versagen wird.

„Wie viele Tage habe ich in der Stadt unter un-

nützen Dingen mir selbst geraubt? Hier auf dem Lande höre ich nichts, sage ich nichts, das mich gereuen könnte; Niemand wagt es, mir durch üble Nachrede Jemanden gehässig zu machen. Keine Hoffnung, keine Furcht zerstreut mich; keine Gerüchte unterbrechen meine Ruhe. Mit mir selbst und meinen Büchern unterrede ich mich. O edle Einsamkeit des Lebens! O Leben voll Unschuld, erquickende Ruhe! wie angenehm für den Menschen und fast vorzüglicher als alle Geschäfte! Du Meer, du stilles Ufer, mein geheimes Studierzimmer, wie viele edle Gedanken erweckt ihr nicht? Fliehe doch, mein Fundanus, das Geräusch der Stadt, diese eitle Geschäftigung, diese häufig unnützen Arbeiten!"

Wenden wir uns nunmehr auf unserem Pfade zu Betrachtungen, welche der Theilnahme des modernen Lesers näher zu liegen scheinen.

Durch den nämlichen Wald, durch welchen wir empfindsame Wanderer emporschlendern und, hier und da auf einem epheuumsponnenen Felsblocke oder auf einem Baumstumpfe ausruhend, die Bedürfnisse unseres eigenen Gemüthes mit dem Eindrucke der Außenwelt in Einklang zu bringen trachten, zogen vor zwei Jahrhunderten Kriegsschaaren, welche sich der alten Burg Eberstein bemächtigen wollten, die auf dem Kegel von Veprinac den ganzen Umkreis beherrscht. Venezianer waren es, die da anstürmten. Aber die Falconette der Landsknechte wiesen ihnen alsbald den Rückweg zur Küste. Es ist überhaupt ein alter, vielumstrittener Berg, durch dessen Waldschatten wir da gehen. Namenlose Völker haben in Zeiten, aus denen keine Jahrzahl

überliefert ist, diese Schwelle zwischen den beiden Meeren kämpfend überschritten.

Wenn man sich an die Uskoken erinnert, die in früheren Jahrhunderten alle Augenblicke an dieser Küste ländeten, stahlen, plünderten, mordeten, so muß doch auch der eigensinnigste Paradoxen-Jäger, der das Wort Fortschritt für eine philisterhafte Redensart erklärt, zugeben, daß die Landung von Maurern, Zimmerleuten, Pensionsgründern u. dgl., die sich dort unten im Lorbeerwalde bemerklich macht, sich lange nicht so schlimm ausnimmt, als jene. Allerdings wird Derjenige, welcher Abbazia in Zwischenräumen mehrerer Monate besucht, immer wieder einen anmuthigen Baumstand durch einen Rohbau verstellt finden.

Aber einige ausgerodete Bäume oder Rosenstöcke sind noch keine Brandstätte — wenigstens solange noch Niemand abgebrannt ist. Mit dem kleinen Dampfer, der zwischen dem Lorbeerufer und Fiume die blauen Wellen durchkreuzt, fahren nur friedliche Wanderer, die hier das suchen, was Plinius in seinem Laurentum gefunden hat.

Voyage autour de mon jardin — die zu schreiben, das wäre hier eine leichte Aufgabe, die keine Zuthat von Betrachtungen verlangt, welche aus der Ferne geholt werden.

In Abbazia erscheint jede Reise um einen Garten als der Inhalt eines Buches, welches ungezählte Gedanken und Bilder anregen kann. Sogar, wenn man hinausgeht auf die einsamen Pfade, die ich angedeutet habe, fehlt es an jenem vielgestaltigen Stoffe, welcher

dem Dichter der Reise um den Garten zur Verfügung steht, keineswegs. Von dem Felsblocke an, dessen Oberfläche, von den Haftorganen seltener Flechten angegriffen und mürbe gemacht, bald blühenden Pflanzen ein Grund sein wird, bis zur Abstufung der Zonen des Baumwuchses am hohen Berge hinauf, die mit Magnolien und dem grellblüthigen Judasbaum beginnen und auf der winterlichen Höhe mit Erlen enden, ist der Index eines großen Buches aufgezogen.

Im Frühlingsglanze dieser österlichen Tage wird es besonders deutlich: von den Erscheinungen gilt die eine als Hindeutung auf die andere, weil sie alle Glieder eines Ganzen sind. Entäußern wir uns des Vorrechts unseres Geistes, stellen wir uns der Natur nur mit den Werkzeugen der Sinne gegenüber, so nehmen wir nichts wahr, als eine Brandung von Atomen- und Schallwellen, das fürchterliche Uhrwerk des Stürzens und Steigens. Das Meer ist nicht blau, die Blüthe nicht purpurn, die Luft nicht voll von Lebenshauch. Unsere Augen sind es, unsere Nerven, durch welche jenen diese Eigenschaften verliehen werden. Es giebt aber auch noch eine höhere Stufe von Empfindungsfähigkeit, und diese sei allen Jenen gewünscht, die in dieser „Pausilype" (Schmerzenslinderin) einige Tage der Auffrischung erleben wollen. Der Eine wird weniger, der Andere mehr zu lesen vermögen in dem Buche, das die Reise um den Garten beschreibt, aber alle Lesekunst beruht auf der Fähigkeit, jeder Erscheinung anzusehen, daß sie berufen ist, etwas Nichtmaterielles zu bedeuten und darzustellen.

Frühling in der Unterwelt.

Die Aussicht, welche Derjenige genießt, der am Rande des kleinen Sees steht, zu welchem wir nach einem Abstieg von mehreren hundert Fuß gelangten, ist eine solche, welche in Bezug auf Mengung von Schönheit und Erhabenheit nicht leicht ihresgleichen in Europa findet. Auf der einen Seite stürzt die Reka durch einen Spalt in den See herab, einen wirbelnden, schäumenden Kessel, voll von weißbeperlten Wellen; auf der andern dunkle Wasser, welche mit einer Art von verdrießlichem Geheul einem Thorbogen, hinter welchem die Nacht lauert, entgegeneilen; in der Mitte eine verhältnißmäßig stille, türkisblaue Wasserfläche; über all dem ein gedämpftes Licht, welche im Schatten der Felswände allgemach in Finsterniß übergeht."

Diese Sätze habe nicht ich geschrieben, sondern ein ungenannter Engländer im Jänner-Heft des „Cornhill-Magazine" des Jahres 1886. Sie kommen in einer höchst seltsamen Novelle vor, welche vom Verfasser den Titel „In the Reka Höhle" erhalten hat. Die Handlung ist

die Geschichte eines Mannes, welcher in jener ausgedehnten Unterwelt eine Bootfahrt unternommen und dabei von plötzlich eingetretenem Hochwasser abgesperrt worden ist. Zuletzt verliert er sich in einem Raum, aus welchem kein Ausweg übrig bleibt, weil abstürzende Blöcke und Geröll den Zugang verschüttet haben. Im Zustande der äußersten Erschöpfung wird er auf eine fast wunderbare Weise nach zehn Tagen gerettet. Die Schreckniſſe der Finsterniß, die Hilflosigkeit des Menschen, welcher sich in jenen, zum größten Theile niemals gesehenen, Gegenden der Erde verirrt, sind wohl kaum jemals mit größerer Kraft der Darstellung geschildert worden. Es ist augenscheinlich, daß der Verfasser selbst eine Strecke weit, nämlich durch die sogenannte Schmidlgrotte, wenigstens bis dorthin vorgedrungen ist, wo dermalen die Erforscher der Unterwelt in der Regel das Boot besteigen. Das Geschehene hat er mit Hilfe der Einbildungskraft zu einem Gemälde verarbeitet, welches vollständig den Eindruck wiedergiebt, den jene Welt hervorbringt, obwohl die Grundlage der Erzählung sich als Erfindung darstellt. Es ist hier wieder der Beweis geliefert, daß durch ein Kunstwerk die Wirkung des sogenannten Thatsächlichen am besten zusammengefaßt wird.

Man muß es den Engländern nachsagen, daß sie sich mit Bezug auf mehrere der hervorragendsten Landschaften unseres Oesterreich in der Literatur geradezu als Entdecker betrachten können. Dieser Ruhm gebührt Sir Humphry Davy hinsichtlich der Landschaften von Oberkrain, er gebührt den Herren Gilbert und Gibson

für die Gebirge Ampezzos, er gebührt Freshfield für das noch gewaltigere Gebirge von Primör. Es soll nicht gesagt werden, daß sie uns auch die Unterwelt des Karstes „wegnehmen". Mehr als eine unserer heimischen Federn hat sich für diese schon in Bewegung gesetzt. Das Wichtigste, nämlich die Erforschung selbst, ist mit unerschütterlichem Muth von deutschen Insassen des Küstenlandes begonnen und wird unverdrossen fortgesetzt. Die Engländer sind also hier zu spät gekommen. Gleichwohl erscheint uns ihre literarische Mitwirkung höchlichst erwünscht, besonders wenn ihr so viel Geist zu Gebot steht, wie dem Dichter dieser phantastischen Erzählung. Dieser Gedankengang trat mir vor wenigen Tagen besonders nahe, als ich über den Karst von Divaca ging, um dort einer höchst absonderlichen Feier beizuwohnen. Es wird sich aus dem Nachfolgenden herausstellen, daß sich das alte Wort: „Alles schon dagewesen", auch bei dieser Gelegenheit wieder einmal als Irrthum erwies.

Für jetzt sage ich nur, daß ein Genosse plötzlich mitten auf dem Felde stehen blieb, mit dem Fuße auf den steinigen Grund stampfte und sagte: „Bis hierher ungefähr sind wir schon zu Schiff gekommen." Ein Neuling in dieser Gegend würde sich über diesen Ausspruch nicht wenig gewundert haben. Denn weit und breit sah man nur Aecker, von Mauern aus zusammengetragenen Steinen eingefaßt, hier und da eine Zerr-Eiche, Steinhalden mit Wachholder- und anderem Stachelgestrüpp bedeckt. Zur Linken erhob sich der Berg Bremsica, die Heimat gespenstischer Weiber, der Tummelplatz

unheimlicher Vorgänge, von welchen die Ueberlieferung des Volkes erzählt. Bis zu seiner bleichen Kuppe ist der weiße Asfodill vorgedrungen, wahrscheinlich der nördlichste Vorposten dieser homerischen Blüthe, die auf den Gefilden gedeiht, auf welchen die Seligen des hellenischen Elysiums wandeln. Fast silberweiß glänzten die einen Flächen dieses Steinberges, während die anderen stahlgrau, als dunkle Inseln dem Auge sich zeigten, Schattenbilder der Wolken, welche der Ostwind über den Himmel dahintrieb. Aus dem Süden herauf schaute der Krainer Schneeberg, der an diesem Tage in des Wortes eigentlicher Bedeutung seinem Namen glänzend Ehre machte. Schweigsam war die Runde, deren Stille manchmal durch das Aufflattern eines Krammetsvogels oder eines Steinhuhnes unterbrochen wurde. Um den Gaberk herum zog sich durch die graue Landschaft die Schlangenlinie der Eisenbahnen, kenntlich gemacht durch die weiße Dampfsäule eines Zuges.

Und in solcher Gegend hieß es: „Bis hierher sind wir mit einem Schiffe gekommen."

Vielleicht würde sich das Erstaunen des Neulings etwas gemindert haben, wenn man ihn zu einer Stelle geführt hätte, welche sich in nicht großer Entfernung von dem Orte befindet. Dort ist eine Klüftung im Boden, aus welcher unter gewissen Witterungsverhältnissen, besonders um Sonnenaufgang, Nebelstreifen aufsteigen. Hält man das Ohr an die Erde, so vernimmt man nicht selten ein schwirrendes, summendes Geräusch, welches von fließendem Wasser herzurühren scheint. Die Schiffer, welche den unterirdischen Strom befahren, sind

entweder noch nicht zu der Stelle gekommen, welche jener Klüftung entspricht, oder sie haben dieselbe zwar erreicht, aber wegen vielfacher Windungen des Spaltes das Tageslicht nicht wahrzunehmen vermocht, welches von oben hinabdringt.

Als ich in der phantastischen Dichtung des Engländers zu einem Satze kam, in welchem von einem Schimmer die Rede ist, der, gleich einem Strahl gedämpften Mondlichtes, sich irgendwo mitten in der Finsterniß bemerkbar machte, vermuthete ich zuerst, daß der Poet von diesem oder einem ähnlichen Schachte gehört haben mochte. Ich werde weiter unten mittheilen, daß seine erdichtete Lichtquelle eine andere war.

Kommen wir nun zu dem eigentlichen Ereignisse, das ich heute besprechen will. Als wir bei dem Punkte anlangten, von welchem aus man zuerst auf den Boden des großen Trichters hinabschaut, auf welchem sich der obengenannte See unmittelbar vor dem großen Eingangsportale des Flusses in die Unterwelt befindet, sahen wir in der Tiefe, zu zwerghaften Gestalten zusammengeschrumpft, eine beträchtliche Anzahl von Menschen dem Eingange der Schmidlgrotte zustreben, in deren Hintergrund man an das dunkle Ufer des Flusses gelangt.

Wir stiegen auf der bekannten Treppe hinab, deren frühere Steilheit einst den Besuchern mancherlei Bedenklichkeiten einflößte. Gewaltig rollte der Donner des Wassers, welches vor der Tommasinibrücke in einen Tobel stürzt. Als wir uns den finsteren Portalen näherten, erblickten wir viele Lichter und Fackeln, welche uns aus den nächtlichen Gebieten entgegenstrahlten.

Es läßt sich wohl kaum etwas Seltsameres vorstellen, als die Wölbung eines solchen Thores und das Spiel der Lichter, welches sich verschiedenartig gestaltet, je nach der Vermengung der Tageshelle mit der andrängenden Finsterniß. Am Anfange stehen noch einige grüne Sträucher und Blumen schon jenseits der Schwelle des Thores. Weiterhin sieht man nur mehr einzelne Moose auf den Felsen, endlich verschwinden auch diese und das unbestrittene Reich der Nacht beginnt.

Inmitten der Kerzen und Lampen, die von den Wänden leuchteten, erreichten wir endlich das Ufer des Flusses, aus welchem hier und da eine Schaumwelle, von den Lichtern getroffen, aufleuchtete, während der größte Theil des Wassers, mit der zähen Nacht verschwommen, unsichtbar an uns vorübertoste.

Nunmehr that sich für Diejenigen, welche da unten zwischen den Felsen standen, ein Schaustück auf, vor welchem jedes Gespräch verstummt wäre, auch wenn man ein solches neben dem Donner der Wasser hätte führen können. Hoch oben erschien die Gestalt des Priesters im Festgewande. Rings um ihn brannten die Fackeln Derjenigen, welche ihm das Geleite bis an den nächtlichen Strom herab gaben. Rüstig schritt der alte Herr herab in diese ihm bis jetzt unbekannte Welt hinein. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, dem Werke der Erschließung dieser Unterwelt, welches hier vorbereitet wird, die kirchliche Weihe zu geben.

Mit Spannung verfolgte jedes Auge den Herabstieg des Priesters. Als derselbe unten angekommen war, wo ihm schon manche Traufe, die sich hier und da von den

Wellen loslöste, gegen die Füße schlug, traf er alsbald die Vorbereitungen zur Weihe.

Das ungeheure Gewölbe, in welchem diese Handlung vorgenommen wurde, hat von den Erforschern den Namen Rudolfsdom erhalten, zum Andenken an den Namen eines der ersten Reisenden, welche schon vor mehr als dreißig Jahren den Versuch wagten, längs dieser Ufer vorzudringen. Die Bedeutung des Wortes Dom trat sicherlich niemals mit solcher Eindringlichkeit vor irgend einen Besucher hin, als in dem Augenblicke, in welchem der Priester, von den rothen Fackeln beglänzt, seine Gebete zu sprechen begann. Dieselben wurden von der Orgel übertönt, von den hundertfachen Fugenstimmen der Wasser, die hier dem unbekannten Lande entgegenstürzen.

Beim Scheine der Fackeln und Feuer sah man den Weihrauch aus dem geschwungenen Kirchengefäße in die Höhe steigen. Er vermengte sich mit dem Qualm der Fackeln und mit dem leisen Sprühregen, der aus den Kataraften aufstieg. Wie sehr man den Blick anstrengen mochte, das Dunkel zu durchdringen und weiter flußabwärts zu schauen — es gelang nicht. Die Nacht öffnet dort nur den stärksten Lichtquellen eine Straße. Nur das eine und andere Vorgebirge, welches bis in die letzten Ausläufer der Lichtkegel sich vorstreckte, war noch schwach sichtbar. Jedes dieser Vorgebirge schaute sich wie eine unheimliche Schranke, wie ein steingewordener Wächter an, welcher das Vordringen in diese Gebiete wehren will.

Das Ganze mochte als die Verkörperung eines

Traumes gelten. Denn zuverlässig hätte kein Mensch, den man aus dem gewöhnlichen Alltagsdasein in wachem Zustande hierher versetzte, Sinn und Zusammenhang dieses Auftrittes erfaßt. Der Priester und Diejenigen, welche ihn bedienten, schienen wie aus den Wellen emporgestiegen.

Wenn es schon unter gewöhnlichen Umständen einen eigenthümlichen Eindruck hervorbringt, aus diesen Regionen wieder hinaus ins Tageslicht zu treten, so nimmt sich der Uebergang nach dem, was bei einer solchen Gelegenheit zu sehen ist, ganz besonders wunderlich aus.

Im Allgemeinen dürften die Meisten ungefähr so denken, wie Duvergier de Hauranne, als er die Wirkungen niederschrieb, welche das Heraustreten aus der Mammuthhöhle auf ihn hervorbrachte: „Endlich ein gelblicher Strahl, welcher durch eine Oeffnung eindringt. Die nächsten Wände glänzen zuerst wie Gold, dann wie Schnee, welchen greller Sonnenschein beleuchtet. Sträucher, Steine, Rasen, Alles giebt ein geradezu übernatürliches Licht von sich. Ich bin geblendet und wanke fast. Aus dem Boden unter meinem Fuß scheinen Funken zu sprühen, ein hundertstimmiges Geräusch betäubt mich. Wie lau und weich fühlt sich die Luft an, wie herrlich blau dünkt uns der Himmel! Der Gesang der Vögel, sogar das Zirpen der Grillen versetzt uns in Bewunderung. Es ist Einem in dem ersten Augenblick zu Muthe, als ob man aus einem Grabe auferstünde."

Ich halte diese Beschreibung für zutreffend. In unserem Falle aber macht sich der Gegensatz zwischen der Welt dort unten und dem großen Trichter doch in einer andern Weise fühlbar. Was wir dort unten ge-

sehen hatten, das war zu sehr gegen allen Lauf der Dinge, gegen alle überlieferten Vorstellungen, als daß die Außenwelt uns in ähnlicher Weise hätte erfreuen können, wie den französischen Reisenden. Auf die Stille des dunklen Domes, auf die Ewigkeit jener Nacht hin, welche durch die einzelnen Lichter der Fackeln eher sichtbar gemacht als verscheucht wurde, war das Wehen der Bora hier außen und das Aechzen der Bäume in ihr kein Eindruck, welcher im Stande war, den vorigen zu verdrängen. Unsere Gedanken folgten vielmehr den grauen Felsentauben, welche in das Portal zurückflogen, während wir langsam den steilen Pfad in die Höhe klommen. Es sind dies keine eigentlichen Insassen der Unterwelt, denn sie halten sich, wie mehrere andere Thiere, nur in jenen Theilen derselben auf, welche man die Vorgrotten nennt. Gewiß waren sie beim Herannahen der Menschen ihren Wohnstätten entflohen und kehrten nunmehr in dieselben zurück, nachdem sie die lästigen Eindringlinge sich entfernen sahen.

So weit gehen meine Bemerkungen, was die Feier anbelangt, die als Segensspruch über die Räume der Nacht und der wilden Wasser allein schon ihre merkwürdigen Seiten hatte. Sie gemahnte mich — von ihrer christlichen Gewandung abgesehen — an jene alten Zeiten des deutschen sowie des slavischen Volkes, in welchen Lied und Runen aufgeboten wurden, um Berge zu öffnen oder zu schließen, um Stürme des Meeres zu bändigen, um Schätze aufzuthun, um den Gefangenen die Flucht zu ermöglichen: Infar wîgandun! Entgehe den Feinden! Es war dies wieder einmal ein Bild längst

verschollener Tage, in welchen dem Menschen noch eine Art von Bewußtsein innewohnte, daß es ein innerstes Band gebe, welches sein eigenes Wünschen und Wollen mit dem Wesen aller Dinge verknüpft.

Kehren wir nunmehr in die Unterwelt zurück und betrachten uns einige ihrer Erscheinungen, nicht solche, wie sie von mir öfters dargestellt worden sind, sondern andere, durch welche sich die Phantasie des oben erwähnten englischen Schriftstellers angeregt fand. Mit den Wundern der Unterwelt geht es gerade so, wie mit mancher mystischen Erscheinung, die in den jüngsten Jahren eben so viel Aufsehen als Widerspruch erregt hat. Je eingehender sich Jemand damit beschäftigte, desto mehr Bewunderung hat sie in ihm erregt. Zurückgewiesen oder gering geschätzt wurde sie nur von Denjenigen, die sich nicht damit abgegeben haben. Mir ist ein Reisender vorgekommen, welcher die Adelsberger Grotte einen „beleuchteten Tunnel" nannte. Gehörte er nicht zur bekannten Schaar Jener, die zu Hause Alles viel schöner haben, so läßt sich darauf wetten, daß er ruhig an der Station Adelsberg vorübergefahren ist und von dem Vorhandensein jenes Naturwunders Kenntniß erhielt, während er gelangweilt in seinem Cursbuche blätterte.

Auch unter meinen Lesern giebt es viele, die sich meine Darstellungen der Schaustücke jener endlosen Paläste des Pluto viel eher hätten gefallen lassen, wenn ich Theaterdecorationen beschrieben hätte, in welchen das Nämliche, was dort unten aus Krystallen aufgebaut ist, mit bemalten Coulissen dargestellt wäre. Statt des

Donners der Flüsse müßten Kugeln über ein ausgespanntes Fell rollen; statt der geheimnißvollen Lichter, welche in den oberen Wölbungen die Nähe des Tages ankündigen, müßten elektrische Lampen spielen — kurzum, wäre die Unterwelt eine Zusammenstellung von Theaterversetzstücken und nicht dasjenige, was sie wirklich ist, so würde mancher Leser mit größerer Theilnahme nach Nachrichten aus ihr greifen. Viele waren es insbesondere, welche meine eigenen Schilderungen kühl damit abthaten, daß sie sagten oder sich dachten, hier sei der Strahl der Wahrheit durch ein Gehirn gegangen, aus welchem er, von tausend Irrlichtern begleitet, ungestaltet und um allerlei Flitterglanz bereichert, wieder zum Vorschein komme.

Diesen Lesern widme ich die nachfolgenden Scenen unseres aus Indien nach Europa zurückgekommenen Engländers wortwörtlich, wie er sie in dem genannten „Magazine" vorführt. Ich theile zwei derselben mit.

In der ersten schildert er einen Auftritt, welcher stattfand, als er in der verzweifelten Lage, in welche er durch Verirrung gerathen war, um an seinem Lichte zu sparen, dasselbe für eine Weile ausgeblasen hatte, weil er noch immer die Rückkunft des gleichfalls verirrten Führers erwartete.

„Kaum befand ich mich," so erzählt er, „vollständig im Dunkeln, als in bedeutender Entfernung von mir ein Theil des Bodens und der Wand des Hohlraumes auf eine Strecke von mehreren Klaftern hin in ein bläuliches, bleiches Licht eingetaucht erschien. Es war dies ein ruhiger, zerstreuter Schein, der sich über eine

ganz genau begrenzte Fläche hinlegte. Augenscheinlich war es nichts Selbstleuchtendes, sondern zurückgeworfenes Licht, schien aber gleichwohl von irgendwo aus der Außenwelt hereinzufallen. Konnte es Mondlicht sein? Ein seltsames Schaudern durchlief mich. Statt einer ersten Bewegung zu folgen und in einen Freudenschrei auszubrechen, stürzten mir Thränen aus den Augen. Einige Augenblicke suchte ich Herr meiner Empfindungen zu werden. Dann packte es mich, ungeachtet des Wassers, welches den vor mir liegenden Raum bedeckte, gegen die Helle hinzustürzen. Aber der Kopf schwindelte mir, ich zitterte an allen Gliedern und nur mit äußerster Mühe konnte ich mich vor einem Sturze bewahren. Es war da vorläufig nichts Anderes zu machen, als ruhig abzuwarten, bis ich mich von meiner Erschöpfung und Aufregung erholt haben würde. Ich legte also meinen Ueberrock zusammen, warf mich darauf hin und beobachtete den Schein in äußerster Spannung.

Nachdem ich ihn unverwandt einige Zeit betrachtet hatte, schien er mir nicht mehr mit der gleichen Stetigkeit wie früher zu strahlen, vielmehr minutenweise an Intensität sich zu verändern. Während es mir schien, als nähme ich in ihm gewisse pulsirende Punkte von besonderem Glanze wahr, glaubte ich zeitweilig eine kräuselnde Bewegung den ganzen leuchtenden Raum durchlaufen zu sehen. Die einzige mögliche Erklärung hierfür bot mir die Annahme, es möchte das Licht des Mondes sein, der von Zeit zu Zeit durch eilende Wolken verdunkelt würde und seinen Schein auf bewegtes Wasser fallen ließe.

Ich glaube, es währte ungefähr eine Stunde, bis ich mich hinlänglich stark fühlte, den entscheidenden Gang dorthin zu wagen. Kaum hatte ich mein Licht wieder angezündet, als jede Spur des fernen Scheins verschwand. Da ich indessen wahrgenommen hatte, daß der Boden des Hohlraumes jenseits der seichten Wasserfläche glatt und verhältnißmäßig frei von Hindernissen war, so blies ich das Licht wieder aus und näherte mich der beleuchteten Fläche. Dieselbe war durchaus nicht so entfernt, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich bemerkte, daß ein matter Schimmer über ihr schwebte, der offenbar von einer Stelle ausging, die sich in ganz geringer Höhe über dem Boden befand. Hatte ich mich also an eine falsche Hoffnung angeklammert? Es wandelte mich eine Art von Ohnmacht an, wie sie etwa einen Menschen in den ersten Augenblicken eines Erdbebens überkommen mag. Jetzt trennten mich nur mehr wenige Fuß von der schimmernden Strecke. Offenbar war sie selbst leuchtend. Einen Augenblick lang stand ich wie eingewurzelt da. Die Neugierde verlieh mir neue Kraft und ich machte einen Schritt nach vorwärts. Dann blieb ich stehen und streckte meine Hand nach der schimmernden Stelle aus. Sie fühlte sich lederartig, kalt, klebrig an. Als ich meine Hand zurückzog, sah ich, daß der phosphorische Glanz auch auf sie übergegangen war. Ich riß nun ein Bruchstück von der Masse los und betrachtete es. Das Gefüge und die Umrisse desselben, die in ihrem eigenen Lichte vollständig erkennbar waren, ließen keinen Zweifel übrig. Es war ein phosphorescirender Schwamm."

Abgesehen von der thatsächlichen Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit dieser Erzählung will ich einfügen, daß in den entlegensten Gegenden dieser Unterwelt allerdings weder das Pflanzen-, noch das Thierleben gänzlich fehlt. Das letztere erstreckt sich auf Insecten, welche durch Anpassung augenlos geworden sind, das erstere dagegen auf Bauch- und Hautpilze, die sich zum Theile nur unvollkommen entwickeln. Einige davon bilden ausgedehnte Geflechte, sozusagen Rasen, und scheinen zu den Rhizomorphen oder Wurzelpilzen zu gehören. Es wird sich einmal vielleicht Gelegenheit geben, Ausführlicheres von dieser Flora, die von der Sonne nichts weiß, zu erzählen.

Gehen wir nun auf die Phantastik der Stalaktiten über, wie sie unserem Dichter in einer besonders grotesken Gestalt erschien:

„Als ich das Magnesiumband anzündete, bemerkte ich in dem grellen weißen Licht die vollständig entwickelte Gestalt eines Weibes, welches von der Decke der Wölbung an einem langen, dicken Tau herabhing. Das Haupthaar war um dieses Tau gewunden. Die Arme schienen auf dem hinteren Theil des Körpers angefesselt zu liegen. Die Umrisse des Körpers deuteten auf die Blüthe des Lebens hin; auch die, halb gegen mich gewendeten, Gesichtszüge waren vollständig erkennbar. Tau, Haare, Augen, Glieder hatten nur Eine Farbe, ein mattes, ins Grünliche hinüberspielendes Weiß.

Während ich diese Gestalt betrachtete, drängte sich mir ein Gedanke auf. Die Unwahrscheinlichkeit, daß diese Gestalt mitten in der Luft durch die Zusammenwirkung

von ausschließlich mechanischen und chemischen Kräften aus dem rohen Stoffe heraus gebildet worden sei, schien mir für das menschliche Verständniß untrennbar von dem Begriffe Unmöglichkeit. Mußte ich das Paradoxon annehmen, daß der Zufall hier in seiner unendlichen Reihe von Wiederholungen die Kunst des Phidias nachgeäfft habe?

Noch jetzt, wenn ich darüber nachdenke, tritt mir immer wieder die Vorstellung nahe, daß bei jeder Neubildung der Erdoberfläche, bei jedem Wechsel in der äußeren Gestaltung ihrer Erscheinungen die Wahrscheinlichkeit gegen eine Umgestaltung nach der geraden, fortschreitenden und nach keiner andern Richtung hin gewaltig groß gewesen sein muß. Unermeßlich groß dagegen mußte die Unwahrscheinlichkeit sein, daß die Neubildung der Umrisse von Organismen gerade ganz genau erst in der Epoche aufhörte, als die genauen Maßverhältnisse der menschlichen Gestalt erreicht waren. Dieses Prinzip der Gestaltung der Materie konnte ja schon viel früher in anderer Form, in Stein, erreicht sein. Wenn dem so ist, so widerspricht das Phänomen einer solchen Gestalt unserer herkömmlichen Weltauffassung."

Ich habe diesen Worten nichts beizufügen, weil ich Aehnliches früher schon öfter geäußert. Nicht verschweigen aber will ich zum Schlusse, daß die seltsame und nie gesehene Feier einer Weihe der Unterwelt Sonntag den 28. Februar 1886 stattfand.

Sommer.

Mittsommer.

Der Badende in der Fluth des Wörthersees genoß mit dem Bergwinde, welcher ihm entgegenkam, den Duft der Hollunderblüthen, deren weiße Dolden sich blendend im Uferwasser spiegelten. Die Schneestreifen auf den Bergen deuteten an, daß von der Sonne erst heute die Höhe des Jahres erreicht worden war. In der blauen Weite des Gesichtskreises lag es wie unaufhörlicher Tag. Nur der Ruf des Kukuks schien zu warnen, daß sich der Mensch einem solchen Wahne hingeben möge. Er klang, als ob er sagen wollte: „Alles vergeht und kommt wieder! Die Algen auf dem Grunde hättest du vor wenigen Monaten eben so deutlich durch das Eis der Oberfläche hindurch erblicken können als jetzt durch das laue Wasser!“

Das hörte eine kleine Gesellschaft von Birken, die in einem Gehölze des Ufers stand. Sie sagten lispelnd unter einander: „Er hat Recht. Gedenkt ihr noch des Winters, in welchem das Mondlicht so bleich und der Schnee so weiß war wie unsere Rinden, die im Froste

auseinandersprangen. Die kalte Nacht wird wiederkommen."

Alles dachte in seinen Träumen vielleicht ebenso, während die schweren, glänzenden Sommerwolken unbeweglich am Himmel schwebten. Nur eine kleine Gesellschaft von Eiben, welche an einer versteckten Stelle des Strandes ihr Dasein gerettet hat, verhielt sich ganz theilnahmslos bei diesem leisen Gespräche der Lebendigen. Mit ihren düsteren, unbeweglichen Zweigen, ihren dichten Nadeln schienen sie das Bild der Starrheit und Gleichgültigkeit selbst, und während der Badende sich auf den leichten Wellen wiegte, sah er es ihnen an und dachte sich: „Was kümmert es die? Gehören sie doch gar nicht in diese unsere Welt voll warmer Menschenherzen und schuldloser Kinderaugen. Es sind ja Nachkömmlinge jener unheimlichen Hölzer, welche an den lautlosen Meeren standen, in denen sich nur kaltblütiges Gewürm ringelte. Da gab es keinen Frühling und keine Eisnacht, in der ewigen Sumpfschwüle zerfleischten sich gepanzerte Bestien. Die Ahnung von all dem steckt ihnen noch tief unter der rauhen Rinde."

Durch einen schwimmenden Garten von gelben und weißen Nymphäen erreichte der Mann das Land. Ein braunes Wasserhuhn verließ sein Schilfnest und flatterte aufgeschreckt in den See hinaus. Der Mann aber kleidete sich an und suchte sich einen schattigen Raum, in welchem er der Ruhe pflege könnte. Die beweglichen Reiserbüschel der Birken, die sich im leisesten Winde rührten, ließen ihm den vollen Sonnenschein

durch. Er wendete sich deßhalb den starren Eiben zu, welche einen Grasplatz in ihrer Mitte verdunkelten.

Indessen genoß er dort nicht lange stärkenden Schlaf. Die Welt lag noch unbeweglich in sonniger Bläue da, der See wie die Berge, und auch die Wolken rührten sich nicht. Der Schmetterling saß noch immer auf dem Kelche der Seerose, ohne mit seinen Schwingen zu zucken. Nur dem Manne ließ das Geheimniß dieses Tages keine Ruhe. Er fühlte es innerlichst, daß mit der Sonne, die heute am höchsten stand während ihres Jahreslaufes, die Grenze des Empfindbaren bei allen Lebewesen nicht mehr die alltägliche war. Sie war weiter emporgerückt worden, und die tiefsten Geheimnisse uralter Verwandtschaft und namenloser Vergangenheiten hoben sich bis in jenes träge Bewußtsein hinauf, mit welchem sonst nur die Gewalt der Elemente oder das eigene Lieben und Hassen verspürt wird. Die Schwerkraft schien aufgehoben, und aus den Tiefen der Mutter stieg Ahnung empor aus der Kindheit aller Dinge. Dem Müden erschien es, als ob er und Alles, was ihn umgab, nur ein einziges, gemeinsames Auge hätten.

Was den Mann zu anderer Zeit in Erstaunen versetzt hätte, wunderte ihn nicht. So fiel es ihm nicht auf, daß plötzlich ein Hirsch vor ihm stand, dessen Geschlecht doch aus diesen Wäldern durch die Waffen der Menschen vertilgt worden ist. Er hatte mit ihm einen gemeinsamen Blick, und dieser wies ihn zu einem Dickicht. Alsbald entsann er sich, daß in grauer Vorzeit oft den Helden von wandernden Thieren zu

wundersamen Dingen der Weg gewiesen worden war. Er folgte dem Hirsche, als dieser mit langsamem Schritt in ein Gehölz eintrat.

Er hatte nicht weit zu gehen, so erreichte er eine Lichtung. Der Hirsch war verschwunden, neben einem Brunnen aber, gegen welchen sich die Zweige mehrerer Hollunderbäume neigten, stand eine Frau von seltsamer Schönheit. Goldfarbiges Haar fiel ihr bis auf die Hüften hinab. Sie blickte den Ankömmling mit ihren dunklen Augen freundlich an und winkte ihm, sich dem Brunnen zu nähern.

„Ich bin Lada," sagte sie, „und das Volk dieses Ufers verehrte mich in alter Zeit, bevor man mich verdrängt hat." Bei diesen Worten zeigte sie auf den Kirchthurm von Maria-Wörth, dessen Spitze über die Wipfel hin sichtbar wurde.

„Nur in der Sonnenwende gehorcht mir wieder Alles", fuhr sie fort, „weil das Alte, das immer da war, in diesen Stunden die Augen aufschlägt. Die Geister, welche zwischen der Rinde und dem Stamme dieser Bäume wohnen, sind heute frei. Die Menschen, die Kräuter und Blumen, die mir geweiht waren, reden mich wieder bei meinem Namen an. Du selbst, welcher nie von mir gehört hat, bekommst mich heute zu schauen!" Der Mann freute sich, diese heidnische Teufelin kennen gelernt zu haben. Er dachte sich, daß die Bekanntschaft wohl so viel werth sei als die mancher nach der neuesten Mode gekleideten Dame, obgleich es gerade in Bezug auf Kleidung bei dieser Huldin ziemlich windig bestellt war.

Seine Hoffnung, daß es bei einem Stelldichein zu Zweien bleiben würde, erfüllte sich indessen nicht. In einem Nu blickten ihn noch andere Augen an, welche ihn nicht minder verzauberten, als ihm in dieser Stunde die ganze Welt umgestaltet zu sein schien — so zwar, daß er die Umrisse der Dinge so sah wie immer, aus ihnen aber doch eine andere Gestaltung herausleuchtete.

Ein Wort der Lada enthüllte ihm Alles. Die schlanke Gestalt, welche eben im Fluge aus dem Walde auf den Wiesenplan gestürzt kam, so daß die Eile ihrer Bewegung die Kelche erzittern machte, war nichts Anderes gewesen als ein Windstoß, der vom See hereindrang und die Blätter der Bäume umwendete.

Er wußte nicht mehr, was wirklich war, das schlanke Geisterweib oder der Wind. Die Lada aber sagte, daß Beides wirklich wäre. Ein anderes Weib, welches aus dem Walde hervorschaute, wurde als Wila angerufen. Bald schien es dem Manne, als ob die dunklen Augen nur schwarze Waldbeeren wären und die seltsam gefärbten Haare hohe Farne. Eben wollte er danach fassen, um zu sehen, ob das Weib Hände habe, als ein Pfiff von dem sich nahenden Dampfschiffe ertönte.

Da war plötzlich Alles anders. Die Lada tauchte in ihren Brunnen unter, die Wila schwang sich auf den Rücken des Hirsches und verschwand im Waldesdunkel, und das Weib, welches als Wirbelwind gekommen war, ging als gewundene Schaumtraufe zwischen den Wellen des Sees unter.

Der Mann freute sich, mit heiler Haut von diesem

Teufelspack losgekommen zu sein. Er hätte doch eben so gut von der Wila mit den Tollkirschen-Augen entführt, von der Windsbraut mit in den See hinausgenommen oder gar von der Lada in den tiefen Brunnen hinabgezogen werden können. Zudem fiel ihm jetzt bei, daß dieses letztere gefährliche Weib nichts Anderes war als die Venus der Wenden. Darum hatte sie wohl an die Zeiten gedacht, als König Samo hier über sein Volk herrschte und sie geehrt war an den Ufern der großen Seen und in den Bergen.

Eine zahlreiche Gesellschaft verließ das Dampfschiff, um sich nach dem Münster zu begeben, welches sich auf dem von Wasser umrauschten Wörthe erhebt. Der Mann erkannte den Einen und Anderen unter den Ankömmlingen, aber gleich darauf schien es ihm wieder, als ob derselbe doch nur eine Maske trüge. So hatte er einen Augenblick lang geglaubt, in einem der Reisenden einen Professor aus Klagenfurt zu erblicken, der den roth eingebundenen Kärntner-Führer von Jabornegg-Gamsenegg in der Hand trüge. Dann aber schien es ihm wieder, als hätte derselbe statt eines bei Karl Ritter gekauften braunen Sommerüberziehers ein Hirschfell an und der rothe Bädecker wäre ein Gefäß voll glühender Kohlen, welche dieser wendische Edle mitgebracht hätte, um ein Feuer zu Ehren des Swatowit oder Radigast anzuzünden. So ging es mit allen Uebrigen. Alles war doppelgestaltig. Ein Herr, welchen er kannte, sah zugleich auch aus wie ein wendischer Oberrichter des Königs Samo. Ledern und grau stand er vor ihm da.

Von einem großen, weißen Gegenstande im See

mußte er sich sagen, daß es ebensowohl eine Seelilie als ein Schwan sein konnte.

Voll Neugierde, die Lösung dieser Räthsel aufzufinden, folgte er der Gesellschaft. Dieselbe zerstreute sich auf der Halbinsel, die meisten aber ließen sich vor dem Wirthshause nieder, um zu zechen, ohne dem tausendjährigen Heiligthume mehr als einen zerstreuten Blick zu gönnen. Der Wirth, welcher ein Schwein und ein Kalb geschlachtet hatte, trug Kerzen heraus, da die Abenddämmerung nicht mehr fern war. Die Damen hatten an den umliegenden Waldrändern Blumen gepflückt und brachten dieselben in großen Sträußen mit. So ungefähr schaute sich die Sache an und so konnte sie auch zur Noth gedeutet werden. Indessen zweifelte unser Wanderer bald nicht mehr daran, daß es sich doch anders verhielte.

Der Wirth war in Wirklichkeit ein Priester der Lada, deren Heiligthum auf diesem Wörthe, aus rohen braunen Holzbalken gezimmert, sich genau an derselben Stelle erhob, an welcher in Zwischenräumen von anderen Augenblicken das Münster zu stehen schien. Die Gesellschaft aber — das war augenscheinlich — bestand aus Wenden, welche im Jahre des Heiles 1888 den carantanischen Göttern Opfer darbrachten. Dem Perkun galten die Schlachtthiere, die Blumen und Kerzen aber der Lada.

Unserem Wanderer däuchte es ein Ding der Unmöglichkeit, daß irgend etwas in der Welt zweierlei sein könne. Ihm schwindelte der Kopf, er entfernte sich von dieser Spukgesellschaft und schlug den Weg

nach dem Münſter ein. Hier herrſchte Dämmerung. In der Kirche hüllten ſchwarze Schatten die Gegenſtände ein. Nur der ſchwache, rothe Schein im Lämpchen des ewigen Lichtes gab den Säulen und Bildern undeutliche Umriſſe.

Aber auch hier verließ unſeren Wanderer das ſeltſam drückende Gefühl nicht, welches ſeit mehreren Stunden auf ihm laſtete, von dem er nicht mehr verlaſſen worden war, ſeit er ſich unter den Eibenbäumen, deren Geſchlecht ja bis in die Tage der Steinkohlenzeit zurückreicht, zur Ruhe gelegt hatte. Wieder trat ihm das holdſelige Bild der Lada entgegen.

Mit einem Male aber geſchah etwas ſehr Seltſames. Die beiden Frauen, welche bis jetzt eine einzige Geſtalt gebildet hatten, ſahen ſich plötzlich einer anderen weiblichen Geſtalt gegenüber, die ſich wie das Geſammtebenbild beider anſchaute. Noch weit mehr als über dieſe Doppelgängerin gerieth unſer Wanderer darüber in Erſtaunen, daß er zu gleicher Zeit ſich gegenüber einen Mann erblickte, der offenbar Niemand Anderer war als er ſelbſt. Nur machte er die gleiche Wahrnehmung, welche er vorhin bei einem Bekannten aus der Stadt angeſtellt hatte. Statt des eleganten Sommeranzuges trug er ein Fell, am linken Oberarme hatte er einen breiten ehernen Ring, und ſtatt der goldenen Brille hing ihm über die Naſe vom Kopfe herab etwas wie der Balg eines kleinen Fuchſes, eines Eichhörnchens, eines jungen Dachſes oder eines ähnlichen kleinen Gethieres. Das Gewand war durch ein Stück Hirſchhorn an der Bruſt zuſammengehalten.

Während er sich selbst in der Maske dieser unheimlichen Vogelscheuche betrachtete, verneigte sich diese vor der zuletzt gekommenen Frau. Zugleich fing er an, dieselbe in einer Sprache anzureden, welche unser Wanderer noch niemals gehört hatte, von der er gleichwohl jedes Wort verstand. Zu gleicher Zeit ging mit dem Aussehen der angeredeten Frau eine Veränderung vor. Am Saume ihres blauen Gewandes erschien ein Regenbogen. Mit der linken Hand streute sie Schneeflocken aus, während die Rechte goldene Kugeln in das Heiligthum hinabwarf, die sich in Blitze verwandelten, denen ein dumpfer Donnerschlag folgte.

Mit diesem Donnerschlage versank das Heiligthum und die Fluten rauschten über ihm zusammen. Der Mann aber befand sich mit einem Male draußen auf dem Moore, welches dort im Mittag des Sees sich ausdehnt, und ein schwerer Gewitterregen schlug ihm ins Gesicht. Es war Nacht und rings um ihn nichts als die weißen Nebelbänder, die sich gleich Schlangen über den weichen Boden hinbewegten. „Zum Kukuk!" sagte der Mann zu sich selbst, „das war einmal ein sonderbarer Traum! Ich glaube gar, ich habe als mein eigener bajuvarischer Urahn die Freia angebetet. Habe ich doch jedes Wort dieses Bärenkerls verstanden!"

Indessen handelte es sich darum, in dieser Dunkelheit über das Moor hin den Weg zu finden. Ein weißes Waldweib streifte Honig von den Erlenblättern, die nahen Nebel ballten sich zusammen, stießen gegen einander, umklammerten sich, warfen sich zu Boden und standen wieder auf. Perkun und Frô, Swantowit

und Ziu stritten um die Lichter und Blumen der Menschen, welche ihnen in der Zaubernacht opferten. Denn auch an seltsamen, beweglichen Lichtern fehlte es nicht. Sie hüpften längs der Ränder der Sumpfgräben dahin und verschwanden zwischen den ringenden Gestalten. Als ihm einer dieser Riesen auf dem Wege vorüberkam, fragte er ihn angstvoll, „ob der Sieg den guten oder den schlimmen Gewalten verbleiben würde." Dieser lachte und sagte: „Hast Du heute den Kukuk aus dem schwarzen oder aus dem grünen Walde rufen gehört?" Der Mann antwortete: „Aus dem grünen."

„Nun so werden die Guten siegen, wie immer," sagte der Riese und verschwamm mit dem andern Heere.

Der Wanderer schaute ihm nach und achtete des Weges nicht. Er mußte über den schmalen Pfad hinausgetreten sein, denn im nächsten Augenblicke fühlte er Wasser, welches ihm vom Halse zur Brust rieselte.

Jetzt war es mit einem Schlage wieder sonnenhell. Vor ihm aber stand der Professor mit einem Regenschirme und mehrere Damen, alle mit Regenschirm, und lachten, was sie nur vermochten. Der Wanderer sah, daß er in einem Platzregen zwischen den Eiben gelegen hatte. Er rieb sich die Augen aus und sagte: „Und wäre ich bis über das Haar von den Unholden, die ich gesehen habe, in den See getaucht worden, so möchte ich die Fahrt in das Land nicht missen, von welchem ich eben zurückkomme!"

„Berichten Sie's uns," erwiderte der Professor,

ihn unter den Schirm nehmend, „so lange das gemeine Tageslicht Ihre Erinnerungen noch nicht verscheucht hat.“

Der Mann ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern erzählte Alles von König Samo und den wendischen Ungethümen und von den Götteropfern in der Nacht.

Eine der Damen meinte lächelnd: „Mich wundert es, daß die geweihten Glocken nicht dieses Gesindel verscheucht haben. Es hat ja vor einer Viertelstunde Ave-Maria geläutet.“

Dabei warf er noch einen Blick auf die Eibenbäume. „Wissen Sie denn nicht,“ fuhr er fort, „was unsere Dichterin von diesen Hölzern weiß:

Man sagt, daß Schlaf, ein schlimmer,
Dir aus den Nadeln raucht.“

„Ach ja,“ entgegnete der Mann, noch immer halb abwesend.

„Ich kann Ihnen aber auch mit einem classischen Citate dienen,“ fuhr der Professor fort. „Et tua Cyrneas fugiant examina taxos!“ Mögen die Schwärme Deiner Bienen die korsischen Eiben fliehen! Es ist und bleibt ein unheimlicher Baum. Und was er nun gar in der Sonnenwende ausbrüten mag!“

Erst allmälig kam unser Wanderer wieder zu sich. Er sah auf dem jenseitigen Ufer eine Fahne und hörte das Läuten des Dampfschiffes.

Als er mit der Gesellschaft, welche ihn aufgefunden hatte, der Stadt entgegenfuhr, glänzte ein Regenbogen in der mit Wasserdünsten erfüllten abendlichen Gewitter-

luft über der Koralpe. Der Wanderer stand nachdenklich auf dem Vordertheile des Schiffes und schaute gegen den Himmel. Dann aber wendete er sich zum Professor und sagte: „Erinnern Sie sich auch noch an den Schluß jenes Gedichtes? Ich will Ihnen denselben wiederholen:

Ach, wacher war ich nimmer,
Als rings von Dir umhaucht!“

Blauer Himmel.

Während einer Wanderung auf dem Karste sah ich im Steingeklipp einen verwitterten Felsblock aufragen, welcher sich vor dem grauen Gestein durch eine Farbe auszeichnete, die sich zwischen der lichten Schiefers und dem Bergblau der Kupfersalze hielt. Wäre nicht das umliegende Gestein zur Vergleichung dagewesen, wäre er zwischen weißen Kieseln oder auf einer grünen Wiese gelegen, so würde ihn Jeder für einen blauen Stein erklärt haben. Doch war es ein vom Wetter ausgefranster Block Kreidekalk, nicht vornehmer, nicht geringer wie alle die Steinrippen, die aus der weiten Schuttebene hervorragten.

Es mußte aber doch etwas Besonderes an dem Felsstücke sein. Denn kaum war ich, nachdem ich dasselbe einiger flüchtigen Blicke gewürdigt hatte, an demselben vorübergegangen, als ein Hirt, dem meine Aufmerksamkeit aufgefallen sein mochte, indem er mit seinen Bundschuhen ein niedriges Gestrüpp von sogenanntem

Christdorn zertrat, seinen kläffenden Wolfshund beschwichtigte und auf mich zukam.

„Herr, es ist der Stein der Wila!“ sagte er, indem er auf den Block hinwies.

Ich wußte nicht, was er damit sagen wollte.

Er zögerte aber nicht mit der Aufklärung, indem er auf ein Loch hindeutete, welches oben, wo der Block dünn war, ihn vollständig durchbrach, so daß man hindurchschauen konnte.

Die Oeffnung war gekrümmt wie ein gebogener Finger. Diese Gestalt der Durchhöhlung deutete darauf hin, daß sie durch einen Vorgang entstanden sein mußte, welcher nicht gerade zu den seltenen gehört.

Wie man in einem Augenblicke des Traumes eine lange Reihe von Ereignissen zusammenfaßt, so stand vor mir, was da vor undenklichen Zeiten geschehen war. In den Kalkschlamm des Kreidemeeres hatte sich eine jener zweischaligen Klappenmuscheln, jener Hippuriten oder Radioliten, welche man ihrer Gestalt wegen Kuhhörner nennt, versenkt. Sie blieb darin stecken. Das Meer trat zurück, die Schlammbank erstarrte zu Fels und Gebirg. Dann nagten die Wetter der Jahrtausende daran, die ehemalige Schlammbank widerstand, aber das Kuhhorn, das nicht aus Stein gemacht war, witterte allgemach heraus.

Und siehe da — ich schaute durch das nach oben gekrümmte Loch und erkannte an seinen Wänden deutliche Spuren des verschwundenen Schalthieres.

„Hier hat die Wila ihren Finger hindurchgesteckt,“ sagte der Hirt. „Bei Tage ist es wohl zu wagen, sich

da aufzuhalten. Wenn es aber dunkel wird, möchte ich nicht in die Nähe kommen."

Mich wunderte es, daß einem so einfachen Menschen die absonderliche Gestalt dieses Bohrloches im Felsen aufgefallen war. Giebt es doch zahllose ähnliche Einhöhlungen. Die Natur hat Zeit genug, sie hervorzubringen. Es darf nur irgendwo in einer kleinen Vertiefung ein Wassertropfen, der sich dort halten kann, gefrieren. Durch diese Ausdehnung bringt er eine winzige Veränderung in seiner Umgebung hervor. Wenn das unzählige Male geschieht, so wird der Fels durchbohrt. Und so geht es fort und fort, aus einem Felsstücke werden zwei, dann mehrere, bis endlich der Fels in Gestalt von unzählbaren Bruchstücken als Schutt auf dem Boden herumliegt.

Aus den Worten, die ich nachträglich mit dem Hirten wechselte, erfuhr ich indessen, daß die Wila nur deßhalb hier im Spiele war, weil der Stein eine blaue Farbe hatte.

Nachdem ich mich vom Hirten verabschiedet hatte, wendete ich mich ein paar Mal nach dem blauen Steine um. Wie kam es, daß sich die Wila gerade diesen Felsen herausgesucht hatte, ihre Zauberkraft zu zeigen? Gab es doch noch andere seltene Stücke. Auf diesem Boden, aus welchem blühweißer Marmor gebrochen wird, ragt da und dort von diesem anstehenden Gestein eine schneefarbige Wand empor. Viele Felsen sind von dem damit vermischten Eisen purpurroth gefärbt. Andere erscheinen, von blaßrothen Warzenflechten überdeckt,

von fern gesehen wie ein Haufen zusammengewehter Nelkenblätter. Aber der blaue Stein schlug sie alle.

Ich dachte mir, in der Einbildungskraft des Volkes müsse es mit dieser Farbe seine eigene Bewandtniß haben. Hat sich nicht auch unser eigenes Volk unter allen Blumen die blaue ausgesucht, mittels welcher der Eingang zu verborgenen Schätzen gefunden wird? Und die blauen Blumen sind doch nicht so selten, daß sie ihrer Außerordentlichkeit wegen zu solch wunderbaren Dingen berufen erscheinen können.

Wer denkt sich alle die Räthsel aus, welche das Band verhüllen, das zwischen unseren Sinnen und den Gegenständen besteht?

Jedenfalls eines der verworrensten Räthsel, vor welches unsere Neigung, auf den Grund der Dinge zu sehen, sich gestellt findet. Die himmelblaue Blume des stacheligen Gewächses dort, das sich zwischen dem zertrümmerten Gesteine erhebt, würde mich farbenblind machen und mir alsbald grün erscheinen, wenn ich eine Mengung von Natron mit Wurmsamenbitter zu mir genommen hätte. Die blaue Blume wäre grün, das lasurne Meer, von welchem noch ein Streifen da heraufleuchtet, sähe wie eine Graswiese aus und das Himmelsgewölbe wie eine Glocke von Flaschenglas.

Die wunderliche Blume, deren Farbe sich zwischen dem Blau des südlichen Himmels und dem des Amethystes hält, heißt die „Mannstreue". Wie die Menschen nur auch aus dieser das Uebersinnliche herausgefühlt haben! Die Treue ist doch etwas, das nicht überwunden werden kann. Mag Regengewölk den Himmel ver-

decken, es kommt doch immer wieder sein Blau hervor. Und mit ihm das Lasur des Meeres, seine Spiegelung. Wenn das Wasser aus der weiten blauen Fläche als Dunst emporgehoben und bis auf die Höhe der Berge hinaufgeweht worden ist, fällt es in der Gestalt von Schneeflocken auf die Felseinöden nieder. Aber der Schnee bleibt nicht. Er verwandelt sich in Gletschereis, und dort, wo dieses dem Auge Einblick in seine Geheimnisse gestattet, blinkt uns das Himmelsblau aus den heimatlichen Tiefen des Weltmeeres entgegen. Blau ist die Treue, das Beständige. Es spricht zu uns im Namen der Blume: Vergiß mein nicht, wie ich deiner nicht vergesse!

Daß der Finger der Wila gerade den blauen Stein berührt hat, erschien mir aus der nämlichen Empfindungsweise hervorgegangen, durch welche angeregt die Slaven die Philosophie die „Kunde vom Blauen" nennen oder wodurch es angeordnet worden ist, daß die Lehrer der Weltweisheit an deutschen Hochschulen blaue Talare tragen. Der Gedanke hat sich von der irdischen Beschränktheit der Dinge abgewendet — er neigt sich den Dingen zu, welche nicht von gestern und heute sind.

Wenn das Blau vollständig rein wäre, so müßte es für den irdischen Sinn ein Nichts, die Unendlichkeit, sein.

Während ich meinen Weg fortsetzte, hörte ich aus der Tiefe von der unsichtbaren, am Meere gelegenen Stadt her feierliches Glockengeläute. Diese Töne verstärkten die Schwingung, welche in mir durch das Nach-

sinnen über das Geheimniß der Farbe, aus welcher uns der Himmelsschein anblickt, erregt worden war.

Ich vermuthe, daß es unter solchen Umgebungen vielen Menschen gleich mir ergeht. Manche behaupten freilich, ein trüber Himmel, eine nebelverhüllte Fläche brächten in ihnen jenes seltsame, aus Lust und Unlust gemengte Gefühl hervor, in welchem alle Gedanken sich zu einem einzigen Verlangen vereinigen, welches Verlangen sich jedoch auf einen unsagbaren Gegenstand, auf irgend etwas erstreckt, was von dem sinnenden Menschen nicht angedeutet oder bezeichnet werden kann. Andere dagegen ergreift die nämliche Empfindung mitten im strahlenden südlichen Mittag, der doch seinen Glanz über die fernsten Gegenstände ausgießt, so daß sie in gesteigerter Körperlichkeit vor dem Wanderer stehen. Da sind die Felsblöcke, deren schwarzer Schatten sich so grell auszackt, da ist das Meer, vor dessen entlegenstem Gesichtskreise die scharfen Umrisse der weißen Segel vorüberziehen, da sind die dunklen Sonnenzeiger der Cypressen, welche lothrecht gegen den Himmel empordeuten. Und mitten in dieser Deutlichkeit, in welcher die Gegenstände der Erde greifbarer, farbiger und verständlicher als jemals vor uns hingerückt sind, überkommt es uns wie eine Ahnung, daß wir in diesem Bildwerke vorüberziehende Gäste sind, gleich den Beschauern eines Rundgemäldes auf einem Jahrmarkte. Dann fehlt bloß noch der Glockenhall, um in uns das volle Bewußtsein von der tiefen Innerlichkeit dieses Gefühles, welches uns über die körperliche Erscheinung hinweghebt, anzufachen. Das Nichts, das Elend des Lebens, sein trau-

riger Inhalt enthüllt sich im hellsten Glanze der Körperwelt.

So war es der blaue Farbenschein, welcher das geisterhafte Weib, die Wila, verlockte, eine Spur ihres flüchtigen Hindurchschwebens durch diese Landschaft zurückzulassen

Die Schwestern der Wila, die Geister des Wassers und die kunstfertigen Dunkelelben der Berge haben es gleichfalls nicht unterlassen, blaues Licht in ihren, den Augen der Menschen entrückten Wohnungen aufzusammeln.

Wo sich die Nixen am liebsten tummeln, in dem noch zitternd aufwallenden Becken, in welchem die Flut sich wieder zu beruhigen trachtet, nachdem sie von einer hohen Felswand herabgestürzt ist, drängt sich aus dem Grunde zwischen den Schaumgarben das Blau hervor, gleich einem Durchblink des Himmels zwischen Nebelballen. Solche Strahlung, welche die Ruhe nach dem wirren Treiben andeutet, erblickten die späten Menschen, als sie in die Wildnisse der Waldberge vordrangen, an ungezählten Stellen, wo sich eine von dem Zuge nach der Tiefe, von rauhen Hindernissen zerpeitschte Flut zu sänftigen anfängt.

Auch die Dunkelelben in den Finsternissen ihres Bergesinnern haben des himmlischen Wiederscheines nicht vergessen.

Als sie ihre Krystalle schmiedeten, legten sie in Türkis und Beryll, in Spinell und Saphir blaue Lichtstränge ein. Und die meisten der Blitze, die aus dem edlen

Demant hervorzucken, erscheinen uns mit bläulichem Schimmer gesättigt.

In farbiger Abschrift haben diese schaffenden Geister wiedergegeben, was in ihnen, wie in der Wila, vorhanden war von der Erinnerung an das wundersame Sinnbild des Unendlichen, an den Glanz des Himmels und des schrankenlosen Meeres.

Mariä Himmelfahrt.

Wer heute irgendwo in unseren Bergländern sich einem Dorfe nähert, sieht Kränze und Sträuße von Menschen getragen. Große Mengen duftiger Pflanzen werden aus den Kirchen herausgeschleppt und nach Hause gebracht. Man hat sie, von Lichterglanz und festlichem Gesang umgeben, dort weihen lassen. In der Stube bleiben die Blumen zwölf Monate hindurch bis zum gleichen Tage des nächsten Jahres hängen. Sie sind dem Obdach und den Menschen ein Schutz. Zieht Gewittergewölk herauf, rollt der Donner, so wirft die Hausfrau eine Handvoll dieser Kräuter in die Herdflamme. Der Rauch, welcher von ihnen aufsteigt, verscheucht den Blitz. Es ist seltsam, zu sehen, wie ganze Garben von Blumenkelchen aus der Kirche über die schmalen Steige und an den Berghängen emporwandeln. Meist sind es die kräftig duftenden Dolden des beginnenden Spätsommers, und die grellen Sonnenstrahlen dieser Zeit erhöhen den Glanz ihrer Farben. Es ist, als ob die Seele des Sommers, der bald dahinscheiden wird,

noch vor seiner Entkräftung in ihre Lieblingshüllen eingeschlossen, für den ganzen langen Winter in der dunklen Behausung untergebracht werden sollte. Glanz, Licht und Duft werden heimgetragen.

Dieser Kräuterweihe kommt offenbar ein Ursprung zu, welcher weit über die Erscheinungszeit des christlichen Glaubens hinaufreicht. Es ist aber bezeichnend, daß man, ganz sicherlich unbewußt, die Seele der herrlichen Zeit, die man der Erde entnimmt, die man gebunden mit sich fortträgt, mit jenem Tage in Zusammenhang bringt, welchem das schönste Fest der heiligen Jungfrau zugedacht ist. Man nimmt die zauberkräftigen Blüthen dann von der Erde weg, wann die herrlichste Frauenblüthe, welche Dichtung und Glauben alle Zeiten ersonnen, sich von der Erde erhob.

Von allen Festen Maria's, welche Jungfrau unter uns Deutschen und bei unseren slavischen Brüdern das vielfache Erbe vergessener Huldinnen unseres altheidnischen Götterhauses angetreten hat, ist keines volksthümlicher geworden, als dieses. Die Slovenen nennen es ohneweiters „den Tag der großen Herrin", den „großen Marientag". Er gilt ja der Verklärung jener einzigen Gestalt, dem Urbild der Vollkommenheit, derjenigen, die Jungfrau und Weib ist und in diesen Eigenschaften vereinigt, was die Natur ewig getrennt hat. In diesem Monat, in welchem die lebenerzeugende Sommersonne das Sternbild der Jungfrau erreicht, gesellt sich noch die Blüthe zur Frucht. Die Lieblichkeit des Himmels, Hauch jungfräulicher Blumen sind verwebt mit der Wiedergabe neuer Pflanzentheile, die mit

ihrem Inhalte schon auf ein anderes Leben jenseits des Winters hinweisen.

Die Himmelfahrt Mariä ist keine Lehre der Kirche, sondern eine Ueberlieferung, eine Aeußerung dichterischen Volksbewußtseins, ein Gegenstand der Kunst. Was in der unbewußten Thätigkeit der Einbildungskraft vorgeht, indem sie eine verehrte Gestalt sich von der Erde lostrennen läßt, kann mit der Empfindung gedeutet werden, daß dieselbe nichts mehr mit diesem Schauplatz, voll von Schmutz und Leiden, zu thun hat. Die Vorstellung von der „Wegnehmung" ist eine allgemeine. Die Büßer Indiens, die Heroen Griechenlands stiegen bei lebendigem Leibe in den Himmel empor, nachdem sie sich alles dessen entledigt hatten, was an die überwundene gröbere Natur erinnert. Die Kunst aber hat im Vorgang der Himmelfahrt Mariens einen Vorwurf gefunden, aus dem sie mehrere der wunderbarsten Meisterwerke schuf. Die holdselige Gestalt, unter welcher die Erde verdunkelt zurückbleibt, die sich mit aufwärts gerichteten Augen dem Empyreum entgegenhebt, ist uns durch Murillo sinnlich entgegengebracht worden, und es ist der Triumph der Kunst, hier Tausenden von Menschen, denen es an Schwungkraft gebricht, für Augenblicke jenen Fittig geliehen zu haben, der in ein anderes Reich trägt. Es erfüllt sich an Solchen die Vorhersagung, welche im Evangelium des Johannes enthalten ist: „Wenn ich einmal werde über die Erde erhaben sein, werde ich Alles an mich ziehen."

Aber auch der für die Fassungskraft schlichter Leute genügenden Ueberlieferung an sich gebricht es nicht an

Reiz. Beim Hinscheiden Mariä, erzählt dieselbe, wehte der Geist Gottes, wie er es einst mit Philippus, dem Diakonos, gethan, nachdem dieser den Kämmerer der Königin von Meroë getauft hatte, die Apostel aus weiter Entfernung zusammen. Aus allen Theilen der Erde waren sie, Thomas den Zweifler ausgenommen, urplötzlich im Gemache der Sterbenden versammelt. Christus erschien mit den Chören der Engel. Den heiligen Leib begruben die Apostel im Haine Gethsemane. Drei Tage lang hörten sie über dem Grabe himmlische Töne. Und als sie, nach Ankunft des Thomas, um diesem den Leichnam zu zeigen, dasselbe öffneten, drang Blumenduft daraus hervor, der Leib aber war verschwunden. Die Väter zogen daraus den Schluß, daß der Heiland seine Mutter auch dem Leibe nach zu sich genommen habe.

So weit die Ueberlieferung. Es ist seltsam, wie die östlichen Ueberlieferungen ineinander verrinnen. Dutzende Male wird im Mahâbhârata von himmelfahrenden Göttern, Königen und Büßern erzählt. Statt der Engel-Chöre erscheinen Genien und Nymphen, die Ghandarvas und Apsaras. In den Lüften wird Cymbelschlag und himmlische Musik vernommen. Es fällt, Duft verbreitend, dichter Blumenregen. Um ein einziges Beispiel anzuführen, verweise ich auf die Himmelfahrt*) des büßenden Königs Nayâtis.

So sitzt Maria in der Glorie des Himmels. Vol-

---

*) „Yayâtipatanârôhanam," sanskrit und deutsch von Heinrich Noé. München, 1864.

taireanisch angehauchte Schriftsteller glaubten, ein gelungenes Epigramm abzuschleudern, indem sie sagten, dieser Himmel sei seither eine Weiberherrschaft geworden. Als Wahrheit kann gelten, daß allerdings in der späteren Kirchlichkeit mitunter mehr von der Königin des Himmels geredet wird, als von Gott und der heiligen Dreifaltigkeit. Wenn das geschieht, so enthüllt sich ein bilderdienerischer, idolatrischer Zug, welcher die weitere Entwicklungsgeschichte sämmtlicher Religionen kennzeichnet. Ist man ja doch auch mit Fahnen, auf denen das Bildniß der heiligen Jungfrau zu sehen war, in Vertilgungskriege gegen Mauren, Juden und Ketzer gezogen. Hat man ja doch die mächtige Fürsprecherin zu einem Marterwerkzeuge erniedrigt, das in Inquisitions-Kerkern als Eiserne Jungfrau todbringend umarmte. Das ist eine Andeutung von kachektischem Habitus, wie er auch bei anderen dogmatischen Systemen vielfach beobachtet wird. Indessen kann derlei bei unserer Betrachtung, die sich auf das Sinnbildliche und Aesthetische der Marien-Erscheinung beschränkt, gar nicht in Betracht kommen.

Die heilige Jungfrau in ihrem Erdenwandel steht unserer Gefühlssphäre näher denn als Königin des Himmels. Die holdselige Magd des Herrn, welcher zu Nazareth der Engel begegnet — welche sich zu Bethlehem über die arme Krippe beugt — welche im Palmenschatten Egyptens rastet — welche ihr Kind angstbeklommen im Tempel findet — welche todbetrübt als „schmerzhafte Mutter" am Kreuze steht, läßt uns leicht die strahlende Herrscherin jenseits der Wolken vergessen. Vom Schiffer, der zum Strandheiligthum Mariens, der Stella Maris,

hinaufschaut, bis zum alten Goethe, der die Mater Gloriosa zu Faust sagen läßt: „Komm, hebe dich zu höheren Sphären!“ — vom einfachen Bildstöckel neben dem Bergpfad bis zur Sixtinischen Madonna ist diese verklärte Gestalt bis tief in das Vorstellungsvermögen der Menschen eingedrungen. Sogar, indem man geflissentlich Zerrbilder verbreitete, wie das durch jesuitischen Einfluß seit zehn Jahren von Rom aus empfohlene, nach „einem Gemälde des heiligen Lucas angefertigte“ Idol von „Unserer lieben Frau zur immerwährenden Hilfe“, das heutzutage in jeder Bauernhütte zu sehen ist, mit dem mageren, gespenstig starren Gesichte, konnte man den Zauber der ins häusliche Alltagsleben hineinragenden Marienverehrung nicht brechen. Es scheint vielmehr, als ob mit Bezug auf Volksgunst in der Aesthetik dasselbe Gesetz herrsche, wie in der Metaphysik, und als ob sich das Credo quia absurdum (ich glaube an das Abgeschmackte, weil es abgeschmackt) ohneweiters auch auf den Anklang übertragen ließe, den gewisse Erzeugnisse des christlichen Kunstgewerbes zu unserer Verwunderung finden.

Die Königin ist im Himmel und thront in der Glorie. Wie man sich nicht bei anmuthsvollen Bildern beruhigte, sondern im Vertrauen auf den oben angeführten Satz der Menschheit eine mißbildende Metamorphose vornimmt, so geschah es auch in jüngster Zeit, daß man die Königin jäh herabsteigen und sie auf einer Gänseweide, in einer Höhle lustwandeln, in das Astwerk eines Baumes sich einnisten ließ. Nicht bloß räumlich, insofern man die herrliche Gestalt vom Himmel auf die

Erde rückte, erscheint solche Legende als eine Herabsetzung, sondern auch ideell. Niemals würde das Christenthum in jugendlicher Kraft derlei ersonnen haben. Vergleichen wir die Ueberlieferung von der Himmelfahrt Mariä, die, von Engeln abgeholt, in großem Glanze zu den ewigen Stätten emporschwebt, während die versammelte Gemeinde sehnsüchtig zurückbleibt, und die von irgend einer Blendung vor Hirtenmädchen oder kleinen Knaben, so haben wir die jugendstarke und die alternde Triebkraft einer Religion vor unseren Augen.

Zu Rom erhebt sich auf den Trümmern des von Pompejus erbauten Minerva-Tempels der gothische Dom von Santa Maria sopra Minerva — „sopra“ Minerva. Ein stolzes Wort des Sieges. Der herrliche Monat der Blüthen, der Mai, welcher einst der Venus heilig war und während dessen die heiligen Gebräuche der Bona Dea begangen wurden, ist jetzt der Monat Mariens. Im höchsten Bergdorfe wie in der Stadt mit hundert Kirchen werden Kränze gewunden, um den frühlingsduftigen Altar der Himmelskönigin zu schmücken. Mit ihrem Blumenhauch, ihrem Kerzenschein in lauer Luft, ihrem Orgelklang am dämmerigen Abend, an dessen Gesichtskreis die westliche Röthe aufflammt, ist, insbesondere bei Frauen, kein Kirchgang beliebter als die Maien-Andacht.

Hulda und Freya sind besiegt worden wie Minerva. Der Marienkäfer, das Frauenhaar (Flachs), der Frauenschuh (die schöne Blüthe des Cypripedium), die Marienfäden (fliegender Sommer), Frauenrosen, Marienmantel

(Alchemilla) und zahllose andere Wesen sind aus entthronten Händen in die Obhut der lieblichen Frau übergegangen. Wir können keinen Gang durch sommerliches Feld unternehmen, ohne auf Besitzthümer der Herrin zu blicken, denen es mitunter nicht an sinnbildlichem Zusammenhange und an anschaulicher Hinweisung auf die Verehrung der Göttlichen gebricht.

Insbesondere sind es Blumen, und vornehmlich weiße, welche mit der jungfräulichen Königin in Zusammenhang gebracht werden. Es entsteht hier der Gedanke, daß nicht die Dinge, welche geopfert werden, der zu feiernden Aeußerung göttlichen oder göttergleichen Waltens angepaßt sind, sondern daß umgekehrt die Wunder, welche der spendendarbringende Mensch verherrlichen will, dem Wesen eben dieser Spenden vorher entsprechend zusammengestellt wurden. Dieses gilt von dem Feste Mariä Schnee, welches zehn Tage vor Mariä Himmelfahrt gefeiert wird. An diesem Tage läßt man von der Wölbung von Santa Maria Maggiore auf dem Esquilin die Blätter von Jasmin und weißen Rosen herabregnen, zum Andenken an den Schneefall, durch welchen wunderbarerweise mitten im Hochsommer die Kuppe dieses Hügels als die Stätte eines zukünftigen Heiligthums bezeichnet wurde. Ist das Wunder die Mutter des Blumenregens oder dessen Tochter?

An der Gestaltung Mariens bewährt es sich wieder, was Philostratus über die griechischen Bilder urtheilt. Diese sind, wie er sagt, nicht in den Himmel gestiegen, um sich die Urbilder der Werke anzuschauen, welche ihnen vorschwebten, sondern ihre Einbildungskraft war

es, welche sie schuf. Die Madonnen in ihrer Glorie sind vor Allem das Werk romanischer Völker, jener Völker, bei denen der Enthusiasmus für das Weib und der phantastische Hang mächtig sind. Notre Dame de la Garde schaut in Riesengröße auf das Meer hinaus, während auf deutschem Boden Arnim das Schwert drohend emporhält. Notre Dame de la Garde ziemt dem Volke, dessen Heerschaaren sich einst von einem Mädchen leiten ließen — Rafael und Murillo haben die wunderbarsten Madonnen geschaffen, während die sächsischen Doctoren der Reformation trotzig sagten: „Wir wollen keine Weiberfeste".

Die romanischen Völker haben mehr weibliche Empfindung. Darum versetzte ihre Kunst die gnadenreiche, milde Frau jenseits der Wolken so gerne auf ihre Altäre herab, und darum darf der trockene, verstandestüchtige, hausbackene Sinn des nordischen Germanen es nicht ausschließlich für Priestertrug und blinden Aberglauben halten, wenn der Volksmund der Romanen jenseits des Wasgau in schwerer Landesbedrängniß sich flehend öffnete, um das unzerstörbare Idol um Schutz und Hilfe anzurufen.

Sommerhauch.

In den jüngsten Tagen drangen Erinnerungen aus längst vergangener Zeit durch zwei Pforten auf mich ein. Ich ging durch den seltsamen Meerespark von Duino und bemerkte einen weißen Hügel, einen hohen, noch blätterlosen Magnolienbaum, der über und über mit den lilienfarbigen, mächtigen Trichterblüthen bedeckt war. Alsdann schritt ich am geöffneten Glashause vorüber und athmete den Duft der Orangen.

In der kurzen Zeit, die zwischen dem einen und andern Sinneseindruck verfloß, entstanden, wie durch eine Drehung der Kaleidoskop-Röhre, zwei Bilder, die dem Gedächtniß seit Jahrzehnten entschwunden waren. Im ersten sah ich mich selbst, ein Buch in der Hand, mitten im schattigen Park, durch den aus der Tiefe das Meer heraufglitzerte.

Das Buch war der „Sommernachtstraum", aus dem ich Englisch lernte, und der Strauch mit betäubendem Hauch vor mir die carolinische Kelchblume, Calycanthus floridus. Halb Erdbeer, halb Vanille, so athmet auch die Magnolia.

Und dann, das andere Bild. Ich sah einen rußigen Eisenbahnzug durch die Huerta von Valencia fahren. Allenthalben waren die Orangenbäume mit den weißen Sternen bedeckt, trübe Wasser plätscherten in den Kanälen, und mitten in den Qualm des Zuges zog sich der mächtigere und überwältigende Duft dieser Bäume herein. Und ich erbebte in dem kohlenbestaubten Wagen vor Aufregung und gedachte der Verse:

Mächtig ist der Orient
Uebers Mittelmeer gedrungen,
Nur wer Hafis liebt und kennt,
Weiß, was Calderon gesungen.

Mit jenem Athemzug aus der Landschaft hatte sich jäh die arabische Seele von Südspanien enthüllt.

Welches die physiologischen Vorgänge sind, durch welche mittelst der unsichtbaren Ausflüsse aus Körpern frühere Vorstellungen zurückgerufen, das Gehirn in solche Schwingungen versetzt wird, daß dieses oder jenes Bild urplötzlich aus einem scheinbaren Nichts hervortritt, die vergessensten Vorrathskammern von verdunkelten Erinnerungen sich öffnen, wird vermuthlich immer ein Geheimniß bleiben. Gerade wegen dieser Unbegreiflichkeit der Einwirkung scheint es mir geboten, dem Geruchssinne als einem Wecker des Gedächtnisses und der Einbildungskraft höhere geistige Bedeutung zuzuerkennen, als dies meist geschieht.

Es ist freilich wahr, daß die Ertödtung des Nervus olfactorius dem geistigen Leben des Menschen weniger schadet, als die Vernichtung des Gesichts- oder Gehörsinnes. Vielleicht schadet dieselbe gar nichts, ja Jeder

von uns kennt Leute, die mitunter sich darüber beklagen, daß sie mit einem solchen Nerv ausgestattet sind.

Bekanntlich hat ein Gelehrter in jüngster Zeit die Riechstoffe als Ausflüsse des seelischen Wesens der Dinge erklärt. Man hat ihn dafür zumeist mit Hohn überschüttet, ich habe aber gleichwohl Viele kennen gelernt, welche sich unverhohlen zu seiner Meinung bekannten. Den Hauptanstoß wird wohl die Anwendung des Wortes „Seele" geboten haben. Mit dieser Bezeichnung des mit den Körpern verbundenen, zu ihren Lebensäußerungen anregenden, unsichtbaren Wesens wissen die Wenigsten etwas anzufangen. Jäger hatte das Mißgeschick, mit seinem Werk im Zeitalter des Atomismus hervorzutreten.

Entfernt man sich jedoch von diesem atomistischen Standpunkte, so gewinnt man sofort der Frage von der Bedeutung der Riechstoffe neue Seiten ab. Man gewahrt alsdann, daß, je stärker die Aeußerungen des „Willens" — im Schopenhauer'schen Sinne — sich zeigen, desto reichlicher und für unsere Empfindungsweise unangenehmer sich jene uns als Riechstoffe bemerkbar werdenden Ausflüsse sich gestalten.

In den Pflanzen, stillen, bewegungslosen Geschöpfen, äußert sich der „Wille" nicht gleich unverkennbar und heftig, wie in der Thierwelt. Die viel lauteren, greifbareren, eindringlicheren Lebensäußerungen der Thierwelt, die man im Schreien, Fliegen, Kriechen, Kriegführen wahrnimmt, erscheinen hier, insoweit die Kundmachung des Lebens den Sinnen anderer Wesen gegenüber in Betracht kommt, vornehmlich als Hauchen und Duften.

Der „Wille“ ist im einzelnen Pflanzen-Individuum weniger energisch, als in der Thierwelt. Die Pflanzen sind (im metaphysischen Sinne) „unschuldiger“, seelenhafter, darum ist das, was sie in die Lüfte von sich geben, unseren unbewußt urtheilenden Sinnen angenehmer, als die ähnlichen Ausflüsse der Thierwelt.

Unangenehm wirken von sämmtlichen Riechstoffen der Pflanzenwelt fast nur diejenigen auf uns ein, deren Leben aus Fäulniß sich emporhebt, wie das vieler Pilze. Und unter den letzteren verbreiten den meisten üblen Geruch diejenigen, welche, wie Phallus Impudicus, der einen heillosen Fötor von sich giebt, auch in anderer Weise an Thierabsonderungen erinnern.

Wenn Pflanzen, wie das einige wenige thun, Gestank verbreiten, so gerathen selbst Thiere auf den Einfall, daß sie es hier mit thierischen Stoffen, mit Fleisch, zu thun hätten. Die schon in ihrem äußeren Anblick verdächtigen blattlosen Stengel der Stapelien, welche dunkle Blumen haben, locken die Aasfliegen an. Schmeißfliegen setzen sich auf die einen Leichengeruch verbreitenden Blüthen des Schlangen-Arums.

Daß auch in den Pflanzen der Geruch „seelische“ Bedeutung hat, wird dadurch klar, daß, während blumenlose Gewächse, Kryptogamen, selten einen solchen von sich geben, derselbe fast überall, vornehmlich in der Blüthe, sich äußert. Die Blüthe aber ist die höchste seelische Aeußerung der Pflanzenwelt, die Blüthenzeit stellt ihr Geschlechtsleben, ihre Liebes-Periode dar.

Diese Wahrnehmung, die so sehr in das Bewußtsein der Menschen übergegangen, daß alle Sprachen den

Begriff des geöffneten Blüthenkelches hernehmen, um die Erschließung des Besten und Innerlichsten, die Offenbarung der zugleich verborgensten und bedeutsamsten Kräfte sinnbildlich zu bezeichnen. In seiner Blume tritt uns der Wein mit seiner Macht nahe, unter der Blüthe des Volkes versteht man die Kräftigsten und Edelsten, ja die „Blaue Blume" (übrigens ein übel gewähltes Symbol, weil blauen Blumen meist ein Wesenhaftes, der Geruch, fehlt) erschien in der Phantastik unserer Romantiker als der zum Körper gewordene Inbegriff alles ihres Wollens und Fühlens. Die Zeit des Blühens fällt in verständnißinniger Unbewußtheit mit den herrlichsten Tagen des Jahres zusammen. Sie hilft dieselben verschönen, ja einen Frühling ohne den Hauch der Pflanzenwelt können wir uns nicht denken.

Die heutige Teleologie glaubt nun allerdings zu wissen, daß Farben sowohl als Geruch der Blüthen nur dem Fortpflanzungstriebe dienen. Von diesen werden Insecten angelockt, welche die Verbreitung des Blüthenstaubes vermitteln. Wenn dem auch so ist, so wird an unserer Anschauung nichts geändert. Es ist das eben nur wieder ein Zug aus dem Doppelgesichte der Welt. Das Gleiche läßt sich von der menschlichen Geschlechtsliebe behaupten. Auch sie ist ja ein „Drang der Ungeborenen, an die Oberfläche der Erscheinung zu gelangen". Gleichwohl ist dieser physiologische Drang von der Verklärung der Künste aller Zeiten umflossen. Musik, Malerei, Dichtung haben die Geschlechtsliebe verherrlicht. Die Blume ist Malerei und Dichtung des pflanzlichen Geschlechtslebens. Ihr Hauch ist angenehmer, als der-

jenige, der mit dem Geschlechtsleben entwickelterer Wesen zusammenhängt. Denn bei den entsprechenden Vorgängen in der Thierwelt handelt es sich um rücksichtslosere „Bejahung des Willens", um wildere, gewaltsamere, von Schmerz-Erfolgen begleitete Thätigkeit.

Man hat gesagt, der Geruchssinn als ein solcher, der sich nur mit der Materie beschäftigt, müsse als ein untergeordneter Sinn betrachtet werden. Wir wollen uns nicht den Kopf darüber zerbrechen, ob andere Sinne sich mit Unmateriellem beschäftigen oder nicht. So viel aber dünkt mir gewiß, daß vermittelst des Geruches uns, wenn wir auch durch Gesicht und Tastsinn keine weitere Kunde von den Umrissen, der Gestaltung, der Körperlichkeit so mancher Wesen haben, Mittheilung über deren innerste Substanz und Bedeutung bis weit über ihre Peripherie hinaus vermittelt wird. Der Geruch ist das sublimirte Ding an sich, gleich der Blume des Weines deutet er an, was wir von dem Körper, von welchem er ausgeht, zu erwarten haben.

Blinden von der Farbe erzählen, ist ein unnützes Beginnen. Jäger ist von Vielen deßhalb ausgelacht worden, weil sie ihn nicht verstanden haben. Und sie konnten ihn nicht verstehen, weil die Nervenfasern und Schleimhäute ihres Riechorganes beschädigt, und zwar durch das civilisirte Leben beschädigt sind. Ein Zeitalter, in welchem unter hundert Gebildeten vielleicht Einer von der Bedeutung der frischen Luft in seinen Wohn- und Arbeitsräumen etwas weiß — in welchen Viele sich mit Rauchwolken umgeben und stundenlang narkotische Alcaloide einathmen, oder sich Schnupftabak in die Nase

ſtecken — wo Tauſende die Luft zu reinigen oder üble Ausdünſtungen zu beſeitigen glauben, indem ſie irgend welche flüchtige Oele denſelben beimiſchen; unter ſolcher Mißhandlung eines Sinnes iſt es augenſcheinlich, daß derſelbe gerade ſo verblödet, wie das Organ des Sehens, und daß, wie Viele Brillen tragen, um fernere oder nähere Gegenſtände zu erblicken, ſo auch eigentlich vorerſt Vielen die Fähigkeit des Riechens wieder gegeben werden müßte, indem man dieſem geſchwächten Sinne durch Werkzeuge in ähnlicher Weiſe zu Hilfe käme, wie es für das Auge, ja auch für das Ohr möglich gemacht worden iſt.

Es iſt bekannt, daß viele Thiere in verſchiedenen Seelenzuſtänden ihre Farbe verändern. Daſſelbe gilt auch von dem Geruche, und wir dürfen in Anbetracht des wenig anmuthenden Gegenſtandes darüber hinweggehen. Daß vom ungelehrten Bewußtſein der Völker Ausdünſtungen von Dingen mit deren ſeeliſcher Weſenheit in Zuſammenhang gebracht werden, beweiſen eine Menge von Ueberlieferungen. Jehovah fand Wohlgeruch im Brandopfer des frommen Abel, während ihm das des ſchlimmen Kain nicht gefiel. An vielen Stellen der heiligen Bücher wird der gute oder böſe Geruch mit dem entſprechenden ſittlichen Inhalt der Menſchenkinder in Zuſammenhang gebracht. Die Zuſammengehörigkeit und Zuſammenſtimmung der Erſcheinungswelt offenbarte ſich im Empfinden der Völker, denen freiere Fühlung mit der Natur erhalten geblieben war. Ohne die Einbildungskraft im geringſten anzuſtrengen, empfinden ſelbſt wir noch im Hauch gewiſſer Umgebungen

nicht Dinge, sondern Zustände. Jedem drängt sich eine Ahnung von Freiheit auf, wenn er in Berührung mit der Luft gebracht wird, die über die Gipfel eines Hochgebirges oder über die Wogen des Weltmeeres hin weht. Der Heber (musculus levator) des Nasenflügels bewegt sich, um diesem Hauch mehr empfindende Fläche darzubieten.

Eine Anzahl von verschnupften Gelehrten hat auch die These aufgestellt, daß man sich Gerüche, nicht wie Melodien, die Farben eines Gemäldes oder die Ideen eines Dichters durch Vorstellung und Gedächtnißthätigkeit zurückrufen könne, und haben daraus wieder Schlüsse auf die untergeordnete Würdigkeit des betreffenden Sinnes gezogen. Nach meiner eigenen Erfahrung ist der Vordersatz dieses Schlusses unrichtig. Viele Menschen sind im Stande, sich augenblicklich jeden beliebigen Riechstoff in die Erinnerung zurückzuführen. Damit wäre denn auch die Folgerung hinfällig.

Dagegen lassen sich zahllose Beispiele beibringen, daß einem bedeutend entwickelten Empfindungsvermögen die seelische Bedeutung des Geruches als afflatio, als Anhauch aus ihrer Essenz, nicht verborgen geblieben ist. Heinrich Heine greift, um die wunderbare Verschmelzung von Cynismus und edelster Feinfühligkeit, welche diesen Dichter zu einer einzigen Erscheinung gestaltet, begreiflich zu machen, zu Riechstoffen, indem er von sich selbst sagt, er sei aus Sauerkraut und Ambrosia zusammengesetzt.

Die Ueberreizung, welche gewisse Erscheinungsformen im Geschmack der Civilisation bedingt, können wir nicht

besser als durch das Wort haut-goût bezeichnen. Man denkt dabei an Schnepfeneingeweide, an Patchouli, an halbverfaultes Wildpret. Man spricht von der sittlichen „Fäulniß" der Weltstädte, bei welcher Bezeichnung offenbar der Geruchsinn zu Gevatter gestanden ist. Es gehört derlei zu jenen „verewigten Sinnendingen", als welche Aristoteles die Ideen bezeichnet. Hingegen finden wir für den Stumpfsinn so vieler unserer Landbewohner kein bedeutungsvolleres Merkzeichen als in der Erinnerung an die stockenden Dünste ihrer Stuben, in welchen sie sich (darin so vielen Gebildeten ähnlich) gegen „den Luft" vertheidigen.

Der Geruch der Ambrosia wurde den Griechen zum Merkmal der Anwesenheit der Götter. Der Gürtel der Aphrodite, die Sandalen der Pallas, die Locken der Hera duften nach Ambrosia. Was diesen Hauch ausströmt, altert und stirbt nicht. Mit den Blüthen des wohlriechendsten Baumes (Magnifera indica) schmückt der Liebesgott der Hindus seine Pfeile.

Das deutsche Wort Riechen, Geruch, hängt ebenso wie das Wort Rauch mit einer arischen Wurzel zusammen, welche eine aufsteigende Bewegung andeutet. Urwüchsige Betrachtungsweise dachte sich den Körper, von welchem der Duft ausgeht, gewissermaßen in Bewegung. Man mußte sich das so vorstellen wie einen Heereszug, bei welchem man zuerst auf einzelne Vorplänkler, dann auf zusammenhängendere Schaaren und schließlich auf die dichten Massen des Heeres selbst stößt. Und diese Anschauung von losgelösten Theilen, welche die Nähe des Körpers verkünden, befindet sich in Ueber-

einstimmung mit den Ueberzeugungen der Wissenschaft. Wir haben schon einen Theil eines Körpers in uns aufgenommen, indem wir ihn riechen.

Durch diese Communion kommen wir mit dem Wesen der Dinge in innigere Berührung, als durch den Gesichts- oder Gehörsinn, der nur durch Wellenbewegungen angeregt wird, die von den Körpern ausgehen, aber nicht durch die losgelösten Theile der Dinge selbst. In diesem Sachverhältniß mag die Ursache aufzufinden sein, welche es bewirkt, daß Riechstoffe auf die verwandten Fähigkeiten des Gedächtnisses und der Einbildungskraft so thatkräftig einwirken.

Die Indier nennen das farblose Licht das reinste. Wir dürfen eben so sagen, das beste Getränk ist reines Quellwasser, der beste Anhauch derjenige der frischen Luft. Luft, die über große Wasserflächen oder öde Felsen, welche beide nichts mit den Aushauchungen von beweglichen oder unbeweglichen lebendigen Wesen, von Thieren oder Pflanzen zu schaffen haben, hingeht, dünkt uns durch ihr elementares Anfühlen, wenn unser Sinn durch Künstelei nicht überreizt ist, der belebendste aller Parfums. Allerdings giebt es Leute, denen Steinkohlenduft, wie man ihn beispielsweise in London als allgegenwärtigen Anhauch der Civilisation allenthalben verspürt, oder der bituminöse Duft des Boulevard-Asphalts, oder der Hauch eines eleganten Theater-Publikums, jene aus Pomaden, Riechwassern, vordringlichen Essenzen, ausgeathmeter Kohlensäure und Verbrennungs-Producten des Leuchtgases zusammengesetzte Mephitis annehmlicher vorkommt, als der Hauch des Windes auf schranken-

losem Gewässer. Unsere Parfumeriekunst namentlich scheint, wie die höhere Kochkunst, dem einfachen Sinn gegenüber als die Kunst, den Rohstoff zu verderben. Ein Indianer würde sofort krank werden, wenn man ihn in einen unserer geselligen Räume brächte.

Sämmtliche Reisende ermüden nicht, die wunderbare Wirkung der Wüstenluft zu preisen. Worauf mag diese beruhen? Von ihrer Trockenheit abgesehen, offenbar auf dem nämlichen Eindruck, den uns Quellwasser macht — an der vollständigen Unvermengtheit derselben mit organischen Substanzen. Es ist Luft schlechthin, wie jenes Wasser, und nichts Anderes.

Die Art, in welcher man die athembare Luft unserer Kirchen durch den Kampf von Weihrauch-Harzen, Mastix und anderen Specereien zu verdicken gewohnt ist, hängt, vielleicht den Erfindern solchen Brauches unbewußt, mit jenem in Religionen und Sitten ausgesprochenen Ungenügen an dem, was in der Natur ist, zusammen. Vielleicht noch mehr als Glocken durch das Ohr und das dämmerige Farbengemengsel bemalter Fensterscheiben durch das Auge, wirkt der Weihrauch durch den Geruch auf die Stimmung der Menschen in den Kirchen ein. Er verkörpert gleichsam jene übersinnliche Atmosphäre von „Geheimnissen", durch welche der Sinn „gefangen gehalten" werden soll. Die mit Weihrauch gesättigte verhält sich zur frischen Luft wie die Dogmatik zur Vernunft. Der Weihrauch ist ein Weckmittel mystischer Vorstellungen.

Wenn die Pythia zu Delphi weissagen wollte, so ließ sie Räucherwerk anzünden und sog den mantischen

Dunst ein, der aus der Schlucht emporstieg. Alsbald gerieth sie in Verzückung und dann gab sie jene Sätze von sich, über deren Enträthselung sich die Weisen und Unweisen Griechenlands ihre Köpfe zerbrachen.

Die seelische Bedeutung der Riechstoffe als Enthüllung, als Apokalypse, aus dem Kern der Erscheinung heraus, wird uns in der That bei mancher Angabe unseres Rückschau haltenden Gedächtnisses deutlich. Wenn die Natur nach elektrischen Entladungen wie neugeboren und erfrischt dem Auge erschien, verkündet uns das Nämliche gleichzeitig im Ozon der Geruchssinn. Die schmachtende Schwüle heißer Sommernachmittage weht uns wohllüstigen Hauch entgegen. Zu Philomelens Gesang öffnet sich der Kelch der Nachtviole, der sich des Tages über geschlossen hält, und durchdringt die dunkle Luft mit seltsamem Wohlgeruche. Und überkommt uns eine schwanke Erinnerung aus ferner Jugendzeit, so ist es nicht selten ein Hauch wie vom Jasmin der Laube, in der wir mit der Freundin kosten, oder vom durchdufteten, knisternden Papiere, auf dem sie uns ihre Lust und ihre Schmerzen anvertraute.

Schwüle.

Ein Spaziergänger geht an einem Sommermorgen über einen Hügel, auf dem Alles blüht und duftet. Keine Wolke zieht über den tiefblauen Himmel. Die hellen Wogen des Stromes tragen Kähne, von welchen fröhlicher Gesang heraufschallt. Jeder Begegnende, des Tages froh, grüßt den Wanderer mit freundlichem Kopfnicken. Die Weißdrossel läßt ihr „süßes Latein" in die klare Luft hinaustönen. Vom Saume des Waldes hallt der Ruf des Kukuks. Am fernen Gesichtskreise deutet ein blinkendes Band von Schnee auf die Pracht des Hochgebirges hin. Es scheint nichts Uebles auf der Welt vorhanden zu sein. Plötzlich dringt dem Wanderer ein zischendes Geräusch in die Ohren. Vor ihm bäumt sich eine überraschte Kreuzotter auf, die er beinahe mit dem Fuße berührt hätte, und sucht alsbald einen Zufluchtsort in einer Ritze des bemooften Felsens. Ein wunderliches Gefühl bemächtigt sich des Menschen. Der jonische Sänger schon hat es geschildert:

„Wie wenn Einer die Natter erblickt in den Schluchten des Berges,
Und sich entsetzt abkehrt und in ängstlicher Eile zurückflieht —
Zittern befällt ihm die Glieder und Bläſſe umzieht ihm die Wangen."

So geht es dem Wanderer. Es durchschauert ihn einen Augenblick lang und es kommt ihm vor, als ob er urplötzlich in eine andere Welt versetzt worden wäre. Er befindet sich nicht mehr unter dem sonnigen Tage, wo Menschen und Vögel singen und Alles sich in den Strahlen freut, sondern in todbringender Finsterniß. Die Natur hat ein Auge aufgeschlagen — ein Auge jenes vom Schleier verborgenen Gesichtes, bei dessen Anblick der Jüngling von Sais vom Schrecken getödtet zu Boden stürzte. Sie hat das enthüllt, was der rohe, bedrängte Mensch im Urzustande, sowie der von den Mühsalen und Enttäuschungen des Daseins gequälte Mensch der überfeinerten Gesittung gleichmäßig für ihr wahres Wesen halten.

Unheimlich überrascht bei solchen Begegnungen die Art von Hinterhalt, aus welchem das Thier plötzlich zum Vorschein kommt; das Funkeln der unbeweglichen Augäpfel; der Gedanke an die furchtbaren Schmerzen, sogar an den jähen Tod, der von seinem Rachen ausgehen kann; das Herumschlüpfen in beschatteten Winkeln; der Ausdruck der Bosheit im Kopfe; die erdfarbigen Töne des gliederlosen Leibes — kurzum, mag man auch die Begegnung für harmlos und unbedeutend halten. Die Natur hat sich da in der That von einer Seite gezeigt, die von den vorhergegangenen Eindrücken sich ganz und gar entscheidet. Wir haben da noch einen verhältnißmäßig weniger unheimlichen Repräsentanten

niederer Bestialität uns herausgesucht. Ein ganz anderer Fall wäre schon, wenn uns auf einem schmalen Fußpfade durch ein Rohr-Dschungel eine grüne Lanzenschlange, eine Echidna, eine Puff-Otter sich entgegenschnellte. Der „Buschmeister" von Guiana, die Mokassin-Schlange vermöchten auch eine ganz andere Wirkung hervorzubringen.

Es giebt wenige Todesarten, die an Schrecklichkeit mit dem fauligen Zersetzungsfieber verglichen werden können, welches dem Opfer einer Schlange oft in wenigen Minuten ein Ende bereitet. Kein Wunder demnach, daß sicherlich Schlangen jahrtausendelang vorher angebetet wurden, bevor sich das menschliche Gehirn zur Vorstellung eines Gottes der Liebe und Erbarmung erhob. Die Furcht macht Götter und seien diese Götter auch Schlangen.

Es ist aber nicht nur die Furcht, von welcher diese Werthschätzung der Bestie ausgeht, die wir in den untersten Kulturstufen der Menschheit wahrnehmen. Es gehören, um eine solche Idolatrie (Bildnißanbetung) möglich zu machen, vielmehr noch mehrere .andere Eigenschaften des Thieres dazu. In sehr verjüngtem und verdünntem Maßstabe verhelfen auch jetzt noch, viele Jahrtausende später, so mancher Gestalt die nämlichen Eigenschaften zur unterwürfigen Verehrung der Menge.

Die Hornviper ist das Zeichen Fi der Hieroglyphen. Sie ist unter die bedeutungsvollsten Charakter aufgenommen worden. Schauen wir die von Menschenhand errichteten Denkmäler sogenannter hervorragender Per-

sönlichkeiten an, so sehen wir, daß unvergleichlich mehr solche Denkzeichen Jenen errichtet wurden, die Blut und Tod verbreitet haben, als wohlthätigen Erscheinungen. Der Menschheit zwingen Unheilstifter Achtung ab.

Dann kommt Heimtücke, Brutalität, rücksichtslose Grausamkeit — lauter Eigenschaften, die dem niedriger organisirten Menschen congenial sind. Wie kommt diese höllische Bestie, wie eine Brillenschlange, dazu, daß ihr der Glaube der Menschheit durch einen Halbgott selber, durch Buddha, mitleidsvoll Brillen aufsetzen läßt, damit sie leichter die Reiher erspähe, die ihr nachstellen? Einfach aus dem nämlichen Grunde, aus welchem so viele Menschenschlächter durch Götter zur Vernichtung ihrer Feinde geführt oder vor der eigenen Vernichtung, die für alle Uebrigen eine Wohlthat gewesen wäre, bewahrt wurden.

Was der Bestie auch zu Ehren verhilft, ist, daß sie sich vollständig temperamentslos verhält. Ihr lautloses, stumpfes Wesen trägt ihr eine Art von Bewunderung ein, wie sie von der Menge so oft finsteren Gestalten gezollt wird. Ihr Geschlechtsleben setzt sich nicht in Aufregung — sie durchlebt keine Romantik, wie die Nachtigall oder die Schwalbe. Kalt und nüchtern ist ihr Wesen. Ihrer Beute jagt sie selten nach und Nahrung nimmt sie nur im Nothbedarf und in langen Zwischenräumen zu sich. Es vergeht ihnen ihr Dasein nicht, wie anderen Geschöpfen, in ununterbrochener Thätigkeit für die Füllung des Magens. Sie führen die meiste Zeit hindurch eine Art von beschaulichem

Daſein. Wenn man eine Schlange betrachtet, wie ſie im Sonnenſchein ſtundenlang unbeweglich auf einer Felsplatte liegt und in die Welt hinausblinzelt, ſo muß man ſich ſagen, daß ein derartiges Verhalten unter den Wirbelthieren nicht leicht wieder vorkommt. Solche Nüchternheit iſt ihr gewiß zu allen Zeiten angerechnet worden und hat ihr zum Rufe der Klugheit verholfen, wobei die menſchliche Phantaſie es nicht für nöthig fand, eine Unterſcheidung zu machen, ob ſolche Klugheit auf das Gute oder auf das Böſe gerichtet war.

Es geht übrigens mit der Klugheit der Schlange wie mit der Hochachtung vor mancher andern Klugheit. Dieſelbe wird nicht ſelten mit dem Mangel an Temperament verwechſelt. Weil der mit ſtärkeren Leidenſchaften begabte Beobachter ſeine Vernunft aufbieten muß, wenn er ſein Leben in gleicher, in verſtändig ſcheinender Weiſe regeln will, ſo ſchiebt er ohneweiters denſelben Aufwand auch dem von ihm beurtheilten Weſen zu. Er denkt nicht daran, daß es eine Tugend des Stumpfſinnes giebt und daß nur ſolche Leidenſchaften überwunden werden, welche derjenige, dem man ſie zuſchreibt, nicht hat. So verhält es ſich mit der Schlangenklugheit. Alle Beobachtungen weiſen auf ein blödes Thier hin. Schon die Unbeweglichkeit des Augapfels deutet auf träges Weſen.

Trotz aller Verehrung, welche der Wurm in der Einbildungskraft urſprünlicher Menſchen genoß, mußte doch dieſe Trägheit der Beobachtung auffallen. Man gab den Schlangen deßhalb Flügel und verwandelte ſie in Drachen. Nunmehr erſt war das Ideal einer ver-

ehrungswürdigen Bestie gegeben. Allerdings hatte die Baumeisterin Natur, bevor sie mittels menschlicher Gehirnzellen derartige Gebilde fertig brachte, dieselben früher schon unmittelbar im Großen entworfen. Die Maas-Echse und der Clasmosaurus können sich in Bezug auf Scheußlichkeit neben jedem idealen Drachen sehen lassen. Während aber die ersteren in Gesellschaft von Seedrachen und Waldsauriern durch Cycadenwälder des tropischen Deutschlands schlüpften, lebten die anderen mitten unter Rittern und Edelfrauen. Das Dunkel, in dem sie sich bewegen, ist nicht das von ungeheuerlichen Farrenkräutern oder Clathrarien, sondern der Schatten des „finsteren Tannes". Sie liegen auf Schätzen und leuchten. Schön ist, daß das Gold Wurmbett heißt. Durch die Luft rauscht der Drache einher, welcher Kriemhild gefangen hält.

Wenn die Schlange mit Flügeln ausgerüstet ist, so giebt es kein Thier, welches sich mit ihr an Macht vergleichen kann. Jene Vorstellung der untergegangenen Menschheit, welche sich so weit von der unsrigen, schwächlichen, unterscheidet, überträgt die Herrlichkeit des „Lint" (Drachen) sogar zum Ruhme in den Namen preiswürdiger Frauen. Solche Frauen, wie Siegelind, haben aber wenig Aehnlichkeit mit den Weibern, welche von unserer Einbildungskraft in Verbindung mit Drachen gebracht werden.

Alles an der geflügelten Schlange ist wundervoll. Wer vom Herzen des Lint-Drachen ist, dringt in die Geheimnisse der Thiersprache ein. Er wird unverwundbar und reich. So erging es dem Siegfried, als

er nach der Tödtung des Wurmes sich an dessen Herz, welches er herausreißen wollte, die Finger verbrannte:

Er streckte sie zu kühlen, geschwind in seinen Mund;
Da war dem stolzen Knaben seltsame Märe kund:
Drei Nachtigallen schlugen auf dem Lindenast,
Und Alles, was sie sangen, das galt dem herrlichen Gast.
Da war ihm, als verstünd' er der Vögel Liederschall;
Nun hört, was ihm gesungen die erste Nachtigall:
„Wenn er im Blute badete, der junge Degen werth,
Kein Eisen je ihm schadete, ihn verwundete kein Schwert."
Die zweite sang: „Der Jüngling ist nun reich genug,
Der Hort war sein Eigen, als er den Drachen schlug,
Auf dem im hohlen Berge der arge Faner lag,
Einen Schatz so unerschöpflich beschien wohl nimmer der Tag."

Auch in der longobardischen Heldensage kämpft Wolf Dietrich mit einem feuerspeienden Drachen, dem Sariband. Da gab es eine schöne Aufgabe für die Helden. Es war ihnen heilige Pflicht, gegen die Unholde, so furchtbar und glänzend sie sein mochten, zu kämpfen, eine Obliegenheit, welche sich in übertragener Beziehung auf ihre späten Nachfolger, die Ritter vom Geiste, vererbt hat. Unerschrocken drangen die Recken in die Dickichte und Sümpfe vor, in die Moorgründe und Dornenwälder, in welchen jene seit undenklicher Zeit hausen.

Der Parallelismus zwischen der Thätigkeit Derjenigen, die in verschiedenen Jahrtausenden gegen die großen Würmer in den Moorgründen kämpfen, verlockt zur Verfolgung einer Sinnbildlichkeit. Man kann das Weitergehen auf diesem Pfade indessen der Einbildungskraft jenes Einzelnen überlassen. Es verknüpft

sich damit eine andere Vorstellung, die wenigstens angedeutet sein möge.

Sollte es eine allzu verwegene Annahme sein, daß folgende Möglichkeit gegeben ist? Alles auf der Welt geht ungemein langsam vor sich, die Veränderungen erfolgen nicht in Gewaltstößen, die Umgestaltungen erfordern bedeutende Zeiträume. Die Formen der Thiere verändern sich überhaupt nur nach Maßgabe ihrer Umgebung. In den Tiefen der Weltmeere findet man noch heute Organismen, die sich von denen der silurischen Zeit nicht viel unterscheiden. Die Reihe der Geschlechter lebte eben in einem Mittel, in welchem sich nichts verändert hat. Das Klima des heutigen Mittelmeerbeckens, das von Japan, das mancher Gegend der südlichen Halbkugel erinnert an die Wärmeverhältnisse der Tertiärzeit. Darum stimmen auch so viele Pflanzen dieser Länder mit dem Wachsthum jener längst entschwundenen Periode zusammen. Uebertragen wir diese Wahrnehmung auf die geflügelten Unholde, so können wir uns denken, daß es einzelnen Sippen gelang, ihr Dasein bis in die Tertiärzeit hinein fortzusetzen, wenn sie von den Umständen begünstigt wurden. Es wäre das damit zu vergleichen, daß sich Barbarei und bestialischer Aberglaube aus längst vergangenen Perioden bis mitten unter eine vorgeschrittene Gesittung hinein erhalten können, wenn ihnen mancherlei Verhältnisse förderlich entgegenkommen.

Nun steht aber das Auftreten des Menschen zur Tertiärzeit außer Zweifel. Vielleicht ist also der geflügelte Drache, den Jason tödtete, oder die lernäische

Schlange, die unter den Hieben des Herakles erlag, nicht so ganz und gar ein Gebilde dichterischer Thätigkeit. Es mögen Ueberlieferungen sich fortgepflanzt haben von den Menschen der Pliocen-Periode hinüber bis zu den Zeitgenossen des Riesen-Mastodon und von diesen wieder weit in die Flucht der Zeiten hinab zum Menschen von „Mäanderthal" und weiter und weiter bis zu den Menschen der Menhirs, dann zu denen der Pfahlbauten und bis zu den Anfängern der Geschichte herab. Unserem Welttheile kam damals eine Wärme zu, wie man sie heute erst in den südlichsten Gegenden des Mittelmeeres findet. Dazu war es viel feuchter. Es gehört also kein Wunderglaube dazu, um anzunehmen, daß in den lauen Wässern, deren Uferränder von Nymphäen und Cypergräsern bedeckt waren, in ungestörter Abgeschiedenheit sich noch immer verschiedene der Ungethüme zu halten vermochten, welche in noch früheren Perioden die alleinigen Herren der Erde gewesen waren. Die seither auf ihrer Oberfläche vorgekommenen Aenderungen waren nicht stark genug gewesen, um vereinzelten Nachzüglern das Leben ganz und gar unmöglich zu machen. Hier und da fand sich, wenn auch nicht ein Ritter in goldglänzender Rüstung, doch ein armseliger Höhlenbewohner, der allen Thieren noch waffenlos gegenüberstand, im Angesicht eines solchen „Wurmes". Dunkle Reden setzten sich fort innerhalb der Geschlechter der Menschen und in endlos späten Zeiten sind die Gestalten der Drachen gar in Erz und Farben übergegangen. Es giebt wenig alte Städte, an deren Mauerwerk nicht irgend ein verwittertes Ge-

mälde an einen Lindwurm oder ein ähnliches Geschöpf seiner Sippe erinnerte. Die Sage vergißt dann nie, erklärend beizufügen, daß an der Stelle dieses Hauses einmal ein gräulicher Moraſt gewesen sei, in welchem sich die geflügelte Schlange wälzte. Dieser Moraſt hat aber weder mit der Stadtgeschichte, noch überhaupt mit irgendwelcher Geschichte etwas zu schaffen. Er ist vielmehr nur ein durch die Fata Morgana unenträthselbarer Sagen über den Gesichtskreis des heutigen Menschen heraufgehobenes Schaustück. In gewisser Weise erinnern derartige Gestalten an die bekannte Seeschlange, in Bezug auf welche die Legendenbildung noch immer nicht aufgehört hat. Vergleicht man sämmtliche Beschreibungen — und es giebt deren zahllose — so gleichen die Umrisse noch am ersten denen des Clasmosaurus und ähnlicher Bildungen.

Ist man im Stande, sich eine Fleischwerdung des Bösen und Teuflischen vorzustellen, so ist hier ein unübertreffliches Modell gegeben. Im langen Traum der Erde ist keine beängstigendere Gestalt aufgetaucht. Eben darum ist sie auch auf den Thron, auf das Goldbett gehoben worden. Denn das Gefühl, daß die Welt vom Uebel sei, lebt unzerstörbar in der Einbildungskraft der Naturvölker. Man nimmt es auch in den Gestaltungen ihrer rohen Kunst wahr. Eine schlangenähnliche Bestie war es, welche den Menschen aus einem geträumten Paradiese vertrieb. Unsere eigenen heiligen Bücher bezeichnen den „alten Drachen" als den Anstifter alles Unheils. Der Kopf der Gorgo strotzt von Reptilienhäuptern. Noch in unseren Tagen hat ein

berühmter Dichter, Turgenjeff, das Leben mit einer Bootfahrt auf durchsichtigem Wasser verglichen, auf dessen Grund sich träge allerlei schwimmende Scheusale bewegen. Manchmal scheinen sie aufzusteigen, um den Nachen mit seinen Insassen zu vernichten. Dann betrachten sie den Menschen in dem gebrechlichen Fahrzeug mit dem kalten Blick, der den unbeweglichen Augäpfeln der Schlangen eigenthümlich ist. Sie senken sich wieder zu Boden, und so geht es eine Weile fort. Endlich aber kommt der Augenblick, in welchem Alles dem Ungethüm zum Opfer fällt.

Man darf aber nicht vergessen, daß wenn es Wilde giebt, denen die Wesenheit der Welt als Schlange erscheint, sich in glücklicheren Theilen der Erde der Geist des Menschen zum Traume von freundlichen Lichtgestalten emporgeschwungen hat. Für ihn lebt die Schlange in nächtlichen Klüften, über welchen, von der Gloriole des Empyreums umgeben, Engel schweben. Wenn man das Irdische als ein Gleichniß auffaßt, so kann man nicht zweifeln, daß der unheimlichen Welt der wechselseitigen Verzehrung eine andere gegenübersteht. Die Saurier verschwinden und die Sümpfe werden ausgetrocknet. Apollo tödtet den Python. An der Stelle eines Archipelagus, auf dem unter blüthenlosen Zapfenbäumen der Schlangendrache die trübe Fluth durchpeischt, erhebt sich aus einem blühenden Garten der weiße Tempel.

Zu allen Zeiten wurden die kaltäugigen Würmer, die in Sümpfen brüten oder auf dem Goldbett sitzen, von den Helden bekämpft. Donar selbst stritt gegen

den Midgards-Wurm. Dieser hat im Laufe der Erdgeschichte sich zahllose Gewänder angezogen und erscheint keineswegs immer in der Gestalt, in welcher er das Schreckbild alter Zeiten wurde. Gleich geblieben ist nur sein Blick, seine Tücke und seine kluge Kälte. Besiegt wird er. Aber an Allen, welche ihm noch im Kampfe gegenübertraten, an Allen, welche Siege errangen, ist noch jene heilige Wahrsagung in Erfüllung gegangen: „Sie haben ihm den Kopf zertreten, er aber hat sie in die Ferse gestochen." —

Unterm Schatten der Kastanien.

Es ist schade, daß sich das Wort Kastanien nicht auf Vahrn reimt, wie nach Geibel auf Spanien. Denn die Kastanie ist die wahre Signatur der Baumwelt an dieser Schwelle des südlichen Berglandes.

Das Wirrsal von schattenspendenden Aesten, durch deren Lücken hier und dort ein Sonnenstrahl auf den Schaum eines glasklaren Baches fällt, so daß dieser wie Magnesiumlicht in der Dämmerung glänzt — dazu am Gesichtskreise im Lichten einen Ausschnitt von dunklerem Blau, welches einen sagengefeierten Berg andeutet: das ist eine Reihe von Dingen, deren Wirkung nur aus der, hier mit Recht so genannten, Wirklichkeit begriffen werden kann. Wohl sieht man auf den Landschaften des Salvator Rosa Kastanien, deren Modelle er sich in Calabrien geholt hat, aber es rauschen keine Bäche dazwischen, und aus dem Bilde haucht nicht die Almenluft und der Fichtengeruch von Schalders.

Daß hier die Vorstellung von der Wirklichkeit geschlagen wird, beweist in der Gegend von Vahrn die

tägliche Erfahrung. Es ist doch schon viel über seine Bäche und Kastanienwälder geschrieben worden, auf den Kunstausstellungen hängt eine „Baumstudie aus Südtirol", die fast ausnahmslos aus Vahrn geholt worden ist, neben der andern; aber ein zutreffendes Bild gewinnt der Gast erst, wenn er eine Reihe von Sonnentagen hier verlebt hat. Einen dichten Wald, wie etwa den, welchen Gottfried von Straßburg in der Aventiure von der Fossüre schildert, kann man sich wohl vorstellen, ebenso eine von Bächen belebte Landschaft, einen bewaldeten Kegel mit einer Ruine, ein Hochalpenthal, Schneefelder am Gesichtskreise, Glockenhall eines fernen Domes u. s. w.

Zu allem dem aber gehört noch das südliche Licht, die bemalten Kapellen, die Luftströme, welche von beschneiten Gipfeln herabkommen, der Eindruck des Rauschens der Wasser, welche dem großen Rebengarten des Etschlandes entgegenstürzen. Und selbst dann ist das Bild noch immer nicht fertig. Man muß auch daran denken, daß man auf die Heimat Herrn Walthers von der Vogelweide hinschaut, jene hochgelegene Halde mit den „fließenden Brunnen". Von dorther tönt es zu unserem inneren Ohr, wie ihm aus den Wellen des Isarcus das Heldenlied von Dietrich und Similte, vom König Ortnit von Lamparten, von den treulosen Recken Heime und Wittich heraufklingt. Auch Laurins Rosengarten ragt noch in das Bild herein, und es will uns dünken, als ob der weite Bergkreis selbst jener Zaubergürtel wäre, welcher einst den Leib des Königs umwand. Dort irgendwo in jenem Geklüft ist die Höhle, in welcher

der Riese Sigenot Dietrich den Berner bannte. Und der lichte Gipfel dort im Süden, das ist Joch Grimm, auf dessen Höhe einst die Königin Seburg thronte. In dieser Bergrunde wandeln die Gestalten Wielands des Schmiedes, und auch der alte Donnergott geht verkleidet über die Höhen.

So wenig man einen Rebensaft nach dem Ansehen würdigen kann, so wenig hat man diese Landschaft begriffen, wenn man sie einmal vom Fenster eines Wagens aus angeschaut hat. Es gehört dazu die Auffaugung ihres Duftes, und zwar nicht nur des Duftes, der von Blumen und Waldbäumen ausgeht, sondern auch jenes geheimnißvolleren Hauches, welcher den ältesten und herrlichsten Erinnerungen des Germanenvolkes entstammt.

Schon wenn der Name der zertrümmerten Burg Salern, die über Vahrn emporragt, ausgesprochen wird, tönt eine Saite in uns, welche zur Erinnerung an Magelone und Fierabras, an Flore und Blanscheflur leitet. Der romanische Tonfall des Namens gemahnt uns an jene wundersame Verquickung bretonischer, wälscher und germanischer Heldensage, welche wie Glanz bemalter Fensterscheiben die Dämmerung des ganzen Mittelalters durchschimmert. Auch Vahrn selbst ist romanischer Klang. Weiter hinab in Wälschland kenne ich mehr als ein Flurstück, welches mit dem Namen Varno bezeichnet wird. Eine solche Stelle ist beispielsweise am Ostufer des Gardasee's zwischen Malcesine und Torbole. Es ist dort ein gegen Mittag gerichteter Hang, ein sonniger Fleck, und die Bezeichnung hängt ganz gewiß mit jenem lateinischen ver zusammen, aus welchem sich in den romanischen Mundarten verschieden-

artige Wörter gebildet haben, die alle miteinander Frühling oder Sommer bedeuten. Der Moränenkegel, auf welchem sich der Wald von Vahrn erhebt, hat von dieser, dem Mittag zugewendeten, Lage den Namen erhalten, so wie eine hoch oben auf der Nordseite des Gebirges gelegene Ansiedelung ihren Namen Spiluk von spelunca (Höhle) und der schattseitig gelegene Hof „beim Malsiter" von mal sito und das Bauernhaus drüben, welches gegen die Blosse zu hinaufliegt, Plazbon, von plaz bon ihre Taufnamen geholt haben. Wollte man also den Ortsnamen von Vahrn in poetische Prosa umschreiben, so könnte man ihn mit „Sitz des Frühlings" übersetzen.

Schon der Naturforscher Karl Müller von Halle hat die Anmuth dieser südtirolischen Landschaft treffend gekennzeichnet, indem er den Charakter des Eisak-Thales in folgenden Worten darstellt: „Besonders freudig begrüßen wir die herrlichen Gestalten der Kastanien. Sie bedecken die Abhänge des Thales und verleihen ihnen überaus lebensvolle Töne. Oft sind die kolossalen Stämme in der Mitte ausgefault, haben aber zur Seite neue mächtige Bäume mit rissiger Rinde getrieben. Das lebhafte Grün, die edle Form und der Schatten des großen, derben, eiförmigen und zugespitzten Blattes mit seinem sägeartig ausgebuchten Rande, zu welchem sich die großen, roßkastanienartigen Früchte wie Igel verhalten, sind ungemein wohlthuend. Es geht uns auch in der Pflanzenwelt wie im Menschenleben: es giebt gewisse Individualitäten, die man auf den ersten Blick lieb gewinnt. Kein Wunder, daß man das sofort auf

die Landschaft überträgt, und sich um so heimischer in ihr fühlt, je mehr uns ihr Pflanzenteppich anspricht. Man hat Ursache, den deutschen Süden um seine Kastanienwälder zu beneiden; denn Schöneres hat die Natur weder in der Eiche noch in der Buche, zwischen denen der Wuchs der Kastanie steht, hervorgebracht."

In Vahrn ist es zu allen Jahreszeiten schön. Wer im Sommer hingeht, der findet dort den wirklichen wahren Sommer, wie man ihn erst jenseit der Alpen kennt, nicht jenes widerwärtige Gemeng von Landregen, Hitze und Gewittertraufen, was diesseit der Berge mit diesem Namen belegt wird. Das ruhige krystallene Licht auf den glänzenden Blattflächen, die tiefen Schatten, das blaue Himmelsgewölbe, die seidenweiche Luft sind das Entzücken aller derjenigen, welche sich zu dem klugen Entschlusse beglückwünschen können, das herkömmliche Vorurtheil gegen einen Sommeraufenthalt am Südabhange der Alpen überwunden zu haben. Im Herbst ist es nicht minder schön, denn da glänzen jene unbeschreibbaren Tage, welche das wundervolle Gegenstück gegen die nordische Nebelzeit sind.

Mir für meinen Theil gefällt es am besten im Frühsommer, wenn die Blosse, die Gitsch, die Eidechs, die Wilde Kreuzspitze und andere Gebirge im Norden von Brixen noch eine ansehnliche Schneedecke tragen. Neben den Kastanien, deren gelbliche Blüthenbüsche sich entfalten, reicht das Gras bis zu den untersten Aesten der blühenden Linden hinauf, deren Hauch sich mit der kühlen Ausdünstung der Alpengießbäche vermengt. Der Bach rauscht durch ein Gewölbe von Wald- und Obst-

bäumen. Fichten und Reben beschatten die hellen Mauern. „Es ist hier eine Studie neben der andern zu sehen: die Brücke mit dem Heiligenbilde über dem rauschenden Bach, die Latten der Weindächer über den gepflasterten Wegen, von denen man links und rechts in den Wald schaut; die Zäune, an denen die Erdbeere blüht, die Felsblöcke unter den Fichten, glatt von Moos und Nadeln, der hohe Waldsteig, der aus dem Thale zur Kirche führt, rosenumblühte Bänke, leider aber auch die zerstörenden Sägemühlen und ihr Harzgeruch, grüne Moosblockinseln im Bach, schwanke Stege, feiernde unbewegliche Räder an einer mit Moos überwachsenen Mühle, am linken Bachufer einsame Ruheplätzchen im Fichtenschatten.“ *) Die Edelkastanie gedeiht freilich auch in Mitteldeutschland, aber ihre Früchte werden nicht allenthalben und nicht immer reif. Wenn man einen ganzen Wald dieser Bäume anschaut, so muß man dem verdienstvollen Botaniker A. Grisebach Recht geben, wenn er in seinem Werke über die Vegetation der Erde die Kastanienwälder als eine auf die immergrüne Flora des Mittelmeer-Gebiets vorbereitende Form hinweist. „Das festere Gewebe, das lebhafte Grün des feingezackten Blattes gleicht schon ihrer derberen Organisation und deutet eine verlängerte Vegetationsperiode an, während die Buchen und ähnliche Bäume nördlicher Klimate mit ihrem zarteren biegsamen Laube auf die höher gelegenen Gebirgsregionen beschränkt sind. Den Gürtel des Kastanienwaldes findet man von den Alpen bis Sicilien,

*) Noé, Deutsches Alpenbuch. Glogau, Flemming.

von der Sierra Nevada bis zum Pontus wieder, auf den meisten südeuropäischen Gebirgen, an der oberen Grenze der immergrünen Region bald lichte Bestände bildend, bald ein schönes, zusammenhängendes Laubdach über den hochwüchsigen Stämmen ausbreitend. Es ist der erste Eindruck, den der Wanderer von den reicheren Formen der südlichen Natur empfängt. Aber nachdem nun die Buchen und andere Gewächse des Nordens aus seinem Gesichtskreise längst verschwunden sind, begleitet ihn noch das deutsche Eichenlaub, nicht bloß durch den Gürtel der Kastanienwälder (Quercus cerris), sondern auch in die immergrüne Küstenlandschaft, und dasselbe gilt auch von der gewohnten Erscheinung der Ulmen und Pappeln. Hier zeigt sich, daß zwar die südlichen Pflanzenformen das mitteleuropäische Klima nicht ertragen, daß aber durch die veränderten Einwirkungen des Südens nicht alle Erzeugnisse höherer Breiten im gleichen Grade gefährdet sind."

Das Eigenthümliche an Vahrn ist eben dieses südliche Medium, in welches die ganze Landschaft wie eingetaucht erscheint — und gleich daneben das nordische Waldthal mit seinen scharfen Lüften, seinen Fichten und seinen kalten Wassern. Es zeigt sich auch hier wieder, daß es nicht leicht etwas Reizenderes giebt, als die Nadelhölzer, insbesondere Fichten und Tannen, in Zusammenstellung mit Baumformen eines wärmeren Himmels. Es wiederholt sich hier im Kleinen der Eindruck, welcher dem Columbus in viel gewaltigerer Art wurde, als er auf den von ihm entdeckten Inseln des westlichen Meeres Nadelhölzer neben Palmen erblickte.

Unsere Kunstgärtner folgen diesem Winke der frei schaffenden Natur, wenn sie neben die rosendurchwirkten Teppiche unserer Lustgärten Fichten pflanzen, welche alsdann, wie Franz Engel sagt, über den Maiduft-Zauber den leichten Schatten tiefsinniger Beschaulichkeit werfen.

Vahrn ist eine Entdeckung der Bayern, für welche diese Pforten des Südlandes zum Ziele eines Ausfluges geworden sind, der zwischen ihrem zweiten Frühstück und der Abenddämmerung durchgeführt werden kann. Herr Hanns Heiß in Brixen, der vielbelobte Gasthalter des traulichen „Elephanten", hat sich die Berichte, die er diesen Pionieren abhorchte, nicht entgehen lassen und mitten unter den Kastanien sich einen alten Edelsitz auserwählt, den er in eine Gaststätte umwandelte.

Dieser Edelsitz scheint einmal das Amtsgebäude eines sogenannten „Pflegers" der guten alten Zeit gewesen zu sein, eine Art von Leutschinde-Anstalt, wobei das Wort Pfleger in der Weise von lucus a non lucendo aufzufassen sein möchte. So stattlich schaut das Haus aus. Das Auge des Künstlers wird über die hölzernen Verandas und ähnlichen modernen Apparat, durch den man den alten Edelsitz in Einklang mit der vorüberziehenden Eisenbahn zu setzen gewußt hat, vielleicht beruhigt hinwegschauen, wenn es sich vergewissert hat, daß besagter Herr Heiß in Wirklichkeit ein Pfleger seiner Gäste genannt werden kann. Vom Traminerwein an bis zu den Forellen des Waldbaches ist Alles vortrefflich bestellt. Es werden sich dort alle diejenigen wohl fühlen, welche nicht nach dem sechsmonatlichen Schmutzwinter

einer Stadt den grünen Regenwinter einer Sommerfrische in den Nordalpen aufsuchen wollen.

Der Verfasser dieser Zeilen war stets der Ueberzeugung, daß ein Sommerfrisch-Ort langweilig ist, an welchem der Fremdling in eine einzige Gaststätte internirt wird. Er wird nicht immer die nämlichen Tische und die nämlichen Gesichter anschauen wollen. Nach dieser Richtung ist es in Vahrn vortrefflich bestellt. Unter den anderen Einsiedeleien, in welchen der Zecher erquickt wird, erscheint die des „Nagele" am reizvollsten. Wer dort an einem Sommerabend gesessen ist und sich an den kühlen Lüften erquickt hat, die über den Wassern des Thales Schalders aus dem Hochalpenthale, von Fichtengeruch durchhaucht, ihm entgegenfließen, der wird diese Stunde nicht vergessen. Aus dem hier undurchdringlich erscheinenden Gewirre von Baumwipfeln taucht die alte Veste Salern empor, ein steinerner Zeiger der Vergangenheit über dem Jugendgrün, welches mit jedem Jahre wiederkehrt. Das Rauschen der Bäche führt ihn in ein Traumland hinüber, es thut dies auch der Mond, welcher die Schneefelder der Blosse beleuchtet und tief unten an den Grenzen von „Lamparten" die Geister der Recken wieder ins Leben ruft, welche von ihren Zinnen zur Rabenschlacht hinabzogen — es thun dies auch die Leuchtkäfer, welche durch den Wald ziehen, und die Linden, die das Ufer mit ihrem süßen Dufte erfüllen.

So schaut es beim „Nagele" aus. Wer aber noch mehr der Waldeskühle des höheren Gebirges zustrebt, der geht neben den Stromschnellen des Wassers ins

Bad Schalders hinauf, wo in wundersamer Abgeschiedenheit nur der Sturzbach und die Fichten das Haus umringen.

Derjenige, welcher diese Zeilen verfaßt hat, betrachtet den Aufenthalt in solcher Umgebung nicht nur als ein Mittel, den eigenen Körperkräften aufzuhelfen. Er giebt sich vielmehr, auf eigene Erfahrung gestützt, der Hoffnung hin, daß Mancher, von der Pressung der Zahnräder des gesellschaftlichen Getriebes erlöst, hier zeitweilig einen Blick in die übersinnliche Bedeutung der Körperwelt werfen kann. Als Anregung hierzu erinnere ich ihn an folgendes Sonett Friedrichs v. Schlegel:

„Wie tief im Waldesdunkel Winde rauschen,
Ihr Lied dazwischen Nachtigallen schlagen,
Der munt're Vogel singt in Frühlingstagen,
Daß wir dem fernen Ruf bezaubert lauschen:

So seht ihr hier jedwede Weise tauschen,
Betrachtung, linde Seufzer, tiefe Klagen,
Der Scherze Lust, der Liebe kühnes Wagen,
Und was den Seher göttlich mag berauschen.

Anklänge aus der Sehnsucht alten Reichen
Sind es, die bald sich spielend offenbaren,
Und ihr Geheimniß bald mit Ernst verkünden;

Sinnbilder, leise, des gefühlten Wahren,
Des nahen Frühlings stille Hoffnungszeichen,
Die schon in helle Flammen sich entzünden."

Sommergold und Wintersilber.

Dem Blinke des Goldes haben die Völker zu allen Zeiten außerordentliche Wirkungen zugeschrieben. In der Einbildungskraft einfacher Menschen erschien er ebenso verwunderlich, wie etwa heute den Wilden eines entlegenen Erdtheiles das elektrische Licht, welches sie an den Wandungen eines Schiffes wahrnehmen. Im Goldlicht erglänzt jene Halle Gegirs, in welcher die Götter Ael trinken. Der erste Krieg kommt durch das Gold in die Welt, das goldene Zeitalter hörte auf, als das Gold erschien.

Silber hat mit dem Eisblink seines Glanzes etwas Keusches und Kaltes. Man hat es deßhalb das Metall der unempfindlichen Diana, der jungfräulichen, auch des Mondes, genannt, dessen frostige Scheibe der Göttin heilig war. Die Farbe des Goldes ist lebensvoll und darum haben ihm die Scheidekünstler des Mittelalters das Zeichen der Sonne beigesetzt. In ihrer Reinheit steht die Goldfarbe dem Lichte als solchem nahe, und der Reiz, den sie auf unser Empfindungs-Vermögen

ausübt, ist von dem des Silbers verschieden. Sie bedeutet uns etwas, wie Genuß oder sinnliche Freude. Die Natur, welche Metallfarben nicht nur dem Reiche der Mineralien, sondern auch dem der Pflanzen und Thiere mitgetheilt hat, tritt daher mit Silberglanz mehr unter den Körpern auf, die mit Kühlung zusammenhängen. Sehr viele silbersternige Kelche erheben sich auf Alpenhöhen, wo sie vom verwandten Eise nicht weit entfernt sind. Die starke Behaarung, von welcher das silberige Aussehen herrührt, erscheint als Schutzmittel gegen Kälte und grellen Sonnenschein.

Freilich sieht man Solches nicht nur auf den Höhen, sondern auch in den heißen Ebenen. Wie ein Meer von Silber bewegt es sich vor unseren Augen, wenn in Afrika der Wind die seidenhaarigen Blätter des Silber- oder Atlas-Baumes in Bewegung setzt. Weiß sind allerdings viele der Seerosen, die sich auf dem kühlen Wasser wiegen, es fehlt ihnen aber auch nicht an goldfarbigen Genossen. Neben das Edelweiß, welches die glanzvollen, unwirthlichen Höhen bewohnt, kann man den Insassen der Thäler, die Wallisische Artemisia, stellen, welche an Reinheit ihres weißen Gewandes jener vielbesungenen Blume nicht nachsteht. Auch auf den russischen Steppen stehen viele silberweiße Blumen.

Trotz solcher zahlreichen Ausnahmen möchte ich aber doch eine bestimmte Zusammengehörigkeit der weißen Blumenfarbe mit den Erscheinungen jener Höhen annehmen, auf welchen eine sauerstoffreiche, kalte Luft weht. Auch die Farbe der Thierleiber in kalten Gegenden oder in kalten Jahreszeiten neigt sich gerne zum Weißen.

Suchen wir für kalte Alpenhöhen nach einem lebendigen Sinnbild, so wird uns doch immer zunächst das Edelweiß einfallen, während wir an die goldene Frucht der Hesperiden denken, wenn das Bild Italiens vor uns auftaucht. Silberig glänzt das Wasser, golden der Wein. In tropischen Ländern ist Goldglanz an den Blumen und Früchten des Waldes, an den Vögeln der Luft und den Fischen des Meeres verschwendet. Gold ist eine warme, Silber eine kalte Farbe.

In der Völuspa erscheint uns die Goldstufe als die Zauberin, welche den Sinn der Menschen bethört. Der böse Geist geleitet auch im größten Werke unseres gefeiertsten Dichters seinen Schüler zu einer Stelle, an welcher derselbe zu sehen bekommt wie der Mamon aufglüht:

Faust: Wie seltsam glimmert durch die Gründe
Ein morgenröthlich trüber Schein!
Und selbst bis in die tiefsten Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da steigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,
Hier leuchtet Gluth aus Dunst und Flor,
Dann schleicht sie wie ein zarter Faden,
Dann bricht sie wie ein Quell hervor.
Hier schlingt sie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern, sich durchs Thal,
Und hier in der gedrängten Ecke
Vereinzelt sie sich auf einmal.
Da sprühen Funken in der Nähe,
Wie ausgesträuter goldner Sand.
Doch schau! in ihrer ganzen Höhe
Entzündet sich die Felsenwand.

Mephistopheles: Erleuchtet nicht zu diesem Feste
Herr Mammon prächtig den Palast?

Man vergegenwärtige sich, was man in der Regel unter goldenem Glanz versteht und vergleiche damit den Eindruck des „Lieblichhellen," durch welchen man, sei es in der Wellenbewegung des Lichtes oder in der des Schalles, an das kühle, reinklingende Silber gemahnt wird. Die Empfindungen, welche das eine und das andere Metall in uns anregen, scheinen keine angekünstelten zu sein.

Kindlichen Völkern trat sie eben so nahe, als uns. Unter den Gegenständen, auf welche die Menschen im Laufe ihrer Geschichte Werth legten, ist das Gold und der Bernstein, das Elektron, welches gleichfalls in seiner Farbe sonnig glänzt, einer der ältesten. Mag heute gesagt werden, was immer, die „Goldwährung" reicht bis in die entlegensten Tage unseres Geschlechtes hinauf. Das Gold ist Sinnbild für Glanz und Freude geblieben, von jenen Jahrtausenden an, in welchen man die seligen Tage, in denen Ueberfluß auf der Welt herrschte, das goldene Zeitalter benannte, bis zu jenen, in welchen man das gleichzeitige Aufblühen vieler Geister, welche der Menschheit Unvergängliches brachten, als die goldene Zeit des Schriftenthums bezeichnete und bis zu uns herab, die wir von einer seligen, goldenen Weihnachtszeit sprechen. Darum konnte es auch niemals fehlen, daß die Menschheit alsbald zum Golde griff, um es dem Höchsten, was sie kannten, den Göttern, beizulegen.

In Asgard vor dem Thore Walhalls steht ein Hain, Glasir genannt, dessen Blätter aus Gold bestehen.

Glasir steht mit goldenem Laub
Vor Sigtyrs Saal.

Der olympische Zeus saß auf einem Throne von Gold. Die Sonnenpriester zu Cuzco bedeckten das Haus der Sonne mit Gold-, das des Mondes mit Silber-Platten. Der Mond, den sie mit Silber ehrten, galt als Gemahlin der Sonne, und eine mächtige Tafel weißglänzenden Silbers zeigte ein weibliches Gesicht. Das Sonnenbild aber hatte ein goldenes Mannesgesicht, das rings flammende Strahlen von Gold umzogen. Gerade so fiel es, wie gesagt, den Alchymisten des Mittelalters, die sich in ihren finsteren Stuben ein absonderliches Weltbild zurecht legten, bei, wenn sie, den Metallen die Namen von Planeten gebend, das Gold mit Sol, den Mond aber mit Luna bezeichneten. Es tritt auch in dieser Gedankenverbindung das Gefühl hervor, welches dort an Glanz und sinnliche Fülle, hier an bleiches Licht und Kälte anknüpft. In letzterer Hinsicht mag wohl auch noch daran erinnert werden, daß das Gestirn, welches man mit Silber bezeichnete, auch als das Gestirn der keuschen Diana gilt. Auch in sprachlicher Hinsicht taucht eine ähnliche Zusammenstellung auf. Das hebräische Wort für Gold, Sahab, bedeutet einen sonnenbeglänzten Gegenstand und im Worte Aurora sehen wir eine durch verbale Reduplication der Wurzel ur (glänzen) entstandene Bezeichnung, welche wir als einfache Steigerung dieser Wurzel im Worte aurum wiederfinden.

Den obersten Göttern wurde bald dieser Körper, in welchem sich der Schein des Tagesgestirnes verdichtet

zu haben schien, in großer Menge zum Opfer gebracht. Die gewaltige Bildsäule des Bel zu Babel, welche Xerxes fortschleppen ließ, war von Gold. Der Bel aber stellte nach Einigen den Saturn, nach Anderen die Sonne dar. Tezcatlipoca, der „glänzende Spiegel," der Gott der Vorsehung, im Tempel zu Mejico, hat ein großes goldenes Ohr, wodurch angedeutet wird, daß er die ihm vorgetragenen Wünsche erfülle.

Zu dem wundersamen Eindrucke, welchen das Gold auf die Sinne der Menschen hervorbringt, mögen außer seinem unvergleichlichen Aussehen auch noch zwei andere Umstände beitragen. Vorerst läßt sich sagen, daß es, wenn man den Ausdruck hingehen lassen will, sich launenhaft zeigt und sein Auffinden zumeist mit Zufälligkeiten jeder Art zusammenhängt. Während wir in unserem Bihar-Gebirge oder in unseren hohen Tauern das strahlende Erz mühsam in der Nacht der Erde aufsuchen, gingen die Indianer Amerikas, welche am Orinoco und in Peru unglaubliche Schätze zu Tage förderten, an dem Golde, welches in Californien so zusagen zu Tage liegt, blind vorüber. Während die Spanier in Mejico, auf den Antillen, am Amazonas den Kaziken Goldmasken von den Gesichtern rißen, mußte die Menschheit bis ins neunzehnte Jahrhundert warten, um das Gold am Sacramento aufzufinden, nach welchem man sich gewissermaßen nur zu bücken brauchte. Das Licht des Goldes gleicht den Irrwischen, welche plötzlich an Stellen auftauchen, an welchen man sich dessen nicht versieht, die aber vor demjenigen fliehen, welcher ihnen nachläuft.

Wenn es nahe liegt, hier ein dämonisches Spiel zu ahnen, so drängt sich diese Empfindung noch mehr auf, wenn man an den Gebrauch des Goldes und an die Wirkungen denkt, welche es im Leben der Menschen hervorbringt. Schon die römischen Dichter haben über dieselben gejammert und heute, nach zweitausend Jahren, hören wir die nämlichen Klagen. Wenn Horaz in seinen Satyren meint, „derjenige, welcher sich Reichthümer aufhäuft, sei vornehm, stark, gerecht, weise, ein Herrscher und Alles, was er wolle," so finden wir die nämlichen Bemerkungen in den Schriften der wenigen Zeitgenossen, welche bei uns gegen die dämonische Genußsucht für ideale Güter kämpfen. Daß insbesondere dem Dichter das Geschenk der Finsterniß als eine Gabe verderblicher Geister erscheint, ist leicht begreiflich und wird durch die Beispiele erhärtet, die er im alltäglichen Leben sowie in der Geschichte der Völker vor sich sieht.

Mittels des Goldes wurde viel Böses gestiftet. Man hört, daß die Symbole des Aberglaubens damit überzogen, daß Elephanten goldenes Rüstzeug angeschirrt wurde und Könige in goldenen Bettstätten schliefen. Thaten mitfühlender Menschlichkeit mag es wohl kaum als Werkzeug gedient haben. Des Goldes wegen verheerte Sulla Athen und Kleinasien. Es läßt sich der schauerliche Hohn begreifen, mit dem sein Gegner Mithridates, um den Golddurst eines Römers zu löschen, dem consularischen Legaten Marcus Aquilius im Kerker zu Pergamos geschmolzenes Gold in den Mund gießen ließ.

Von den Mühsalen und Leiden an, welche die Argonauten wegen des goldenen Vließes zu erdulden hatten,

bis zu dem Blutvergießen, welches die Spanier um des Goldes willen in Amerika anrichteten, läßt sich eine schauderhafte Chronik von Unglück herstellen, welches durch dieses Metall über die Menschheit kam.

Effodiuntur opes, irritamenta malorum.

Mit seinem sinnlich verlockenden Glanze, an welchem selbst ursprüngliche Völker ihre Freude hatten, ist es jener Stoff geworden, durch welchen Leidenschaften fast am meisten in Erregung gesetzt wurden. Darum hat es einen Blut-Schein und man kann behaupten, daß es der Menscheit mehr Wunden geschlagen hat, als die Schärfe des Eisens. Um den Nibelungen-Hort zu gewinnen, muß Blut vergossen werden. Auch erscheint es als bedeutsam, daß abscheuliche Unholde, Schlangen und Lindwürmer dort liegen, wo Gold in der Erde steckt. Der Zwerg, der den großen Gold-Hort sammelte, hat einen Fluchspruch auf ihn gelegt und ihm verfallen alle diejenigen, welche nach seinem Besitze trachten — so lange bis er in die Wogen des Rheines versenkt und der Finsterniß der Unterwelt wiedergegeben wird. Auch in unseren Bergen haftet ein solcher Fluch auf denjenigen, die nach Schätzen gehen, den „Bergsüchtigen". Sie enden alle in Armuth und Verzweiflung. Für Viele verwandelt sich das aufgefundene Gold in Unrath oder sie verfallen, in den unterirdischen Wölbungen verirrt, einer Gefangenschaft, aus welcher sie Niemand zu erlösen vermag. Niemand ist ärmer als der Goldsucher.

Aber auch abgesehen von solchen Abenteuerlichkeiten ist alles das, was mit dem Auffinden dieses Metalles zusammenhängt, anregend genug. Von den Plättchen

und Körnern an, die man aus dem Sande der Gebirgsbäche herauswäscht, bis zu den prächtigen Kryſtallen aus gediegenem Golde, wie man ſie in den tiefen Gängen von Vörösparak aus der Erde gräbt, bietet das Auftreten des Metalles eine ſolche Menge von Zufälligkeiten, daß man auch von dieſem Geſichtspunkte aus den goldſuchenden Menſchen mit einem Spieler vergleichen kann. Wo aber Abenteuer und Zufälle ſind, dort iſt das Reich der Einbildungskraft und der phantaſtiſchen Ueberlieferung.

Da die ruſſiſchen Goldwerke nicht in Europa liegen, ſo müſſen wir Oeſterreich als das goldreichſte Land unſeres Erdtheiles bezeichnen. In früheren Jahrhunderten war dieſer Reichthum allerdings viel größer, als heute. Wo wir nur in der großen Monarchie hinſchauen, erklingt die Sage von goldenen Schätzen, die Goralen der Karpaten wiſſen davon zu erzählen, der Hirt in den Gletſcherthälern Salzburgs' und Kärntens kennt die Gold-Männlein, im Bihar-Gebirge lockt die Geiſter-Höhle und noch heute heißt das große Waſſer, das auf den Höhen Siebenbürgens zuſammenrinnt, Aranyos, „der Goldfluß." Im Bächlein Hluboček ſchöpfte die weiſe Libuſſa das Gold, Piſek, welches Sand bedeutet, war der Goldſand, und Jahrhunderte lang hob man Gold-Plättchen und Körner aus den Wellen der Wotawa. Allerdings ſind wir durch Sueß dahin belehrt worden, daß wir, um in dieſem Fluſſe ſo viele Gold-Körner zu finden, wie es etwa zur Zeit des Herzogs Nezamyſl geſchah, eben ſo viele Jahrtauſende warten müßten, als zwiſchen der Ablagerung

des Goldes durch die vulkanischen Dämpfe, welche die Klüfte durchzogen und den Zeitgenossen eines Swatopluk oder des heiligen Wenzel vergangen waren.

Nehmen wir aber auch diesen Reichthum so hoch als möglich an, so verschwindet er gegen die Nachrichten, die uns aus noch viel älteren Zeiten vom Morgenlande her überliefert sind.

Von den Goldschätzen, welche zu Salomo's Zeit nach Jerusalem kamen, berichtet das erste Buch der Könige. Die Königin vom Reiche Arabien, welche gekommen war, Salomo „mit Räthseln zu versuchen", verehrte dem Könige außer vielen Specereien und Edelsteinen hundertundzwanzig Centner Gold. Dazu die Schiffe Hirams, die Gold aus Ophir führten. Die Goldmassen, welche die Meerschiffe des Königs in Fahrten von je drei Jahren aus Ophir brachten, häuften sich zu Jerusalem in solcher Weise an, daß er zweihundert Schilde vom besten Golde machen ließ, dazu dreihundert Tartschen vom besten Golde, je drei Pfund Gold zu einer Tartsche. Der König bewahrte diese Schätze „im Haus vom Walde Libanon". „Auch machte der König einen großen Stuhl von Elfenbein und überzog ihn mit dem edelsten Golde. Löwen standen an den Lehnen. Solches war nie gemacht in keinen Königreichen. Alle Trinkgefäße des Königs Salomo waren golden und alle Gefäße im Hause vom Walde Libanon waren auch lauter Gold. Denn des Silbers achtete man zu den Zeiten Salomo's nichts."

Als Sardanapal sich mit der Burg von Ninive verbrannte, soll, wie Diodorus erzählt, auf der Brandstätte

eine so ungeheure Menge von Gold und Silber gefunden worden sein, daß tausend Kamele nöthig waren, um diese Schätze nach Babylon und Ekbatana zu bringen. Ungeheure Schätze von Gold waren in Babylon aufgehäuft. Herodot erzählt, daß in dem Tempel daselbst „eine große sitzende Bildsäule des Zeus von Gold sich befinde; und daneben steht ein großer goldener Tisch, und Stuhl und Schemel sind auch von Gold, und wie die Galdäer sagen, so ist dies Alles achthundert Pfund Goldes werth. Außerhalb des Tempels ist auch ein goldener Altar. Es war auch noch zu jener Zeit in dem Heiligthume eine Bildsäule, zwölf Ellen hoch von gediegenem Golde. Nach derselbigen Bildsäule trachtete Dareios, Hystaspes' Sohn, doch unterstand er sich nicht, sie zu nehmen. Xerxes aber, Dareios' Sohn, nahm sie weg und ließ den Priester hinrichten, der da verbot, die Bildsäule von der Stelle zu rücken."

Im Museum zu Bulak bei Kairo bewundert man ein herrliches Goldgeschmeide der egyptischen Königin von der weißen Krone Aah-Hotep, ein Musterwerk alter Goldschmiedekunst, dessen Alter auf 3600 Jahre geschätzt wird. Denn auch Egypten war vor Jahrtausenden reich an Gold; es stammte aus Aethiopien und anderen Ländern des oberen Nil. Alljährlich weihte Pharao große Mengen Goldes der Gottheit im Tempel zu Theben. Rhamses thronte auf einem großen goldenen Stuhle, wenn er Berathungen leitete. Aeschylos nennt das ganze persische Heer ein goldgeschmücktes.

Bände ließen sich schreiben über die Anhäufung des Edelmetalles im Morgenlande und in Rom. In-

tereſſanter jedoch, als ſolche Aufzählungen, wäre es offenbar, die Metamorphoſen zu kennen, die verſchiedenen Geſtaltungen und Umriſſe, Umprägungen und Formenveränderungen, in welchen der Goldſtrom erſtarrte. Was iſt aus dem Sonnenbilde zu Cuzco, was aus den Thronen geworden, auf welchen die Mumien der Incas ſaßen und gegen Oſten blickten? In welche Kanäle zerrann der heilige Schatz des Capitols? Vielleicht ſehen wir ein Stück davon als Goldſchnitt an einem Gebetbuch, in einem Meßgewand, in der Einfaſſung des Lorgnons eines Stutzers, als Münze mit einem Koran-Spruch bedeckt. Denn es iſt offenbar, daß der jährliche Zuſchuß an Gold, wie er aus Bergwerken hervorkommt, verſchwindend gering iſt gegen die ſchon vorhandene Menge des Metalles, welche, gleich Proteus und gleich allen anderen Dingen der Welt, fortwährend ihre Geſtalt wechſelt. In dem goldenen Kreutzchen, dem letzten Erinnerungszeichen an ihren Lebensgefährten, das die bedrängte Wittwe einem Trödler übergiebt, um ſich auf wenige Tage ihr Leben zu friſten, iſt vielleicht etwas von dem Gold-Barren vorhanden, welchen Krösus im Schatze ſeiner Königsburg aufbewahrte. So windet ſich der Stoff durch die Jahrtauſende hindurch.

Trotz der zahlloſen Opfer, welche dieſem Götzen fielen, trotz der Verehrung, die ihm allerorten gezollt wurde, hat es doch immer Menſchen gegeben, welche noch weit koſtbarere Dinge kannten und ſchätzten, als das Gold. Mit Wohlgefallen ſehen wir, daß die Griechen, im Gegenſatze zu den protzenhaften Römern,

ihre wahrhaft großen Erscheinungen nicht mit Gold bedachten. Der höchste irdische Ruhm, die Spitze des Daseins war dem Auge des Hellenen der Olivenkranz oder der Palmzweig des Siegers in den musischen Spielen zu Olympia.

Diesen Beispielen folgten auch die Besten des Abendlandes nach dem Wiedererwachen griechischen Geisteslebens. Man führte die Dichter auf das Capitol und setzte ihnen nicht eine goldene Krone, sondern einen lebendigen Kranz vom Baume des Apollo auf die Stirne.

Herbst.

Simonis und Judä.

Auf der Welle wiegte sich die Seerose, und der Kukuk rief aus dem Uferwalde. Die ersten fremden Gäste standen am Ufer und schauten über die Bläue des Wassers hin, von dessen fernem Rande, in noch dunklerem Blau, die Felswände der Alpen emporstiegen. Man setzte sich in Schiffe hinein und freute sich der Tiefe, bis zu welcher man durch das helle Wasser hindurch hinabblicken konnte. Die Menschen hatten eine Empfindung, wie wenn sie einer Freudenzeit entgegengingen, deren Ende nicht abzusehen wäre. Der Sommer lag vor ihnen.

Zu der Freude, welche die Ankömmlinge beseelte, trug bewußt oder unbewußt das Bild des Winters bei, welches ihnen erst durch eine kurze Spanne Zeit entrückt war. Es wiederholte sich die Erfahrung, daß Derjenige geblendet wird, der aus einem düsteren Raume in einen lichten hinaustritt.

Während die Rosen sich auch um das einfache Feldkreuz schlingen, geht der Stadtflüchtling am Ufer hin

und entwirft Gänge und Reisen für die Zukunft, ohne nach der Zeit zu fragen. Für die Welt und die sonnigen Tage ist ihm keine Schranke gezogen, so wenig als sie den hellen Wolken gezogen zu sein scheinen, welche langsam über den Himmel wandeln.

Solche Stimmung setzt sich fort durch die Tage der Lindenblüthe, der Hochgewitter und der gelben Felder. Erst wenn die Schwalben, ihre Abreise berathend, auf den langen Drähten sitzen und die Saaten fortgeführt werden, erst dann taucht hier und da eine Ahnung auf, als ob die Erfüllung und die Voraussicht sich nicht völlig deckten, als ob es für die blühende und heiße Zeit auch so etwas gäbe wie ein Ende.

Endlich schauen die Nebel zum Fenster herein, von oben herab, auf den Bergen glänzt der Schnee. Der See, welcher an Sommertagen so schön blau dalag, ist jetzt ein wüstes Gewässer. Es schwimmen auf ihm nur mehr die plumpen Fahrzeuge der Bauern, welche hier und dort landen, um ihre Handelschaft zu treiben und sich mit ihren Vorräthen, die sie holen, einzuwintern. Aus den Thälern heraus, in welche die Gäste mit Musik und Blumenkränzen hineinzogen, kommen lange, unheimliche Wolkenschlangen gekrochen. Von der durchnäßten Fliederstaude, an welche der Nebel seine schweren Tropfen ansetzt, holen Vögel die durchweichten, morschen schwarzen Beeren. Einst, im Juni-Monate, spiegelte sich ihre weiße Dolde im See und gab in Mondscheinnächten jenen Duft von sich, in welchem es sich märchenhaft rührt von allerlei Gestalten und in welchem sich die Lichtelben und Wassermuhmen so wohl fühlen.

Dazu kommen die schauderhaften Stürme mit ihrem finsteren Himmel, die den See tintig aufwühlen. Es ist Simonis und Judä. Ein unheimlicher Tag, von welchem Niemand weiß, warum er den Aposteln zugefallen ist, Simon dem Eiferer, und jenem Judas Thadäus, welcher den Syrern die neue Lehre brachte. Die Freude ist in Schaumtraufen und kaltem Wehen untergegangen.

Wie oft ist sie geschildert worden, jene seltsame Zeit des entblätterten Haines und seiner entschwundenen Lustbarkeit! Nicht immer hat man dabei an den sinnbildlichen Zusammenhang gedacht, welcher dieser Erscheinung so viel Aehnlichkeit mittheilt mit dem Spätherbste des menschlichen Daseins. Man sollte sie als einen alten Mann verkörpern, der einsam aus seinem Fenster in die öde Landschaft hinausschaut, den ersten Schneeflocken entgegen, welche vereinzelt mit dürren Blättern herangeweht werden. Wie viel „Partien" hat er nicht gemacht in dem Sommer, der einst vor ihm lag! Wie mancher Lustgang ist ihm verregnet worden! Wie viele Freunde, auf welche er zählte, sind ausgeblieben! Wie Viele von Denjenigen, welche ihn begleiteten, sind abgereist und nie wiedergekommen! Der Wind reißt die Blätter der Baumkrone weg, unter der sie einst gesessen, und die Welle schwemmt das Rasenstück vom Ufer, auf welchem sie gerastet haben.

„Es kann nicht sein; 's ist heut Simons und Judä,
Da rast der See und will sein Opfer haben."

Ueber das Schilfrohr hinaus reichen die Schaumränder, in den Wald hinein heult der Sturm, daß er

einen Stamm nach dem andern zu jenen hinstreckt, die von den Stürmen des vorigen Herbstes hingeworfen worden sind und in welchen schon längst die Borkenkäfer hausen.

Niemand wundert sich, daß die Feste Allerheiligen, Allerseelen und Sanct-Hubertus der Zeit nach unmittelbar zusammengehören. Es sind das alles miteinander Erinnerungstage an entschwundene Geister. Bei Hubertus denkt übrigens Derjenige, welcher nicht eingeweiht ist, am wenigsten daran. Er hält ihn für einen Jäger, dessen Fest am 3. November in den Wäldern gefeiert wird, weil um diese Zeit alle Welt hinter dem Wildpret her ist.

Schaut man sich aber den sonderbaren Jäger und das noch sonderbarere Wild genau an, so sieht man, daß der Jäger kein anderer ist als der Edle von Hackelberg, der wundersame Schimmelreiter, der Sturmgott mit dem himmelblauen Mantel, Wodan, der Herr der Einherier. Das Wild aber, welches er jagt, das sind die schlimmen Geister, welche die Menschen von ihren Herdstätten fern haben wollen, welche sie in den Wald hinein scheuchen zu der andern Todtenschaar und zum Nachtvolke. Diese Gestalt jagt hinter den Geistern her, nicht hinter dem Wild. Aber es hat ihn das nämliche Schicksal erreicht wie den seligen Wodan. Er ist vom Gott zum Jäger herabgesetzt worden.

Der wilde Sturm rafft Alles zusammen, Blätter und Blumen, und reißt es hinaus in öde Dunkelheit. Der Rasende will sein Opfer haben. In den Tagen, in welchen die Sommerpflanzen der herbstlichen Kälte

erliegen, in welcher das gelbe Blatt vom Baume herunter=gerissen wird, ist die Zeit der Jagd, welcher nichts Le=bendiges entgeht.

Nächst der Frühlingsluft hat keine Erscheinung des kreisenden Jahres so viel Zittern in den Saiten der Lyrik hervorgebracht als die Verödung, welche der Herbst über die Erde verbreitet. Man kann den Dichtern nicht Unrecht geben, wenn sie diese Zeit als die unheimlichste des ganzen Jahrganges betrachten. Es hat sich dafür eine festgestellte Reihe von Decorationen unserem Gedächt=nisse eingeprägt. Die neblige Ferne, die einsamen Rufe der Saatkrähen, das Anschlagen der Wasser gegen den Felsenstrand, das Geheul im Kamine und Aehnliches ist ungezählte Male in Herbstschilderungen dagewesen.

Die Natur weiß eigentlich wenig von solchem Senti=mentalismus. Für sie ist der Herbst ein Frühling, dessen Erscheinung wegen Ermüdung der Mitspielenden um einige Zeit hinausgeschoben wird. Die Hüllen der Knospen für den nächsten Lenz sind schon da, die Larven warten wohlverwahrt im Boden, das Opfer verlangt der rasende See nur, um es gegen eine Neugestaltung auszutauschen. Man muß sich das so vorstellen wie das Begehren des Verwalters einer großen Bühne, welcher das Theater eine Zeit hindurch schließen will, um nach Ablauf derselben ein großes Glanzstück auf=zuführen.

Man soll also mit Ruhe in den Sturm hineinschauen. Er reißt nur gelbe Blätter weg.

Für Denjenigen, in welchem einmal die Ueberzeugung fest geworden ist, daß die Natur als etwas Untheilbares

zu betrachten sei, in welchem jedem inneren Vorgange ein äußerlicher entspricht, kann der schwermüthige Eindruck eines solchen Spätherbsttages nicht lange verstimmend wirken. Warum sollte denn gerade in diesem einzigen Falle die Sprache der sinnlich faßbaren Natur eine lügenhafte sein? Sie, die Unnützes und Abgelebtes beseitigt, zu gleicher Zeit aber schon wieder die Anstalten zu fröhlicher Weiterentwicklung trifft, bleibt auch hier mit ihren Symbolen die Lehrerin.

Möge der See rasen, mögen die Winde wüthen. Es sind Frühlingsboten und ihre gesteigerte Kraft deutet auf jene unzerstörliche Lebensfülle hin, von welcher wir mancherlei Verheißung empfangen, nicht nur in Hinsicht auf die Wiederkehr des Lichtes und eine sich verjüngende Pflanzendecke, sondern auch in Hinsicht auf andere Neugestaltungen. Solche Hoffnung ist mit dem wundersamen Abendscheine zu vergleichen, welcher an trüben Herbsttagen noch lange am Rande des fernsten Gesichtskreises glänzt, nachdem schon tiefe Dämmerung über die Erde eingebrochen ist.

Todtenfrühling.

Auf dem Rasen liegen Kränze und Beeren. Es brennen Lichter, in Feiertagsgewändern geht die Menge an Gräbern hin und her. Es weht ein Hauch von Wachs und Blumen, wie bei einem Freudenmal. Statt der Festreden lispelt es hier und dort: Das ewige Licht leuchte ihnen! Es wird da von den Menschen ein Doppelfest gefeiert. Die Einen gehen in den Garten, um die Fortwirkung des Andenkens durch ihre Gegenwart zu bethätigen, die Anderen denken an das Fegfeuer. Auf städtischen Friedhöfen sieht man die Auferweckung der Tochter des Jairus, auf ländlichen Flammen, in welchen gefesselte Leiber händeringend stehen und um Erlösung flehen, auch den flammenspeienden Höllenrachen.

Weit gehen die Vorstellungen aus einander. Hier sitzt der Pariser Arbeiter mit seinen Kindern auf dem Hügel der Fosse Commune. Sie haben sich ihre Mahlzeit mitgenommen und thun, als ob die daran Theil nähme, die Gattin, die Mutter, die dort unten ein-

gebettet liegt. Sie ist unsichtbar nahe und die Familie wieder beisammen. In rauher Wildniß des Hochgebirges fallen Kupfermünzen in eine eiserne Truhe. Der Priester hat gesagt, daß die Stimmen des Grabes die Spende eines heiligen Meßopfers erflehen.

Allenthalben ist aber die uralte Weltanschauung des Animismus in solchem Brauche mächtig, mag sie vom eigenen Bewußtsein, von Aufklärung oder Aberglauben immerhin verdunkelt sein. Das Fest mit seinen Lichtern und Blumen heißt auch in solcher Bedeutung nicht ohne Sinn Aller Seelen. Die Seelen neigen sich gegen einander und es will uns vorkommen, als sei da eine laute oder stillschweigende Anerkennung des Seelenreiches.

Es giebt wenig Feste, die mit solcher Theilnahme begangen werden. Nichts ist verständlicher, denn es giebt kaum ein anderes, dessen Schauplatz und Aeußerlichkeiten sowohl, als dessen seelische Wesenheit, mag sie in gröberer oder feinerer Weise begriffen werden, mit solcher Eindringlichkeit sprechen. Wir gehen auf dem Boden von Geheimnissen. Für Diejenigen sowohl, deren wachsgelbe Gesichter dort hinter den Scheiben der Säle sichtbar sind, als für die, welche vom Rasen verborgen werden, sind dieselben gelöst. Das Siegel ist hinweggenommen und die Frage beantwortet, gleichviel, ob die Beantwortung in der That mit der ewigen Vernichtung des Selbstbewußtseins erfolgt ist, oder ob sich ihnen eine Pforte aufgethan, ein Vorhang gehoben hat. Gewiß aber giebt es Viele, welche an diesem

Tage weiße Gewänder, frische Kränze und das Lächeln der Verklärung in unbekannten Fernen sehen.

In München befindet sich an der Capelle des südlichen Friedhofes ein Gemälde, welches, das ganze Jahr hindurch von einer Bretterverschalung verhüllt, am Tage Aller Seelen aber aufgedeckt wird. Es stellt die Auferstehung der Todten vor. Dieses Gemälde kann als sinnbildlich für einen großen Theil der Menschheit gelten. An den vielen Werktagen richtet sich kein Gedanke nach den großen Fragen. Das Bild ist in tauber Schale verdeckt. Die Noth der Augenblicke bewirkt es, daß die Menschen nicht Zeit oder Lust finden, sich nach seinen Gestaltungen umzusehen. So ergeht es nicht nur dem verschleierten Bilde, auf dem die Räthsel der Unsterblichkeit angedeutet werden, sondern auch anderen Gebilden, welche an fernsten Gesichtskreisen hier und dort von vorfühlender Ahnung der Ersten des Geschlechtes erspäht worden sind. Der Mensch geht auf der geschäftigen Erde herum und weiß nicht, was aus ihm wird. Er glaubt, es sei unmöglich, Gewißheit zu finden und bescheidet sich, indem er einstweilen dem Jenseits zu Gunsten des Diesseits entsagt.

Nicht in allen Besuchern des Todtenfestes, aber doch in recht vielen — in mehreren vielleicht, als man gemeinhin sich denkt — stellt sich doch wieder eine Ahnung des alten Räthsels ein, während sie zwischen den geschmückten Hügeln und Steinen dahinschreiten. Auch die Kunst wirkt mit, die schlummernde Empfindung anzuregen. Schmetterling und Phönix, gemeißelt und aus dem Stein hervortretend, gesellen sich zu christlichen Sinn-

bildern. Auf den Wegen aller Sinne tritt ihnen die transscendente Bedeutung dieses Tages entgegen. Mit dem Gehör erfassen sie die mystischen Worte des Dies Irae, die Trauermusik, das Glockengeläute. Dem Geruch drängt sich Blumenhauch und der Opferduft des Weihrauchs an. Die Augen sehen geschmückte Rasen- und Marmorhäuser, deren Insassen den Blicken der Lebendigen entrückt sind. Die bunten Kelche werden auf den Hügel mit dem nämlichen liebevollen Eifer gepflanzt, mit der sie auf den Geburtstagstisch gestellt werden. Es duftet und glänzt auf der dunkeln, nebelberieselten Erde. In den Gesichtern liegt es wie eine Ahnung, daß das stille Volk dort unten sich der blühenden Geschenke und der Erinnerungsstunden freue.

Liebe ist bei allem Geschaffenen gleichbedeutend mit Frühling. Der Frühling der Oberfläche des Erdengrundes ist mit Liebe angefüllt. Darum kann man den Tag, an dem Liebe über dem Moder erscheint, wohl einen Frühling für die Todten nennen. Er kommt ja mit Blumen und mancher heiße Tropfen sickert langsam in die Erde.

Dieses Geschlecht, welches zwischen den Denkmälern wandelt, hat seine zweigetheilte Natur mit in den Garten hinaus genommen. Man sieht es leicht vielen Gesichtern an, daß die Tröstung, die dem Glauben an Uebersinnliches innewohnt, für sie nicht vorhanden ist. Und doch möchten diese Menschen sich ihr so gerne hingeben. Aber Alles, was sie gelernt haben, widerspricht ihr und läßt sie als ein wohlthätiges Gewebe von Fabeln erscheinen. So wird der Mensch dieser Zeitläufte in un-

harmonischer Bewegung innerlich hin- und hergezerrt. Hier ist es das Gemüth mit seinen Sätzen, welche fordern. Sie fordern den Glauben an die Fortdauer, an den Geist in der Natur, an die Folgerichtigkeit im Zusammenhange zwischen der sittlichen und körperlichen Welt. Dort sind es Verstand und Wissen, welche dem Gemüthe wieder ausreden, was es sich vorsagt. Jener zeigt ihm das Unheil und das Uebel als übermächtig und lehrt ihn, seine liebsten Ideale zu verleugnen. Dieses erinnert ihn an den untrennbaren Zusammenhang zwischen Geist und Nerven, an die thierische Natur des Menschen, die ihn wie jedes Wesen zum gänzlichen Tode verurtheilt. So sind die Lebenden trüb oder ernst, während die Todten mit Blumen und Lichtern bedacht werden.

Das Todtenfest erscheint nicht als einzige Gelegenheit, bei welcher vom volksthümlichen Bewußtsein an Theilnahme an dem, was oben geschieht, in den stillen Kammern geglaubt wird. In vielen Volksliedern wird erzählt, daß der Schläfer sich am aufkeimenden Frühling oder am Gesang der Nachtigallen erfreue. In einem der schönsten Lieder unseres großen schwermüthigen Dichters bläst der Fährmann ins Horn, daß sein Kamerad in der Grabesnacht sich daran erfreue. Nicht selten vernimmt man die Rede, daß der Gestorbene sich in seinem Erdenbette beunruhigt wende, wenn er Kunde von diesem oder jenem Vorgange auf der Oberfläche erhalte. So kann man Freude den Schläfern anthun, aber auch Mißmuth und Schande, wie es gleichwohl vom Volksmunde oft gesagt und wiederholt wird.

So ungefähr, wie ich es bisher niedergeschrieben,

konnten die Betrachtungen zusammengefaßt werden, denen sich der Besucher eines kleinen Kirchhofes hingab. Draußen raste der Bergsee. Es war das Wetter, wie es Schiller darstellt in jenem Gemälde des Octobertages:

„Es ist Simonis und Judä ....“

Die Bauern gingen in weiten blauen Mänteln herum und der Kirchhof wurde den ganzen Tag über nicht leer. Darauf begaben sich die Meisten ins Brauhaus und tranken neues Bier. Schon gegen Nachmittag entstand eine Rauferei. Hier an der Pforte griff Jeder in den Weihbrunnkessel. Kerzen brannten auf den Gräbern, auf anderen schimmerten rothe Vogelbeeren. Selbst im Beinhause, wo die ausgegrabenen Schädel über einander gehäuft sind, war hinter der einen und anderen Augenhöhle ein Lichtchen angesteckt. Dieser Anblick erinnerte an jene Spielerei eines Bildes, auf dem ein Liebespaar dargestellt ist, welches sich bei näherer Betrachtung als ein Todtenkopf mit übergroßen, grell beleuchteten Augenhöhlen erweist. Die Berge waren noch schwarz. Um ihre Gipfel zog sich hier ein goldener Schein, dort hingen Wolken wie umgestürzte Berge über dem aufgeregten See. Aus den Nebeln sanken Lichtstreifen auf die Erde und Alles war so traurig, daß es nicht mehr des dumpfen Glockenhalles bedurft hätte, um den Einsamen in Todesträume einzusingen.

Im Wirthshaus aber wurde viel getrunken und dabei von Viehhandel und Schweinezucht gesprochen. Zuletzt mengte sich ein zugereister Handwerksbursche ins Gespräch. Darüber kam es zu groben Worten

und zu einer Prügelei, bei welcher die meisten Geräthe des Zimmers zerbrochen wurden.

Bei diesen Gästen trat der theoretische Glaube hinter die Gewohnheit zurück. Die Blicke auf dem Kirchhof, insoweit sie sich anderen herumgehenden Leuten oder dem Buchstabiren einzelner Inschriften zuwendeten, galten mehr den Darstellungen der armen Seelen im Fegefeuer als einem Bilde der Auferstehung. Die Schrecken fesseln die Einbildungskraft mehr, als die Freuden eines unverstandenen Himmels. Es handelt sich darum, den Verstorbenen zu früherer Erlösung aus ihrer Pein zu verhelfen. Alles Uebrige ist bei Menschen dieses groben Schlages, welche mitunter von unseren Dorfgeschichten-Dichtern mit solcher Empfindsamkeit ausgestattet werden dumpfe Gewöhnung.

Dennoch verspüren diese Leute, die gleichgiltig herumschlendern zwischen den Kreuzen und Beinhäusern, andere Schauer des Friedhofes, die mit menschlicher Empfindung nichts zu thun haben. Es zeigt sich jene Geneigtheit zum Formelwesen, die sich um den Inhalt der Formel nichts kümmert und die überall ein Kennzeichen der Massen ist. So spukt in den Köpfen die Sage, daß die Geister der Verstorbenen die ungeweihte Erde, die heute an den schweren Bauernstiefeln klebend herumgetragen wird, um Mitternacht mit Besen vom geweihten Grunde hinausfegen. Dem nämlichen Formelglauben kann es angerechnet werden, daß dort in einem Winkel die spärlichen Gräber der Evangelischen aufgeworfen sind.

In Anbetracht der Kürze des menschlichen Erden-

daſeins, in Vergleichung des verſchwindend kleinen Zeitraumes, in welchem ſich die Stoffe des Körpers beſeelt bewegen, mit den Aeonen, in welchen ſie der ſogenannten todten Natur angehören, ſo daß man, atomiſtiſch geſprochen, die Verbindung eben dieſer Stoffe zu einem Menſchen nur für eine blitzſchnell vorüberziehende Epiſode in ihrer Geſchichte halten kann, gelingt es Einem mitunter, die Gewohnheit herkömmlicher Beſchauung abſchüttelnd, alle Diejenigen, die auf dem Kirchhofe wandeln, bereits als Inſaſſen desſelben anzuſehen. Man ſtellt ſich dieſelben vor, wie ſie, wenn ihr Urlaub verſtrichen, allgemach in die harrenden Grüfte hinabſteigen. Nach wenigen Decennien iſt keiner dieſer Gäſte mehr vorhanden, ſie ſind alleſammt in ihre Behauſungen eingerückt. Schaut man einmal mit dieſem Auge um ſich, dann will man auch eine Art von hippokratiſchem Zug in allen Geſichtern entdecken.

Das Leben erſcheint Jemandem, der in ſolcher Stimmung befangen, wie ein Kirchhof, über den in nächtlicher Schwüle Blitze hinzucken. Jetzt iſt nur Schweigen, Nacht und Tod. Mit einem Male leuchtet es auf, man erkennt für einen Augenblick weiße Geſtalten, Kränze, Werke der Kunſt, Gemälde. Im nächſten Augenblicke iſt Alles wieder in die frühere Nacht verſunken.

Unſerem chriſtlichen Todtenfeſte iſt die Vorſtellung des Fegefeuers beigemengt worden und es mag ſein, daß der menſchlichen Bedeutung dieſes Tages dadurch Abbruch geſchah. Gewiß iſt ein Theil der gemüthlichen Seite hierdurch beeinträchtigt. Schon aus der legenden-

haften Geschichte von der Entstehung dieses Festes geht hervor, welch überwiegende Rolle die Qualen spielen. Es wird berichtet, daß vor etwa neunhundert Jahren ein Pilger von Jerusalem zurückkehrte. Als er sich zwischen Griechenland und Sicilien auf dem Meere befand, sah er einen feuerspeienden Berg und aus den Flammen heraus hörte er jammernde Stimmen, die nach Almosen und Seelenmessen verlangten. Abt Odilo von Clugny nahm sich darum an und seit der Zeit wird das Fest Aller Seelen gefeiert.

Im November 1870 hatte ich selbst Gelegenheit, die Festbedeutung von dieser Seite her kennen zu lernen. Zu Mittenwald im baierischen Hochlande befand sich ein Holzknecht, der einige Tage vor Aller Seelen dem Beneficiaten erzählte, sein in Frankreich als Soldat erschossener Bruder sei ihm erschienen, aber zu seinem Schrecken schwarz am ganzen Leibe. Auf die Frage des geistlichen Herrn, ob er Seelenmessen für denselben habe lesen lassen, antwortete er verneinend. Darauf zahlte er fünf Messen zu je achtundvierzig Kreuzer Süddeutsche Währung. Nach wenigen Tagen trat der Bruder wieder im Traum zu ihm. Er war glänzend schneeweiß geworden.

Wegen dieser Beimischung hat auf dem Lande die Todtenfeier, so viel auch über das Idyll ländlicher Friedhöfe gedichtet wird, kaum jenen rührenden Zug, der ihr in den Städten zukommt. In den letzteren tritt das formal Kirchliche mehr zurück und die Feier hat, wenn auch weniger Gebete dabei hergesagt werden, etwas, was mehr zum menschlichen Herzen spricht.

Was an Abschreckung verloren gegangen, ist der Empfindung zu gut gekommen.

Stellt man oben angedeutete Scenen, die aus einem Dorfe unseres Hochgebirges abgezeichnet sind, neben einen Auftritt, der sich unter den heidnischen Wotjäken der nordfinnischen Wälder abspielt, so entdeckt man, trotz der dort seit anderthalb Jahrtausend gebietenden kirchlichen Cultur und Angewöhnung, vielleicht doch keinen allzugroßen Unterschied. Stellen wir nur das eine Bild neben das andere.

An einem Tage des Spätherbstes setzten sich die Männer in Fellen, die Weiber mit ihren Birkenrinden-Mützen auf eine Rodung im Fichtenwalde. An einem Baumstumpfe werden Lichter befestigt. Die Anzahl der Lichter bedeutet die der Gestorbenen. Alsdann bringen sie Schalen mit Kuchen und Butter, Krüge voll Bier. Die Verstorbenen werden beim Namen angerufen und ihnen Ruhe im Grabe gewünscht. Das Essen wird ihnen vorgesetzt und das Bier über die Hügel ausgegossen.

Was auch immer dagegen gesagt worden ist, so kann es mit Grund doch nicht abgeleugnet werden, daß die Empfindsamkeit, die leichter in Tönung zu versetzende Besaitung, bei Gebildeten gesucht werden muß, nicht bei den Menschen der rauhen Arbeit und der von Noth, Unwissenheit oder Habsucht eingeschränkten Gesichtskreise. Man wird deshalb in Städten unvergleichlich mehr Stimmung für dieses Fest finden als auf dem Lande. Der Dogmatismus aber hat mit der Erzeugung solcher Stimmung wenig zu schaffen. Es tritt

das Menschliche minder hervor und die Leuchte der Religion spendet hier sanften, milden Strahl, nicht dämonisches Feuer.

Es ist nicht so allgemein bekannt geworden, was die englischen Forscher der jüngsten Tage über den Ursprung metaphysischer Anschauung und religiösen Sinnes bei den Völkern zu erzählen wissen. Mit der anwachsenden Fülle von Anschauungen, die in bisher unbekannten Ländern und bei den rohesten Wilden gesammelt wird, wächst der Stoff von Thatsächlichem. Und da zeigt sich, daß es das Geheimniß des Todes war, welches allenthalben den armen Menschen von seinen Gedanken an den Kampf mit der Natur und Seinesgleichen zuerst abzog. Er sah, daß Diejenigen, die um ihn lebten, kalt und starr wurden. Ihre Gestalt war noch da, aber Ton, Bewegung, Blick entwichen. Wohin war das gegangen? Diese Frage konnte er sich nicht beantworten. Es erschien ihm deßhalb der Todte als etwas Geheimnißvolles und, da es auf dieser Stufe vom Geheimniß nicht weit ist zu scheuer Angst, als ein Gegenstand der Verehrung. So haben wir, wie aus der Beobachtung vieler Barbaren sich ergiebt, in der Verehrung der Todten die erste Spur von Religion vor uns. Leichname waren die ersten Fetische. Man ersieht daraus abermals, wie Voraussetzungen irregehen und wie unsere Naturphilosophen, welche als ersten Gegenstand solcher Verehrung sich die „Mutter Erde", die Sonne, den Himmel oder Aehnliches vorstellten, von der Wahrheit sich entfernt haben.

Vielfältig sind gewiß die Gedanken Derjenigen, die

sich auf dem Friedhofe bewegen und ihre Todten besuchen. Der Tod ist uns noch immer ebenso ein Geheimniß, wie das Leben — ein Geheimniß, dessen Ergründung wir nicht näher gekommen sind als jene Wilden, die den starren Leichnam aufrecht vor sich hinstellten und ihm Opfer brachten. Man wird sich indessen nicht täuschen, wenn man annimmt, daß in Vielen, insbesondere in Frauen, das Bewußtsein der Unsterblichkeit lebendig ist. Gern denkt sich die Mutter ihr Kindlein in verklärtem Lichte. Gewiß richtet sich mancher Blick nach dem düsteren Nebelgewölbe, als ob er jenseits desselben in anderer Gestaltung den Schläfer suchte, auf dessen Hügel die letzten Rosen gestellt worden sind.

Die Lehren der Kirche sowohl, als die Schwingen der Einbildungskraft führen leicht auf diesen Weg nach der Höhe.

Sieh' wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft.

Dieser Raum wird über die Erde hinaus versetzt. Darum denken sich Viele den Tod so, als ob er plötzlich eine neue Schaubühne aufthäte. Der verstorbene König Ludwig von Baiern äußerte sich oft, es müsse im ganzen Dasein des Menschen, sei es das dies- oder das jenseitige, der merkwürdigste Augenblick derjenige sein, in welchem sich ihm, mit einem Tritt über die Schwelle, eine Welt voll ungeahnter Wunder enthülle.

Wenn die Sonne im Meere sinkt, entsteht gegen Westen eine schwimmende Insel blendenden Lichtes.

Dieser strebt ein schwarzes Schiff zu. Wir erinnern uns jenes Kinderbuches, welches erzählt, wie Mohren zuerst den Vater von einer wüsten Insel abholen, dann die Mutter und zuletzt die Kinder und wie die letzteren jauchzen, daß sie, dem fernen Gestade entgegenrückend, auf einem herrlichen Eilande unter Palmen ihre Eltern stehen sehen, von denen sie mit ausgebreiteten Armen erwartet werden.

Diese kindliche Vorstellung ist mächtiger, als es gewöhnlich zugestanden wird. Indessen drängt sich unter einer Menge von Gebildeten, welche Menge gleichfalls den gebräuchlichen Schätzungswerth weit überragt, noch eine andere Auffassung des Geheimnisses vor. Diese Auffassung ist nicht ein Wissen, sondern eine besondere Art des Glaubens, die mit jenem Glauben verglichen werden kann, mit welchem der Blindgeborne an das Dasein von Farben denkt.

Man muß, um dies verständlich zu machen, etwas weiter ausholen. Nicht immer wurde die Seele — oder wie man den unsterblich gebliebenen Theil des Menschen nennen mag — jenseits des Himmelsgewölbes oder auf andere Weltkörper versetzt. Oft ersah man sich dazu anmuthige Orte der nächsten Umgebung aus. Grüne Felder, anmuthige Weidegründe und Aehnliches genügten. Der „Himmel" befand sich auf der Erde. Im Zusammenhange damit befand sich wohl die liebliche Idee der Verwandlungen, welche jugendliche Menschen, die aus Liebe Schmerz erlitten, sich in Blumen, Bäume, Quellen umgestalten ließ. Auch der Olymp ist noch Felsen, ist noch Erde. Der hohle Raum

des Himmels erscheint als spätere Vorstellung. Selbst in der Sprache liegen Andeutungen vor, daß im Sinne des Volkes jenes Unsichtbare im Menschen nicht gerade als ätherischen Ursprunges galt. Im Deutschen ist Seele mit „Wasser", dem wandelnden, beweglichen, umgestaltbaren (saivila und saios) verwandt, wie es der große Dichter in „Mahomed's Gesang" ausgesprochen, ohne über den sprachlichen Zusammenhang unterrichtet zu sein.

Ein solches Herabziehen des Himmels auf die Erde gewahren wir abermals in jenem Glauben, der heute, ob wir es anerkennen wollen oder nicht, unter den angesehneren Klassen der westlichen Völker Millionen Anhänger gewonnen hat, dem Spiritismus. Was ihn vor allen anderen Systemen ausgezeichnet, ist, daß bei ihm mit der jenseitigen Welt, dem Himmel, dem Wohnsitz der Abgeschiedenen keineswegs, wie sonst überall, der Begriff des Fortschrittes verbunden ist. Er sagt weder, daß die „Geister" über, noch daß sie unter uns stehen. Seine Behauptung ist dahin gerichtet, daß es Daseinsformen giebt, welche wir mit den dermalen vorhandenen sinnlichen Mitteln nicht Alle wahrnehmen, dies vielmehr einigen Wenigen vorbehalten bleibe.

Die „Medien", wie man diese Wenigen nennt, erscheinen als erste Knospen, als Vorboten und Vorläufer eines weiteren Fortschrittes, im Wahrnehmungsvermögen der Menschheit. Es wird dies Verhältniß mit der Thatsache verglichen, daß es unter den Wesen sämmtlicher Epochen der Erdrindengeschichte solche gab, welche ihren Genossen sozusagen voraus waren und an sich

schon die Attribute der weiteren und späteren Entwicklung vorgebildet trugen. Für den Spiritisten (und hierin wird ihm Recht gegeben werden müssen) ist die dermalige Sinnen-Ausrüstung der Menschheit ebenso wenig das letzte Wort der Anthropologie, als es die Umrisse der Saurier oder Pachydermen in der Zootomie waren. Nur der Materialist hält an dem willkürlichen Satze fest, daß die Welt nach und mit dem derzeitig vorhandenen Sinnen-Apparat vollkommen genügend zu erklären sei. Daher kommt es, daß dem Unsterblichkeitsglauben der Spiritisten nichts von religiösem Optimismus, von Belohnung und Seligkeit anhaftet. Ich kenne Atheisten, welche an die Unsterblichkeit glauben. Da wird der Himmel zur „vierten Raumdimension", einer neuen Kategorie unseres Auffassungsvermögens, die erst allgemach sich in der Menschheit entwickeln wird, so wie auch beispielsweise die Sinne für Perspective, für Farben, für Töne sich nach und nach in Aeonen herausbildeten. Es widerspricht das der darwinistischen Lehre nicht, ja man kann Darwin, wenn man an die weitere Fortbildung unseres Wahrnehmungsvermögens denkt, in jenem Sinne einen Apostel der Unsterblichkeit nennen.

Nachdem der Materialismus, welcher den Glauben an persönliche Fortdauer als Albernheit hinstellt, selbst nur auf dem Boden eines unbewiesenen und haltlosen Satzes, des Satzes von der hinreichenden Ausstattung unseres dermaligen Cerebral-Apparates zur Lösung derartiger Fragen sich festhält, braucht sich Niemand seines Glaubens an solche Fortdauer zu schämen. Mag er sich dieselbe wie immer vorstellen — in der Gestalt der

sich jäh öffnenden wunderbaren Schaubühne, in Gestalt des Himmels voll lächelnder Seligen oder im einstigen Zusammenfluß der irdischen Vorgänge mit den kosmischen: solche Ueberzeugung wird stets eine besondere Gnade für Geist und Herz bleiben. Man muß nicht denken, daß die Abwesenheit der Phantasie und der Hoffnung ein Zeichen geschärften Verstandes sei. In jedem Falle aber hat der Materialist noch zu erklären, wie so es komme, daß die Besten von uns, die doch auch Natur sind wie alles Uebrige, sich in schmerzlichem und widerspenstigem Gegensatze gegen das befinden, was er als unumstößliche Wahrheit in der Weltanschauung auffaßt. Wie leckt die Natur gegen den eigenen Stachel?

Der Eine steht so auf dem Kirchhof, daß er von der Cypresse nur den schwarzen Schaft, die dunkle Säule, sieht. Für den Andern ist es eine himmelanzüngelnde Flamme voll von Myriaden von Regenbogenlichtern in Diamanttropfen. Denn die Sonne steht hinter ihm, daß sie all diese Farben des Hoffnungsbogens im Thau des Morgens, der an den luftigen Zweiglein haftet, anzündet.

So feiern jetzt die Todten einen Frühlingstag, den die Lebenden mit ihren Blumen schaffen. Liebe ist Frühling, Liebe erzeugt den Frühling. Denn wenn wir Liebe hinter uns auf dieser Erde der Lebendigen zurücklassen, wird uns ein Anflug solchen Frühlings nicht fehlen — wenn auch nicht in vergoldeten Lampen und kostspieligen Kränzen und gemeiner pompa, doch in einem Sträußlein von Immergrün. Das ist die Moral

des Allerseelentages und so sind zu deuten die Worte Greif's:

Todtenfrühling, Aller Seelen,
Einst im kalten Ruhethal
Um das eingesunk'ne Mal
Laß es nicht an Blumen fehlen,
Todtenfrühling, Aller Seelen!

Auf den Berg.

Auf dem Radstädter Tauern befindet sich ganz nahe an der Höhe ein kleiner Friedhof. Man sieht in ihm einen Grabstein mit adeligem Wappen, die meisten Gräber mögen Leute bergen, die im Tauernhause und in anderen Häusern des Berges gestorben sind; mancher Hügel deckt auch die Ueberreste eines Menschen zu, welcher auf dem unwirthlichen Tauern in Kälte und Sturm zu Grunde ging.

Ueber alle diese Gräber, auf welchen die meisten Kreuze vom Schneedruck und Unwetter zur Seite geneigt sind, ragt ein großes, hohes Kreuz. An ihm hängt ein Christus mit metallener Dornenkrone. Seltsam schaut diese Gestalt in die Wildniß hinaus.

Wie es jetzt mit der Seelsorge für die paar Leute bestellt ist, welche Winter und Sommer auf dem Tauern wohnen, weiß ich nicht zu sagen. Dagegen erinnere ich mich, daß vor einigen Jahrzehnten, zu einer Zeit, zu welcher ich den Tauern mehrmals in den kalten Monaten überschritt, dort oben immer ein geistlicher

Herr hauste, welcher diesen düsteren Ort seiner Wirksamkeit wohl wegen kleiner Sünden gegen die canonischen Vorschriften angewiesen erhalten hatte. Der sah wohl während des Winters keine andere Gesellschaft vor seinem verschneiten Fensterlein vorüberziehen, als die Gestalten der Wegmacher mit ihren von der Tauernluft gebräunten Gesichtern, Kraxenleute, die ihren Vorrath von armseligen Waaren auf dem Rücken herumtrugen; wälsche Bilderhändler, Katschthaler, welche Salzsäcke nach Kärnten hinüber lieferten, und ähnliches Volk. Seine einzige Unterhaltung war, wenn es das Wetter erlaubte, wöchentlich ein- oder zweimal, trotz der Lawinen, welche den Weg bedrohten, nach Untertauern hinabzugehen und dort mit dem Postmeister Tarok zu spielen.

Von dieser Unterhaltung kam er eines Abends zu Anfang November auf der tiefverschneiten Straße herauf, als ihm gemeldet wurde, daß ein junger Fremder, der für die Nacht im Tauern-Wirthshause bleiben wollte, dort einsam in der Stube sitze. Er beschloß, dorthin zu gehen und mit Jenem bei steierischem Wein ein Stündchen zu verplaudern.

Mittlerweile hatte der junge Fremde durch die halb überfrornen Scheiben hindurch, bald den Mond betrachtet, welcher voll über der weißen Landschaft glänzte, bald seinen bleichen Wiederschein auf einer Marmornische, welche neben der Thür in die Mauer eingelassen ist. In dieselbe befindet sich die Jahreszahl 1641 und der Name Wolf Wiesenegger eingemeißelt, welcher Name mit den Geschicken des alten Berghospizes in vielerwähntem Zusammenhange steht.

Vielleicht hatte der Wirth, welcher dem geistlichem Herrn Nachricht von der Anwesenheit eines Gastes zukommen ließ, geglaubt, dieser langweile sich ebenso in seiner Vereinsamung, als es der Geistliche zu thun pflegte. Hierin aber täuschte er sich. Vielleicht hatte er noch Niemanden kennen gelernt, welcher beschaulich oder träumerisch angelegt war, gleich dem jungen Gaste. Dieser hatte mittlerweile Stoff genug gefunden, welcher seine Gedanken beschäftigte. Zuerst hatte er sich des reinen, silberweißen Glanzes der Einöde gefreut und die unbestimmten Umrisse entfernter, beschatteter Felsblöcke in Gestalten umgewandelt, wie sie ihm eben die Laune der Einbildungskraft eingab. Sodann hatten sich seine Gedanken jenem Wolf Wiesenegger zugewendet und die Bergstraße mit all den Rompilgern und anderen fahrenden Leuten bevölkert, welche dieselbe in längstvergangenen Tagen beschritten haben mochten. Zuletzt aber beschäftigte sich sein Vorstellungsvermögen mit einem Weib, von welchem ihm der Wirth, der anfangs geglaubt hatte, dem einsamen Gaste Gesellschaft leisten zu müssen, vorhin erzählte.

In den späten Nachmittagsstunden, so hatte der Wirth gesagt, sei eine Frau gekommen, welche er dem Aussehen und der Aussprache nach für eine Italienerin hielt. Dieselbe sei ärmlich gekleidet gewesen und in halb erstarrtem Zustande angelangt. Ein erwärmendes Getränk habe er ihr fast mit Gewalt aufnöthigen müssen. Er habe sie, wie das die Vorschrift des Hospizes bei starker Kälte oder bei drohendem Unwetter verlangt, zwingen wollen, bis zum nächsten Tage im Tauern-

hause zu bleiben. Sie habe sich endlich gefügt, sich aber ausgebeten, daß man ihr das Grab eines Mannes zeige, welcher im vorigen Winter auf den Tauern erfroren gefunden wurde und hier begraben worden war. Wenn sie dies gesehen hätte, so würde sie, dies war ihr heiliges Versprechen, zuversichtlich zurückkommen.

Der Wirth hatte sie durch eine Magd hinüberführen lassen und erwartete jetzt jeden Augenblick, daß sie wieder komme.

Die Gedanken des Fremdlings machten sich viel zu schaffen mit dieser Frau. Wodurch konnte sie veranlaßt werden, aus einer entlegenen Gegend um diese Jahreszeit auf den Tauern zu kommen?

Eben, als er wieder in die frostige Landschaft hinausschaute, wie um dort das Räthsel gelöst zu finden, trat der geistliche Herr in die Stube. Er begrüßte den Fremdling und, nachdem die üblichen Fragen und Antworten abgethan worden waren, setzte er sich an dessen Tisch, über welchem nun auch der Wirth die Lampe aufhängte.

Der Wirth verabsäumte es nicht, auch dem Geistlichen Mittheilung von dem sonderbaren Besuche zu machen. Er glaubte hier um so mehr Theilnahme zu finden, als es der Geistliche selbst gewesen war, der den fraglichen Mann im vorigen Winter begraben hatte.

Der Geistliche antwortete: „Das ist ja die nämliche Frau, über welche wir uns in Untertauern so gewundert haben. Trotz ihres armseligen Aussehens hat sie dort eine Flasche vom besten Wein verlangt, denselben aber nicht getrunken, sondern in ihre Tasche gesteckt.“

„Sonderbar," entgegnete der Wirth. „Hätte es der Mann, nach deſſen Grab ſie fragte, ebenſo gemacht, ſo würde er noch heute leben. Aber der war ja ein Trinker, wie mir noch keiner vorgekommen iſt. Das Wetter war gar nicht ſo ſchlimm, als er fortging. Er hat ſich eben irgendwo niedergeſetzt, iſt in ſeiner Trunkenheit eingeſchlafen und erfroren."

Der geiſtliche Herr wendete ſich an den Fremden und ſagte: „Ein rüſtiger Menſch braucht ſich auf dieſer Tauernſtraße auch vor keinem Wetter zu fürchten, nur etwa den Abgang einer Lawine ausgenommen. So lange ich denke, ſind nur Bettelweiber und halbverhungerte, ſchlecht gekleidete Handwerksburſchen auf dem Tauern geblieben. Mit dem Mann aber, von welchem da die Rede iſt, hat es ſeine eigene Bewandtniß. Mir kam er vor, wie ein verunglücktes Genie, welches ſeinerzeit einmal Tüchtiges leiſtete oder wenigſtens leiſten gekonnt hätte, wenn nicht ein böſer Geiſt in ihn gefahren wäre. Ich habe draußen im Ennsthale in einer Kirche ein Bild von ihm geſehen, welches gewiß nur einem wirklichen Künſtler gelingt. Aber der Mann arbeitete ſchleuderhaft und handwerksmäßig. So ein Altarbild in die Kapellen haute er für ein paar Gulden auf die Leinwand hin, wie ich von einigen meiner Amtsgenoſſen ſpäterhin in Radſtadt gehört habe. Wahrſcheinlich ſteckte der Teufel, der ihn verfolgte, in der Flaſche. Ich ſehe ihn noch heute vor mir, wie er da an dem nämlichen Tiſche ſaß und von dem ſchwerſten Wein eine Maß nach der andern hinunterſchüttete. Es iſt das eine Untugend, die bei den Italienern nicht allzu

häufig vorkommt. Als er gefunden wurde, lag er dort beim Petersbühel neben der Straße. Das Geld und die Papiere, die er bei sich trug, schickten wir in seine Heimat. Nur die schwarzen Haare — es ist mir noch so, als ob ich vor der Leiche stünde — schauten aus dem Schnee heraus, der über ihm gefallen war."

„Vielleicht ist es seine Frau, welche sein Grab aufsucht," bemerkte der Fremdling, nachdem einige Zeit Stillschweigen geherrscht hatte.

„Möglich," sagte der Wirth gleichgiltig, indem er einem Viehtreiber, welcher mit einigen Mastochsen angekommen war, auf sein Begehren Branntwein brachte.

„Wann ist denn die Frau auf den Kirchhof gegangen?" fragte der Geistliche.

„Es ist nicht viel mehr als eine Viertelstunde," antwortete der Wirth. „Es war schon finster. Sie hat eine Weile warten müssen, weil die Magd eben beim Melken war."

Der Geistliche besann sich eine Weile, dann sagte er:

„Ich wäre wohl neugierig, zu sehen, was die Frau auf dem Friedhofe treibt. Wenn es Ihnen genehm ist, so gehen wir hinüber."

Der Fremde empfand nicht minder Theilnahme an dem absonderlichen Vorfalle und erklärte sich bereit.

Vom Tauernhause sind es nur wenige Schritte bis zum Kirchhofe. Auf dem Wege begegnete den Beiden die Magd. Dieselbe erzählte, daß, als sie auf den Kirchhof gekommen waren, dort nur auf einem einzigen Grabe ein Lichtlein gebrannt hätte, und zwar auf dem Grabe eines Menschen, den man als „Wiedergänger"

fürchtete, weil er angeblich zu seinen Lebzeiten viele fremde Wiesen abgemäht hatte. Die Frau habe sich, so sagte sie, vor dem Grabe des Verunglückten auf den Knien in den Schnee geworfen, eine mitgebrachte Kerze angezündet und sie in den Schnee gesteckt. Dann habe sie die Begleiterin gebeten, sie allein zu lassen.

Bald darauf standen die beiden Männer selbst vor der Kirchhofsmauer. Sie erblickten die beiden Lichter, von welchen ihnen die Magd erzählt hatte. Keine Allerseelen-Blumen schmückten die Grabhügel, welche unter dem darüber gewehten Schnee nur an sanften Wellenlinien zu erkennen waren. Dafür aber zierte die Frostdecke selbst die Ruhestätten der Schläfer. Der Mondschein flimmerte in den harten Krystallen, goldig und grünlich spielte das Licht auf der weißen Erde. Man hörte nichts, als das leise Murmeln der schwarzen Gestalt, welche sich über den Hügel neigte, und ein leichter Nordwind trug undeutlich den Gesang der Geister vom Wassersturze der Tauern-Ache herauf. Die Kälte drang den beiden Männern bis ins Mark.

Noch ein Licht sahen sie. Er war das schwache Licht eines Oellämpchens zu Füßen des Gekreuzigten, welches nach einem Brauche an diesem Abend angezündet worden war. Ein davor gestecktes rothes Glas in Herzform gab demselben einen seltsamen, blutigen Schein. Der Fremdling schauderte vor Frost, da er sich unbeweglich hielt. Schon wollte er sich in Bewegung setzen, als ihn der Priester an der Schulter berührte und auf das Grab hin zeigte, über welches jetzt die Frau beinahe mit dem ganzen Körper sich hinbeugte.

Beide Männer hörten deutlich, wie liebkosende Worte gegen den beschneiten Hügel hin gesprochen wurden. Zugleich aber nahmen sie wahr, daß von der niedergebeugten Gestalt ein Stück blinkendes Metall, offenbar ein Messer, in den Boden hineingestoßen wurde. Dieses geschah zu wiederholtenmalen, zuletzt in immer rascherer Aufeinanderfolge.

Im Scheine des rothen Lichtes war deutlich zu erkennen, daß kleine Klumpen gefrorener Erde über den weißen Hügel hinflogen.

„Um Gotteswillen," sagte der geistliche Herr, „das Weib will, wie es scheint, den Todten ausgraben!"

Es sah allerdings genau so aus. Aber schon im nächsten Augenblicke wurden die beiden Zuschauer eines Andern belehrt.

Man sah plötzlich, wie die Frau einen dunklen, länglichen Gegenstand gegen den Hügel senkte. Als Mondstrahlen auf denselben fielen, erkannte man ihn als Flasche.

Nun vernahm man ganz deutlich an dem „Gluck! Gluck!" derselben, daß eine Flüssigkeit ausgeschüttet wurde.

Den jungen Fremdling wollte es bedünken, als ob er mit einem Male in längstvergangene Jahrtausende zurück entrückt worden wäre. So mochte man vor undenklichen Zeiten durch Speise- und Trankopfer der Abgeschiedenen gedenken.

„Nicht wahr, das freut Dich, mein Allerliebster? Gluck! Gluck! Ah, wie das gut thut! Ist Dir nichts Lieberes gewesen auf der Welt! Doch einmal war eine

Zeit, wo Du auch mich lieb gehabt haſt. Ha! Ha! Gluck! Gluck!“

Das dauerte noch einige Augenblicke ſo fort. Endlich war die Flaſche geleert; die Frau erhob ſich, ſprach noch leiſe einige Worte gegen die Erde hin und ſchritt dem Gitter des Kirchhofs entgegen.

Trotz der Helle, welche der Mond verbreitete, wurden die beiden Männer von ihr nicht geſehen. Sie ſchaute ſtarr vor ſich hin und ſchlug den Weg nach dem Tauern-Hoſpiz ein, auf welchem ihr die Männer in einiger Entfernung folgten.

Beide waren überzeugt, daß ſie es mit einer Wahnſinnigen zu thun hatten. Der Geiſtliche erwog bereits, was er in dieſem Falle anzuordnen habe. So erreichten ſie die Gaſtſtube.

Dort ſahen ſie das Weib, wie es ſich mit ſeiner dünnen Kleidung gegen den großen ſteinernen Ofen drückte, um ſich von der ausgeſtandenen Kälte zu erholen. Die Geſtalt bot nunmehr einen von dem vorigen verſchiedenen Anblick dar. Der unnatürlichen Aufregung und Ueberreizung war ein ebenſo ſtarker Zuſammenbruch gefolgt.

Es befand ſich außer den beiden Männern dermalen Niemand in der Stube. Dies benützte der Geiſtliche dazu, um die Frau freundlich anzureden und ſie aufzufordern, ungeſcheut zu ſagen, was ſie auf dem Herzen habe.

Dieſe einfachen Worte brachten einen ſeltſamen Eindruck auf die Frau hervor. Es waren vielleicht die erſten freundlichen, welche ſie ſeit langer Zeit zu hören

bekommen hatte. Ihre Ueberreizung zeigte sich in einem Strome von Thränen, den sie alsbald vergoß, indem sie schluchzend unverständliche Worte von sich gab. Sie zitterte nicht nur vor Gemüthsbewegung, sondern auch unter der Einwirkung des Fiebers, von welchem sie in der Kälte dieser furchtbaren Einöde ergriffen worden war.

Der Geistliche rief die Wirthin herbei und empfahl ihr, die Frau sofort in Pflege zu nehmen.

Es kam an diesem Abend kein rechtes Gespräch auf. Die unglückliche Frau schwebte beiden Männern vor und verscheuchte jeden heiteren oder scherzhaften Ton. Bald trennten sie sich mit dem beiderseitigen Versprechen, sich von einander am nächsten Tage zu verabschieden. . . .

Fast war schon die Hälfte desselben vorüber, schon ging es gegen Mittag, als der Fremdling aus seinem jugendkräftigen Schlafe erwachte. Seinem Versprechen gemäß klopfte er an der Wohnung des geistlichen Herrn an, um ein Wort des Abschieds zu sagen. Nach wenigen Augenblicken kam die Rede auf die arme Frau.

„Sie hat mich heute Morgen rufen lassen," sagte der Geistliche nach einer Weile. „Es ist eine traurige Geschichte, welche ich da erfahren habe. Mein Amt schließt mir den Mund. Doch so viel mag ich wohl sagen, daß sie nicht ohne Schuld war an der Verirrung ihres Gatten. Der verzweifelte Mensch hat sich mitten hineingestürzt in das Laster. Mancher Andere hätte es auch gethan nach dem, was vorherging."

Der junge Gast wagte nicht, nach Weiterem zu fragen. Er erfuhr noch, daß man sie auf einem Wagen in das Krankenhaus zu Radstadt gebracht habe. Dieses,

wurde hinzugesetzt, würde sie kaum wieder auf ihren Füßen verlassen.

Als er bald darauf wieder am Friedhofe vorüberging, schaute das Kreuzbild, von einem gegen Morgen ausgebrochenen Schneegestöber angeweht, wieder stumm über die Einöde. Auch die Spuren des gestrigen Opfers waren unter den kalten Flocken verschwunden.

Die Erinnerung aber an jenes Opfer schwand Denen nicht, welche es gesehen hatten. War es auch die That einer vielleicht schon in ihrer Vernunft gestörten Frau, und galt es einem verkommenen Menschen, so leuchtete doch der rothe Stern der Liebe aus dem Jammer hervor. Es war ein Strahl von jenem Sterne, gegen welchen, als ihrem Endziele, sich alle irdische Erscheinung hin bewegt.

Herbstnebel.

Keine Erscheinung unseres Luftkreises ist im Spätherbste häufiger, als der Nebel. Demjenigen, welcher des Morgens aufwacht, zeigt sich das Bild der Umgebung durch einen grauen Schleier verhüllt. Er erkennt die Bäume des Gartens nicht mehr, und der fluß, welcher hinter dem Zaune über ein Wehr abstürzt, macht sich nur durch sein Rauschen bemerkbar. Alles trieft von Nässe, die Aeste des Baumes, die aus einem grauen Nichts gegen das Fenster herlangen, die von der Kälte geschwärzten Kelche der Georginen und Sonnenblumen. Die Welt würde wie versunken scheinen, wenn nicht aus der grauen Leere heraus von irgend einer Straße her ein Peitschenknall, von einer fernen Ansiedlung her ein Glockenton anzeigten, daß sich das Leben hinter dem Vorhange noch fortbewegt wie alle Tage.

Den meisten Menschen ist dieses nasse Grau, welches den ganzen Gesichtskreis ausfüllt, eine ziemlich lästige Erscheinung. Meist trösten sie sich damit, daß gegen

Mittag die Sonnenstrahlen durchbrechen und die Welt aufhellen werden, was allerdings oft genug geschieht, nicht selten aber auch ausbleibt. Nervöse aber und Hypochonder verhalten sich anders. Diese fühlen sich im Nebel wohler, als unter klarem Himmel. Ein eigenthümliches Gefühl der Erleichterung überkommt Menschen mit überreizter Empfindlichkeit in diesem Medium, durch welches ihnen die Einzelheiten der Körperwelt verborgen werden. Namentlich die Einbildungskraft ist es, welche, ungestört durch die Umrisse der Sinnenwelt, sich frei beschwingt fühlt. Eine mystische Empfindung vom Zusammentreffen des Endes mit dem Anfang aller Dinge nimmt Besitz vom Gemüthe. Wie man auf ein leeres Papier lieber zeichnet, als auf ein mit Figuren angefülltes, so werden solchen Menschen die Nebelfernen zum Tummelplatz bunter Gestaltung. Auf der andern Seite erscheint die endlose unkörperliche Weite ihnen gleich jenem Raum, welchen sich die Griechen als die Mutter des Vergessens und der Nacht vorstellten. Vielleicht am besten hat diese Empfindungsweise Lenau in Worte umgesetzt:

Du trüber Nebel, hülleſt mir
Das Thal mit seinem Fluß,
Den Berg mit seinem Waldrevier
Und jeden Sonnengruß.

Nimm fort in deine graue Nacht
Die Erde weit und breit!
Nimm fort, was mich so traurig macht,
Auch die Vergangenheit!

Bei Lenau treffen die Voraussetzungen, welche ich oben für das Wohlbefinden im Nebel gestellt habe, so zu, wie bei wenigen Menschen. In Bezug auf die Empfindsamkeit nach dieser Richtung hin giebt es aber viele Abstaffelungen vom kranken Poeten bis zum Fuhrknecht hinab, welcher den Nebel auf der Landstraße verwünscht. Es giebt nicht wenige Menschen auch unter Denjenigen, welche nicht sonderlich angekränkelt sind, welche sich bei einem Gange durch Nebel in einer besondern Weise angeregt fühlen. Es mag diese Anregung auf das Gefühl der veränderten Beleuchtung, des Unerwarteten und Ueberraschenden zurückzuführen sein. Eine riesengroße Säule, welche aus der grauen Wand herausdunkelte, entpuppt sich als niedriger Meilenstein. Urplötzlich steht der Wanderer vor einem triefenden Mühlrad, welches er nach dem Geplätscher des Wassers noch in weiter Ferne glaubte. Mit Staunen erkennt er in dem, was fremdartig vor ihm auftauchte, bei genauer Betrachtung altbekannte Umrisse, wenn es ihm nicht gar so ergeht, daß er nach langer Wanderung unerwartet und unerwünscht wieder dort ankommt, von wo er ausgegangen ist.

In ähnlicher Weise hat die ursprüngliche Einbildungskraft des einfachen Menschen die graue Hülle aufgefaßt. Der Nebel, welcher sich über den Weg legt, ist ein schlimmes Männlein, welches auf einem Schimmel hin und her jagt und Diejenigen verwirrt, welche in seine Nähe gerathen. Neben dem Nebelmännlein aber giebt es noch unzählige Frauen in weißen Gewändern,

giebt es allerlei Kobolde, welche, mit Nebelkappen bedeckt, den Wanderer narren.

Das Wallen und Wogen der Dunsthaufen aber, aus welchen hier und dort für einen Augenblick ein dunkler, fester Gegenstand hervorscheint, beschäftigt die Einbildungskraft des nervösen Culturmenschen in ganz anderer Weise, als es mit dem plumpen Vorstellungsvermögen eines sogenannten Naturvolkes geschehen ist. Während der erstere vielleicht eine gewisse Sinnbildlichkeit ahnt, die sich auf die Bewegungen im Gemüthe eines Zweiflers bezieht, in welchem das Bild der nächsten Umgebung hin und her schwankt und nur auf Augenblicke eine feste Handhabe zum Vorschein kommt, sieht der Naturmensch im Auf- und Abwogen Vorgänge aus seiner Wohnstube oder von seinem Herde. Der Berg ist der Spinnrocken, von welchem die Wolle des Nebels herabgesponnen wird. Das Thal ist ein weiter Kessel, in welchem das Wasser gesotten wird, welches später als Regen vom Himmel fallen soll, eine Braustätte der Wolkenspenden.

Es ist schade, daß wir aus jenen alten Tagen keine Nebeldeutungen von Leuten besitzen, welche im Hochgebirge gewohnt haben. Der Bildervorrath würde dadurch vermehrt werden. Wie oft hat beispielsweise Derjenige, der irgendwo über ein Joch, durch ein Hochthal gegangen ist, hoch oben am Himmel einen Felsblock gesehen, welcher, von Wolken getragen, mit gewaltiger Schnelligkeit durch den Raum eilte. Diese Sinnestäuschung, bei welcher das Feste zum Bewegten

wird und umgekehrt, würde sicherlich den Anstoß zu wundersamen Ueberlieferungen gegeben haben.

Es verschieben sich im Nebel die Vorstellungen vom Raume. Während links und rechts, auf allen Seiten, auf welchen die Welt frei vor uns liegt, sich die Mauern zusammenzudrängen scheinen, so daß man sich in ein Gefängniß versetzt denken kann, in eine enge Zelle, deren Wände wie bei einem Feenstück aus Wolken bestehen, läßt die geringste Aufhellung über einem noch so beschränkten Raum, über einem von Steinmauern umgebenen Rasenstücke oder dergleichen dasselbe als Unendlichkeit erscheinen. Der Mensch scheint beschränkt zu sein, dennoch aber in eine andere Eigenschaft des Raumes, in eine andere Art von Ausdehnung desselben zu blicken.

Der Nebel senkt sich düster auf das Land,
Und düster schreit' ich an der Seebucht Strand
Durch das Gefild', das winterliche, kahle.
Sieh', auf dem glatten Wasserspiegel ruht
Die untergeh'nde Sonne, roth wie Blut:
So lag das Haupt des Täufers in der Schale.

Und dieses Haupt ist Alles, was ich seh';
Sonst Nebel nur und eine Handbreit See!
Verborgen steh' ich da vor allem Volke,
Kein Auge, das durch diesen Schleier blickt!
Mir ist, als hätte mich der Herr entrückt
Der Welt in einer finstern Wolke!

Daß der Nebel auf Viele wie eine Art von Kerker wirkt, nimmt man besonders aus dem gegensätzlichen Gefühle der Befreiung wahr, welches sich der Menschen bemächtigt, wenn seine Mauern anfangen, durchsichtig

zu werden. Dies ist ein Vorgang, mit welchem sich nur jener vergleichen läßt, der zu sehen ist, wenn man die sogenannte Hervorrufungsflüssigkeit über eine Collodiumplatte schüttet. Urplötzlich schießen Umrisse und Farben durch die Wand. Da und dort leuchtet es auf und nimmt die Gestaltung zuerst unbekannter, alsdann bekannter Körper an. Es ist eine Weltschöpfung, die Kreatur wird geboren.

Am schönsten ist das freilich im Hochgebirge, aber auch der Städter wird gar häufig mit dem Schauspiel dieser Hervorrufung erfreut. Wie manchen Vormittag des Spätherbstes schaut derselbe sehnsüchtig zu seinem Fenster hinaus und fragt sich: „Wird es heute wohl noch hell werden?“ Manchmal glaubt er lichtere Stellen in der grauen Wölbung zu erspähen. Oft ist es nur ein Augentrug, der Hoffnung gleich, welcher sich Derjenige gern hingiebt, den trübe Verhältnisse des Lebens umfangen. Ist die Mittagshöhe vorüber, so schwindet die Hoffnung. Hier ist es dann ein trüber Tag, dort ein verfehltes Dasein.

Wer auf einer gewissen Höhe stünde, für den wäre freilich alles Das ein Spiel, welches nur Diejenigen angeht, die am Staube kleben. Er selbst befindet sich in heiterer Luft, der Gesichtskreis ist weit, das Hoffen und das Bangen Derjenigen, die dort drunten wohnen, erscheint ihm gegenstandslos, kurzsichtig, auf den Augenblick eingestellt, weil doch über allen den wandelnden Wolken unabänderliche Klarheit herrscht.

Ich fordere meine freundlichen Leser auf, sich zu mancher Stunde, welche sie in der Stadt verleben,

zum Wächter auf dem Sonnblick hinaufzudenken, welcher heuer zum ersten Male seinen Winter dort oben verlebt. Vielleicht zum Ueberfluß erinnere ich daran, daß der Mann auf seinem Thurme einsam in einer Höhe wohnen muß, welche die des Schneeberges genau um die achtfache Höhe des Stephansthurmes übertrifft. Dabei ist er von einem weiten Eisgefilde umgeben, welches ebenso im Hochsommer starrt wie im Winter, und aus welchem die Warte, auf einen freien Felsen gegründet, emporragt. Schweizer und küstenländische, niederösterreichische und italienische, croatische und baierische Berge fallen in seinen Gesichtskreis. Wer nun etwa um die fünfte Abendstunde zu Wien durch die Kaffeehausfenster hinausschaut auf die Lichter hin, die im braun-dunkelrothen Nebel aufzuflammen beginnen, in den übelriechenden Wasserqualm hinein, durch welchen Rauch und Ruß auf das von einer zähschleimigen, klebrigen Schmutzschicht bedeckte Pflaster herabsinken, der versetze sich auf den Sonnblick hinauf. Dort sieht er ein Meer, theils blühweiß, theils feuerglänzend. Unter diesem Meere vergraben wimmelt die Menschheit der verschiedenen Länder. Ueber seine Brandung hervor aber ragen die höchsten Kämme des Alpengebirges als langgestreckte Felseninseln. Auch sie glänzen in Eis und Schnee. Aber ihr Glanz ist matt, verglichen mit dem Feuer, welches in der unabsehbaren Nebelsee die Abendsonne angezündet hat.

Man kann es als Regel annehmen, wenigstens während der ersten Hälfte des Winters, daß Derjenige, welcher sich auf einer Höhe befindet, in ähnlicher Weise auf die Trübung, die tief unter ihm über den Menschen

liegt, herabschauen kann. Dagegen vermag allerdings nicht Jeder auf den Sonnblick zu steigen, um sich dieses Schauspiel zu erkämpfen. Indessen gelingt dies in geringerem Grade, auch mit weniger Anstrengung und auf Höhen, die nicht so ins Ungewöhnliche emporstarren.

Ich kann mich erinnern, daß ich einmal einen ganzen Winter hindurch fortwährend das nämliche Schauspiel genoß. Ich durchreiste die Vogesen und besuchte jeden einzelnen Berg. Tagtäglich wiederholte sich die gleiche Erfahrung. Des Morgens, etwa um die siebente Stunde, verließ ich irgend ein Obdach in der Thalsohle. Zwischen der neunten und zehnten Stunde berührte ich ansteigend die Grenze des Nebels. Ich tauchte aus demselben empor gleich Einem, der aus einer Wasserfläche heraus-steigt. Die Grenze zwischen Sonnenschein und Nebel war schmal, nur wenige Klafter breit. Der Empor-gestiegene blickte alsdann zurück und sah, daß er aus einem flockigen, weißwogigen Meere emporgekommen war. Vor ihm lagen die Kuppen im Sonnenglanze, und wenn auch das nächstliegende Dorf seinen Blicken entrückt war, so erschien ihm fern im Süden die Jung-frau oder irgend ein anderer strahlender Hochgipfel.

Auch den Wienern ist der Treffer geworden, daß sie oft dem Grunde der Nebelsee entrinnen können, wann es ihnen beliebt. Es kostet sie eine kaum drei-stündige Fahrt. Nicht selten bilden der Semmering und die ihn umgebenden Gebirge heute ebenso ein Fels-gestade gegen die Brandung des Nebelmeeres, wie sie es seinerzeit gegen die Wellen des salzigen Pannonischen Meeres bildeten, welches von Osten gegen sie herschlug.

Schön ist es, von oben herab ein solches Meer zu betrachten. Wenig Vergnügen aber macht die Stunde der Rückkehr, welche den Wanderer nöthigt, wieder in die glanzlose, dunkle Nässe zurückzutauchen. Dann erscheint der Aufenthalt auf der warmen und lichten Höhe wie ein Traum. Mit wenigen Schritten scheint der Wanderer sich sowohl über die Schranken der Zeit, wie über diejenigen des Raumes hinweggesetzt zu haben. Denn mit diesen wenigen Schritten ist er vom Frühling in den Winter, von einem südlichen in ein nordisches Land gegangen. Statt des blühenden rothen Haidekrautes, welches dort in der Sonne glänzte, sieht er den dünnen Reifanhang an Fichtenbäumen, die von Frostkrystallen überzogen sind. Der ganze Ernst des Winters durchschauert ihn wieder.

Widerwärtiger vielleicht noch, als auf dem Lande, gestaltet sich der Nebel für Denjenigen, welcher über eine weite Wasserfläche dahinfährt. Stellen wir uns eine solche Fahrt, beispielsweise auf dem Bodensee, vor. Das Verdeck trieft von Nässe, als ob ein Platzregen darauf gefallen wäre. Allenthalben vernimmt man in unbestimmbarer Ferne das Läuten von Glocken, das Rollen von Eisenbahnzügen, das Bellen von Hunden, aber auch das Geplätscher von Dampfschiffen. Der letzteren wegen geht unser eigenes Schiff nur langsam, indem es, gleich wie die übrigen, fortwährend seine Glocke läuten und schrille Pfiffe ertönen läßt. Hier erscheint in der That das Schiff als ein schwimmendes, ängstliches Gefängniß. Welch ein Unterschied ist das doch im Aussehen der Wasserfläche von jenem stillen,

seligen Zustande des sommerlichen Südmeeres, wie es dort unten herum um die Gärten Joniens sich ausbreitet! Der Erdboden, weil er wenig Licht zurückwirft und von den Sonnenstrahlen nicht so durchglänzt wird, zeigt im Nebel und Sonnenschein nicht jene Veränderung, wie die Oberflächen des Meeres. In jenem scheint sie von der Finsterniß aufgelöst und aufgesogen zu sein, in diesem aber wird sie von der lichten *γαλήνη* durchgeistigt, von welcher so manche Strophe der alten Dichter lobpreisend spricht.

In der Vertheilung des Nebels spielen die Jahreszeiten eine Hauptrolle. Während nunmehr, im Spätherbst, ein Mann, welcher auf einem Hochgipfel steht, gar oft, wie ich geschildert habe, in die brandende Nebelsee hinabschaut, so gestaltet sich das anders im Sommer. Dort geht der Wanderer durch ein Thal und erblickt eine glänzende Sommerwolke, welche sich hoch oben um einen Gipfel herumlegt. Tagelang können dann beim heitersten Sonnenscheine, welcher über dem Thal liegt, solche Wolken ihm den Anblick eines Glockner, eines Ortler entziehen. Diese Wolke ist aber ein eisiger Nebel, in welcher Derjenige vor Frost schauern würde, welcher darin stünde. Nur ab und zu würden diesem durch Farben, welche an manchen Stellen durch die Wolke hindurch scheinen, das Dasein anderer Berge oder die vielen Formen des grünen Thales zu einer undeutlichen Ahnung werden.

So ist Alles Spiel der Nebel, Blendwerk und Täuschung. Sei es, daß sie den Menschen mit gedrückter Stimmung heimsuchen, weil ihm die ganze Welt getrübt

erscheint; sei es, daß sie auf der Oberfläche des Meeres den Reisenden durch den Anblick einer fernen Küste täuschen; sei es, daß sie für den Maßstab des Menschenauges die Körper verkleinern oder vergrößern, den Raum verengen oder erweitern — es ist Alles nichts. In den Sonnenschein hinauf muß man steigen, auf die Höhen hinauf muß man gehen, um solche Gaukelei des absterbenden Jahres als vergänglichen Dunst der Niederung zu erkennen und zugleich im Lichte dort oben sich in der Freude über den trotzdem gegenwärtigen Sonnenschein und in der Hoffnung eines hellen Frühlings zu bestärken.

Nach dem Sommer-Feste.

Habt ihr jemals eine Räumlichkeit am Morgen nach einem Feste gesehen? Der Anblick derselben ist ein seltsamer. Verwelkende oder unregelmäßig herabhängende Kranzgewinde, regellos durch einander stehende Stühle, umgestürzte Geräthe, wenig verlockende Ueberreste von Wein und Speisen kennzeichnen den Festsaal zu einer solchen Stunde. Er kann als Sinnbild des Zustandes gelten, in welchem sich dermalen das Gehirn des einen und andern Theilnehmers befindet. Der Sommer ist ein Fest. Vielen modernen Menschen aber wird diese seine Bedeutung erst dann klar, wenn er zur „Saison" umgemodelt wird. Für Viele beginnt der Sommer mit dem Datum, welches der Hotelpächter als den Beginn der Saison anzeigt, und endigt mit dem Tag, welcher von ihm als der Schluß derselben angekündigt wird. Soweit Menschen einzuwirken vermögen, erhält alsdann die Gegend bald darauf ein Aussehen, welches ein wenig an den beschriebenen Festsaal erinnert. Der Unterschied ist aber ein gewaltiger, so gewaltig viel-

leicht wie der zwischen dem engen Hausgetriebe und dem Leben in der weiten Bergwelt, von welcher auch der Ausblick von der höchsten Spitze aus nur einen winzigen Theil zeigt. Am meisten Aehnlichkeit mit dem Festsaal zeigen die Wohnstätten mit ihren geschlossenen Fensterläden, die verödeten Balkone, von welchen die letzten rothen Blätter der wilden Weinrebe herabfallen und in die Musikhalle hineingeweht werden, über deren bereiften Bänken jetzt die Spatzen zwitschern — und Aehnliches.

Sowie man aber aus den Reihen der Wohnstätten hinausgeht, so vergißt man bald den Tod der Saison und sieht nichts mehr, als den Wandel der Jahreszeit. Allerdings giebt es auch da Anklänge an die Empfindung, welche der verlassene Festsaal anregt. Die umgewälzten Erdschollen erinnern an die grünen Wellen des Sommerfeldes. Gleich daneben aber deuten rothgrüne Spitzen aufkeimender Wintersaat zwar nicht die nächste Saison, aber den nächsten Sommer an. Neue Erscheinungen auf der großen Bühne, auf der sich immer etwas abspielt, verdrängen fast die Erinnerungen an manches Schaustück, von welchem wir früher so erfreut worden sind. Die Lärchen in der tiefen Thalschlucht sind freilich gelb geworden, dafür aber kommen aus der Bergfalte wunderliche Wolkenzüge heraus, ungeheuerlichen Wasserfällen vergleichbar, Nebelballungen, wie wir sie im Sommer niemals gesehen haben. Die Zauberei des Nebels dehnt sich über den See aus und die wunderlichen Täuschungen, mit welchen er alle Sinne heimsucht, erlauben es bald dem Ohre eben so wenig zu erkunden, woher das Geläute am Ufer dringt, als dem

Auge, den Thurm zu erspähen. Fast alltäglich gegen die Mittagszeit hin findet eine Wiederholung des Schauspieles: „die Weltschöpfung aus dem Nichts“ statt. Da ziehen sich urplötzlich farbige Linien durch den Nebel, der aus einem formlosen und ebenen Vorhang zu gegliederten Wolken wird. Auf manchen Wolken schwimmen Felsinseln. Man sieht, daß es während der Nacht auf sie geschneit hat.

Es giebt Zugvögel, meist spätere Brut, welche erst lange nach ihren Genossen die weite Reise antreten. So findet man auch an allen Orten, welche sich selbst für saisonfähig erklärt haben, Nachzügler, die sich solcher und vieler anderer Schaustücke freuen. Manche behaupten, die Gärten, die Wälder, die Seeufer und die Wasserfälle gewännen an Reiz, wenn sie von der Menge verlassen seien. Solche Nachzügler lassen den Wirth, der hinter den angeschwitzten Fenstern seinen Sommergewinn ausrechnet, sitzen und gehen in der milden Sonne herum. Sie werden dafür belohnt, daß sie dem panischen Schrecken widerstanden haben, der schon Anfangs September die Leute forttrieb, als einmal ein Vortrab des weißen Flockenheeres weit über die Kuppen herabrückte. Als bei Jenen keine Vorstellungen halfen, als sie die Prophezeiung, daß die schönste Zeit des Jahres erst noch herannahe, fröstelnd zurückwiesen, da zeigten sich diese als die Klugen und Vorsichtigen. Dem Klugen und Vorsichtigen geschah es, daß er allerlei Dinge zu sehen bekam, von welchen sich die Flüchtlinge keine Vorstellung machten. Allerdings sitzen jetzt diese bereits in der Stadt, und zwar im Theater. Eine Lichtflut gießt sich dort

über geschmückte Frauen und über eine mit bunten Gestalten bevölkerte Bühne aus. Mit solchen Mitteln arbeitet freilich die herbstliche Einsamkeit dieses Hochthales nicht. Der Wanderer, der im Glanze des Mondes heimgeht, unter welchem schon von allen Wiesengründen die Nebel emporsteigen, sieht oft einen Kampf zwischen Riesen und Zwergen. Dort, wo der Mondschein schon in neblige Dämmerung übergeht, stehen lange Reihen von Ungethümen, undeutliche Schatten werfend. Ihnen gegenüber hat sich auf der Ebene ein Heer von winzigen Kobolden gelagert. Führt dich dein Weg durch alles dieses hindurch, so siehst du, daß die Riesen Heumänner sind, die Aufstapelungen der letzten Grashalme, welche die herbstliche Wiese spendete, die anderen aber winzige Häufchen des Buchweizens.

Der Mann der Saison bekommt wenig von Feuern und Lichtern der Einheimischen zu sehen. Die Sommertage sind lang und wenn sie vorüber sind, dann erblickt er die Lampen der Esplanade oder des Salons. Er sieht nicht die rothen Glühwürmer der entlegenen Ansiedlungen, die jetzt schon so frühzeitig durch den Nebel schimmern, die Flamme eines fernen Schmiedefeuers oder Kalkofens, durch die Herbstdünste zu einer märchenhaften Lichtquelle vergrößert. Vielleicht erweist sich der Nebel nirgends so als gefälliger Zauberer, wie mit den abendlichen Lichtern. Zu einer Stunde, in welcher der Sommerwanderer, der am Saume des Fichtenwaldes hinging, bereits den Kampf gegen Bremsen und Hitze zu bestehen hatte, haucht es ihm jetzt dort wohlig entgegen. Vor der niedrigeren Sonne werfen die Baumreihen längere

Schatten und in dem Schatten braucht der Thau einen ganzen Tag, bis er verdunstet. Auf dem Boden der Verwesung erhebt sich die vielfarbige Sippschaft der Pilze, neben ihnen aber nicht selten eine gelbe Primel oder ein anderes Frühlingskraut, wie um Verwahrung dagegen einzulegen, daß man den Moder da ringsherum als das letzte Wort der Dinge betrachte.

Wenn wir von unserem weiten Gange heim kommen, drücken wir vielleicht aus Gewohnheit auf die eiserne Klinke des Gitters, welches den gastlichen Garten umgiebt, von dem wir aus der Saison die Erinnerung an manchen Labetrunk in uns bewahren. Das Thor ist verschlossen. Kaum haben die Fremden den Rücken gedreht, so wollen auch die Einheimischen nichts mehr vom Luftkneipen wissen. Sind sie doch gegen die Kühlung empfindlicher, als die Fremden, und machen deren Luftcultus oft nur aus Nachahmungssucht und widerwillig mit. Das Laub am echten deutschen Biergartenbaum, der Roßkastanie, ist braun geworden und überlagert die Tische. Drinnen aber in der Stube wird von lauter Dingen geredet, von denen die Gäste nichts zu hören bekommen haben. Denn auch das Ohr wird jetzt anders beschäftigt. Wie der Saisongast, wenn er draußen durch die Felder ging, hier und dort aus dem Schatten einer Buche oder einer Linde hervor das Dengeln der Sense vernahm, jetzt aber das Aufschlagen des Dreschflegels, so dringt ihm jetzt aus dem Walde häufig der Knall eines Jagdschusses ins Ohr, in der Stube aber das ruhmredige Gespräch der Sonntagsjäger. Waidsport und Hunde sind bevorzugter Gesprächsstoff geworden,

so daß man sich in eine viel noblere Gesellschaft versetzt wähnt, als unter diese Pfahlbürger.

Unter den Pfahlbürgern giebt es nicht wenige „Wintergrafen", das heißt solche, welche mit dem Fett, das sie im Sommer durch Vermiethen ihrer Zimmer und ähnliche Betriebsamkeit mühelos abgeschöpft haben, nun einige Monate lang in verhältnißmäßiger Ueppigkeit dahinleben. Man sieht sie bei jeder „Frühmesse", des Abends warten sie das Anzünden der Lichter nicht ab, um ihre Wanderungen durch die verschiedenen Wirthshäuser anzutreten, und zu vorgerückterer Stund ebefinden sie sich regelmäßig in einem Zustande, den man gewöhnlich dem Philister nicht zumuthet. Der Nationalökonom würde vielleicht den Kopf schütteln über solche Folgen des wirthschaftlichen Aufschwunges und der „Hebung des Fremdenverkehrs in den österreichischen Alpenländern". Nach einigen Monaten, wenn der Thauwind ins Land geht, die Wälder auf den sonnseitigen Hängen wieder schwarz werden und man schon wieder von der bevorstehenden Saison zu reden anfängt, lichten sich die Reihen dieser Biedermänner bei der Frühmesse. Bald fehlt das eine, bald das andere Haupt. Lächelnd zuckt man die Achseln. Der holde Lenz wird ihnen zur schlimmsten Zeit im Tanze der Horen. Die Patrizier halten es anders. Bald nachdem die letzten Saisongäste verschwunden sind, sieht man auch sie nicht mehr. Sie haben Reisen angetreten. Warum sollen nicht auch sie reisen? Freilich reisen sie nicht des Vergnügens wegen — beileibe nicht, sie thun es der Erweiterung des geschäftlichen Gesichtskreises wegen. Zunächst werden be-

freundete Hoteliers aufgesucht und die wohlthätigen Bande des Freimaurerbundes, von welchem der ahnungslose Saisonreisende durch die Welt befördert wird, enger geknüpft. Nirgends bewähren sich die Grundsätze der Wechselseitigkeit und Gegenseitigkeit besser. Wie du mir, so ich dir, gilt da als Losung.

Der Verfasser dieser Zeilen versagt es sich, des Näheren in diese merkwürdigen Einzelheiten einzugehen. Dagegen darf er darauf hindeuten, daß auf solchen Reisen allerlei Kenntnisse erworben werden, welche allerdings zumeist im nächsten Jahre mehr dem gereisten Amphitryo selbst als dessen zukünftigen Saisongästen zugute kommen werden. Die gesehenen Verbesserungen und Fortschritte werden sorgfältigst notirt, und wenn auch vorläufig noch nicht in objective Wirklichkeit, doch einstweilen in die geplanten Rechnungen aufgenommen, in welchen sie die Schatten der Möglichkeit ihres dereinstigen Erscheinens vorauswerfen. Die Aufzüge, Fahrstühle, Telephone und sonstige sogenannte Erfordernisse der Neuzeit werden ziffermäßig schon in der nächsten Saison dem Pilger so vorgeführt werden, als ob sie bereits eingeführt worden wären. Man lernt immer etwas, wenn man eine Reise thut.

So ungefähr schaut es mit dem Leben der Honoratioren und derjenigen, die dazu gehören möchten, aus, wenn die Saison geschlossen ist. Der Beobachter der Natur hat auch bei dieser Gelegenheit, wie bei jeder andern, den Vortheil voraus, daß er nichts Verödetes zu sehen braucht, wenn er nicht will. Für denjenigen, für welchen es den Alpensee draußen nur gab, so lange

ihn modisch gekleidete Ruderer mit ihren Skiffs belebten, so lange sich Frauen in zierlichen Schwimmanzügen darin herumtrieben, oder so lange allabendlich auf der Terrasse die Musikkapelle spielte, ist jetzt die ganze Herrlichkeit vorüber. Für Solche ist das Einziehen der Flaggen, von welchen allenthalben vor Hotels und Bädern das Leben der Saison angezeigt wird, gleichbedeutend mit einer Abdankung der Natur selbst, und doch hat sich in der hellen Flut gar nichts geändert. Noch immer schimmern aus unbegreiflicher Tiefe die Felsblöcke herauf, neben welchen der Boden in schwarzgrüne Nacht abbricht. Noch immer blinkt manche Muschel zwischen den Kieseln des Schilfstrandes, noch immer blüht hier und dort eine verspätete Seerose. Schweigsam stehen rings die Fichten und Tannen, so grün wie an den Tagen, in welchen der Kuckuck rief und die ersten Kähne unter Lustgeschrei über das Wasser dahinglitten. Statt der menschlichen Gestalten schweben oft geisterhafte Umrisse des Morgennebels über die aufblitzende Fläche.

Weiterhin, dort wo der Pfad durch Hügel gebrochen ist, deren Kalkwände unter Haidekraut und Thymian fast versteckt sind, hat sich die Bukolik des Almenlebens auf den ebenen Thalboden herabgesenkt. Die Rinder, die vor drei Monaten dort oben weideten, wo es jetzt weiß glitzert, vor zwei Monaten auf dem Hang, der jetzt fahl und braunroth herabschaut, vor einem Monat in dem bewaldeten Anger, über welchem jetzt die letzten Flocken des herabgedrückten Frühnebels zerfließen, grasen nunmehr hinter den Zäunen um die Bauernhöfe herum auf den Wiesen mit dem kurzen saftgrünen Gras. Es

ist das Fest der Bauernrangen, welche ihre Kraft im Peitschenknallen erproben. Hier war im Brachmonat ein himmelblaues Gefild, durch welches einst die sieben Schwaben schwammen, weil sie es für einen See hielten. Es war die Flachsblüthe, welche den Grund bedeckte. Jetzt haben sich dort in einer Höhlung der Bergwand die „Brecherinnen“ angesiedelt, welche die vergilbten Stengel klopfen und rösten, über den Weg aber Fallstricke legen, doch nicht deiner Tugend, sondern um dich so lange aufzuhalten, bis du ihnen einen Trunk bezahlt hast, mit welchem sie ihre Kehle beim Gesang einfeuchten.

Wenn es dort lustig zugeht, so hallt es nicht minder froh des Nachts von jenem Schuppen dort herüber, aus dem ein rothes Licht glänzt. Dort sitzt die ganze Hausgenossenschaft und befreit die Maiskolben aus den raschelnden Hülsen. Unablässig kreist die Flasche. Wer dort sitzt, hört viele alte Geschichten. Jeder erzählt, was er weiß, und es kommen Ueberlieferungen zum Vorschein, von welchen die Jüngeren bis dahin niemals etwas gehört hatten. Während diese singen, die Wintergrafen zechen, die Stubenvermiether ihre Möbel ausklopfen, die Kutscher ihre Pferde verkaufen, die Buben peitschenknallen, die Hoteliers irgendwo, etwa in Interlaken, allerlei neue Stücke lernen, wie zum Beispiel, daß man die Zudecken so leicht als möglich machen muß, um zarte Gäste zum Einheizen zu stimmen, webt die Natur draußen fort, einer andern Gestaltung entgegen, gleich der Herbstspinne, welche ihre Fäden durch das niedrige Gras zieht. Die Georginen und Astern lassen mit jedem Tag ihre Blumenscheiben tiefer hängen, die

Schatten, welche den Sonnenglanz unterbrechen, werden immer greller.

Die Flaggen, welche hier eingehißt wurden, fliegen jetzt an anderen Orten in die Höhe. Dort unten am blauen Meere, in den Oelgärten, wo der hohe Rosmarin duftet, ist die „Saison" auferstanden. Es mag angenehm sein, sich dorthin zu wenden. Nicht minder angenehm aber ist es, dem Wandel der Dinge auf der vaterländischen Erde zu folgen. Denn diese hat nicht nur ihre Saison, sondern auch ihre Jahreszeiten, ein Begriff, der dort unten schier wegfällt, weil sich dort das Kleid der Erde in zwölf Monaten nur wenig verändert. Seien wir um diese Jahreszeiten froh und nehmen wir es ihretwegen gerne hin, daß die Saison rasch vorübergeht.

Eine Saison folgt der andern und sie gleichen sich. Die Menschen aber, die dabei sind, gleichen sich nicht mehr, weder diejenigen, die kommen und gehen, noch die anderen, die immer da bleiben. Von allen diesen hat jeder seine eigene Saison für sich. Sie geht nach verschiedenen Jahresläufen auf die Neige. Dann wird die Flagge eingezogen, die Nebel sinken herab, und in das, was sie verhüllen, ist der Blick keines einzigen Auges eingedrungen.

Die Jagdzeit.

Wer im October oder November durch waldreiche Gegenden reist, begegnet allenthalben den Spuren der Jagd. Selbst auf der Eisenbahn entrinnt er denselben nicht. Auch dort sieht er Jäger mit Gewehr und Hunden in die Wagen einsteigen oder dieselben verlassen. Kommt er irgendwo an, so verräth ihm der Küchenzettel die in Wald und Feld gemachte Ausbeute. Auch im gesellschaftlichen Leben kleinerer Städte macht sich der Einfluß dieser Zeit bemerkbar. Allenthalben vernimmt man die Gespräche der Sonntagsjäger und ihrer Genossen. Selbst aus Damenmund kann man technische Ausdrücke wie erster und zweiter Trieb, Strecke und dergleichen hören. Mancher meint, wie um etwas zur Entschuldigung seiner Jägerei beizubringen, daß er nicht wegen des Erlegens von Thieren auf die Jagd gehe, sondern des Genusses der freien Natur und der Erholung wegen. Es ist das die nämliche Behauptung, mit welcher vielfach Fischer, die solcher Beschäftigung aus Liebhaberei obliegen, ihren Aufenthalt

am Wasser erklären. Ich vermuthe, daß diese Ausrede keineswegs eine leere Beschönigung ist. Es giebt nicht viele unter den modernen Menschen, welche so ohne Weiteres stundenlang durch einen Wald gehen und an dessen mannigfachen Schaustücken sich erfreuen können, ohne sich in der Zwischenzeit zu langweilen. Die Beschaulichkeit allein füllt den Gang nicht aus. Es müssen noch andere, greifbarere Zwecke mitwirken. Das Naturgefühl und die Freude an der Landschaft sind vorhanden, aber sie genügen nicht, die Genußfähigkeit während eines langen Waldganges zu erhalten. Daß Jägerei und ein verfeinerter Sinn für die Vorgänge und selbst die Stimmungen in der Natur wohl verträglich sind, das lehrt ein Blick in die waidmännischen Fachzeitschriften. Man begegnet dort mitunter Darstellungen, die einem Lyriker nicht besser gelungen wären, vor den Ergüssen eines solchen jedoch das voraus haben, daß sie dem festeren Boden einer genaueren Vertrautheit mit dem Lebewesen der Einöde entstammen. Es läßt sich vielleicht sagen, daß die meisten Menschen unserer Zeit niemals körperliche Uebungen pflegen oder zeitweise ihre Muskelkraft und Widerstandsfähigkeit durch besondere Anstrengungen gehoben haben würden, wenn sie nicht unter den Soldaten gedient hätten. Trotz der mancherlei Bedenken, mit welchen der Volkswirth unser Militärwesen bekrittelt, muß man doch zugestehen, daß die Waffenübungen und was damit zusammenhängt, in mancher Beziehung höchst förderlich der Abnützung durch das Berufs- und Stubenleben entgegenwirken. Es bewährt sich auch hier, daß Alles seine zwei Seiten hat. Die Last, welche auf die

Schultern der Menschheit durch den bewaffneten Frieden gelegt ist, wäre in der That auch eine gar zu schwere, wenn nicht wenigstens in einer Hinsicht aus ihr irgend ein Vortheil hervorginge. Die Moral, welche in dieser Betrachtung liegt, können wir auch auf die Jagdlieb-haberei übertragen. Wie mancher Nimrod bliebe auf seinem Bureau sitzen, wenn ihn nicht das Beispiel von Amtsgenossen und ein unleugbarer Nimbus, welcher die Männer des Waidwerkes umgiebt, in den Wald hinaus triebe. Und daß die damit zusammenhängenden Körper-anstrengungen, die Berührung mit der Natur des Waldes förderlich wirken, sollte Niemand bezweifeln. Im Sol-daten- und im Jagdwesen wird der Culturmensch halb wider seinen Willen zeitweilig in eine Lebensweise zurück-geführt, welche vielleicht das Beste von allem dem war, was wir von dem Leben und den Umständen des Menschen in alter Zeit wissen.

Von diesem Standpunkte aus betrachtet, kann man sich auch die Kehrseite der Medaille gefallen lassen. Es kommt auf derselben allerdings manches Lächerliche und Ungesunde vor. Die Karrikaturenzeichner und Witzblätter haben sich dieses Stoffes in der unbarmherzigsten Weise bemächtigt. Französische Blätter dieser Art halten in der betreffenden Zeit monatelang eine ganze Abtheilung offen, welche ausschließlich den Abenteuern der Jäger gewidmet ist. Auf Pfeifenköpfen, auf Deckeln von Bier-gläsern machen sich bei uns populäre Maler über die Sonntagsjäger lustig. Man betritt keine Spielwaaren-handlung, ohne groteske Figuren in gleichem Styl zu sehen. Das Alles ändert an der Thatsache nichts, daß

die meisten von Jenen, welche sich des Sonntags eine Flinte um die graue Joppe hängen, nicht in den Wald kämen, wenn sie nicht glaubten, in demselben und noch mehr auswärts sich auf den Jäger hinausspielen zu können. Mit den Waldgängen aber ist ihnen ein Gefallen geschehen, welchen sie selbst vielleicht am allerwenigsten würdigen. Es ist nicht möglich, daß die Scenen, welche am Sonntagsjäger vorüberziehen, ohne jegliche Nachwirkung im Vorstellungsvermögen desselben bleiben. Man kann sich denken, daß ihm manchmal an seinem Schreibtische, während er beim Schein der Lampe sich mit einer mühseligen, geisttödtenden Aufgabe herumplagt, die Lichtung im Walde erscheint, wie sie vor wenigen Tagen war und in wenigen anderen wieder sein wird. Die hohen Wipfel der Tannen verlieren sich in den Nebelstreifen, welche herumirren. Zeitweilig hellt sich das Revier, die Tannen und Fichten nehmen eine lichtere Farbe an, die Sonne will durch die Nebel dringen, dann glitzert der Bach zwischen den welkenden Lattichblättern und Farnkräutern und das Reh tritt scheu aus dem Dickicht und nähert sich dem rieselnden Wasser. Aufgescheucht flattert das Haselhuhn auf und verbirgt sich im Gezweige der mächtigsten Fichte. Eine wundervolle Stille lagert über dem Walde. Manchmal dringt ein dumpfer Ton herein. Es ist der Hall ferner Stadtglocken, der weit über das Hügelland, über Fluß und Thal herüberschallt.

Solche Bilder bleiben dem Sonntagsjäger. Allerdings jedoch nicht nur diese, sondern auch andere, denen nichts mehr mit einem Idyll gemein ist. Er findet das

vor Tagen angeschossene Reh, das sich in ein Dickicht geflüchtet hat, von Füchsen angefressen — er findet allerlei Jammer der vom Menschen gequälten Creatur. Ich selbst vermöchte nicht einen Hasen zu tödten. Gleichwohl aber kann sich in Bezug auf die Gewaltthaten, die mit der Jagd zusammenhängen, vielleicht selbst ein Buddhist beruhigen. Abgesehen davon, daß die Tödtung des Wildes als eine unabweisbare Nothwendigkeit erscheint, wenn Pflanzungen und Saatfelder, und damit die Ansiedlungen der Menschen bestehen sollen, so werden die friedlichen Bewohner des Waldes durch den Waidmann vor den Martern geschützt, welche ihnen die Grausamkeit des Raubzeuges anthut. Der wirkliche Jäger ist weit mehr ein Pfleger, als ein Zerstörer des Thierlebens im Walde. Daß der Aufenthalt im Walde, welcher durch die Jagd bedingt wird, denselben besser kennen und lieben lehrt, leuchtet Jedem ohne Weiteres ein. Weniger selbstverständlich wird dem freundlichen Leser der Umstand erscheinen, daß sogar dem Forstmann oft erst durch den Jäger die wahre Kenntniß und die wahre Liebe zum grünen Revier beigebracht wird. Niemand hält sich so oft und zu so verschiedenen Zeiten des Jahres wie des Tages im Walde auf, als der Jäger. Ob er um Mitternacht den Fuchs ablauert, der zum Köder schleicht, ob er gegen Morgen das Balzen des Auerhahnes abwartet, ob er gegen Abend auf die Rehpürsche geht — zu allen Stunden tritt er dem Leben des Waldes nahe. Gewiß kann der Forstmann Vieles erfahren von einem solchen Waldläufer. Dies sei nebenbei bemerkt. Für den Sonntagsjäger kommt nur in Betracht,

daß er durch diese Liebhaberei in eine ihm förderliche Berührung mit der Natur gebracht wird, welcher er sonst fern bliebe. Die Gänge, welche er durch den Wald anstellt und die Beschwernisse, denen er sich unterziehen muß, kräftigen Körper und Geist. Doch wird auch diese Uebung, der unter so vieler Hinsicht Berechtigung zugestanden werden muß, durch den Einfluß menschlicher Schwächen mitunter zu einen Brauch gemacht, welcher mehr zum Verderben, als zur Erholung des Sonntagsjägers ausschlägt.

Wenn es gestattet ist, so Kleines mit Großem zu vergleichen, möchte ich hier das Wort des alten Chronisten Valvasor anziehen, welcher hinsichtlich der Jagdliebe manches großen Herrn sagt: „Das Jagen ist eine solche Sache, womit große Herren leichtlich, wann sie übermacht wird, ihr Wohlergehen und bei unruhigen Köpfen ihren Respect verjagen. Denn unmäßige Jagdlüste und andere Ueppigkeiten großer Höfe seynd Feinde des Reichs, und auch jetziger Zeit keine von den schlechtesten Ursachen, daß unser liebes Deutschland eine Zeit her gegen manchen ausländischen Potentaten soviel Geduld brauchen müssen.“ In Anwendung auf einfache bürgerliche Verhältnisse läßt sich sagen, daß manches Hauswesen durch die Jagdliebhaberei des Familienhauptes gänzlich zerrüttet wurde. Die goldenen Zügel, welche Diana den Hirschen nachwarf, können hier eine sinnbildliche Würdigung finden. Auch nach dieser Richtung hin kann man die Jagd unter die sogenannten noblen Leidenschaften rechnen. In dieser Hinsicht ist

jedoch unsere moderne Welt ungemein bescheiden geworden, wenn man den Jagdaufwand von heute und von früher vergleicht. Es scheint, als ob der Strom durch Ausbreitung sehr seicht geworden wäre. Durch die Verallgemeinerung und Demokratisirung der Jagd scheint diese ihrem ursprünglichen Zwecke zurückgegeben worden zu sein. Alle Sonntagsjäger von ganz Deutschland und Oesterreich miteinander verthun nicht so viel Geld während einer ganzen Jagdzeit, als noch in unserem Jahrhundert beispielsweise der erste König von Württemberg oder der König Ernst August von Hannover an einem Tage vergeudet haben. Es kostet uns Mühe, an die Wahrheit der zeitgenössischen Berichte zu glauben.

Man kann übrigens dermalen wohl sagen, daß übertriebene Auslagen für das Jagdvergnügen bei unseren Sonntagsjägern immer seltener werden. Auch in dieser Hinsicht verflachen sich die Gewohnheiten, im vorliegenden besonderen Falle zur Befriedigung auch Desjenigen, welcher sonst über die zunehmende Nüchternheit und abnehmende Romantik seufzt. Die nebensächlichen Rücksichten, die Flunkerei und Prunksucht, welche noch vor wenigen Generationen unter die Hauptmotive dieses Sports gehörten, treten immer mehr zurück. Es tritt jenes Streben hervor, welches auf Erholung und Stärkung abzielt. Wir dürfen also unsere Sonntagsjäger mit freundlichen Wünschen in den Wald ziehen sehen. Auch dieser letztere wird dabei nichts verlieren, wenn die Anzahl der Jagdliebhaber zunimmt. Denn

mit der Jagdliebe erstarkt die Waldliebe. Und was diese für unser leibliches und geistiges Wohl zu bedeuten hat, darüber haben sich schon viel gewichtigere Stimmen ausgesprochen, als die des Verfassers dieser bescheidenen Jagdbetrachtung.

Die Todten-Inseï.

Die Gräfin las ihrem Söhnchen mitunter die Kinder-Erzählungen von Christoph v. Schmid vor. Diese Geschichten, in welchen Sätze der Erfahrung oder Anforderungen der Sittlichkeit ebenso einfach als geistreich durch Vorkommnisse des Lebens erörtert werden, beschäftigten die Einbildungskraft des Kindes. Mit fröhlicher Laune trug die Mutter dieselben vor. Nur einmal überkam sie eine Bewegung, welche sich ihrer in dem Grade bemächtigte, daß sie Thränen vergoß. Erstaunt blickte der Knabe die Mutter an, bei welcher er solche Aufregung niemals wahrgenommen hatte.

Es war folgende Erzählung gewesen. Eltern und Kinder wohnten zusammen an einem unwirthlichen Ufer, an welchem sie mit vieler Mühe ihren Unterhalt gewannen. An einem Tage erschien ein Schiff mit schwarzen Männern, holte den Vater ab und verschwand mit ihm am Gesichtskreis des Meeres. Groß war die Trauer der Zurückgebliebenen. Nach einiger Zeit kehrten die schwarzen Männer wieder und nahmen die Mutter mit.

Die armen Kinder halfen sich fort, so gut sie es vermochten. Doch die schwarzen Männer kehrten abermals zurück. Sie schleppten die Kinder mit sich fort. Wie erstaunt und erfreut waren dieselben, als sie nach einer Fahrt über das düstere Meer eine herrliche Insel im Sonnenglanze strahlen sahen. Ueber der Insel erhoben sich Palmen und unter den Palmen standen Vater und Mutter, welche ihnen die Hände entgegenstreckten und sie mit Freudenthränen begrüßten. Als die Mutter dem Kinde erklärt hatte, daß Solches nach dem Tode geschehe, und Diejenigen, welche sich liebten, nicht für immer von einander getrennt würden, schaute es die Mutter mit großen Augen an. Es hatte niemals an eine Trennung gedacht und vom Tode gehört, ohne sich einen Begriff zu machen, was dieses Wort zu bedeuten habe.

In diesem Augenblicke trat der Graf in das Gemach. Er hob das Buch auf, überflog mit einem Blicke die Erzählung und sagte lächelnd: „Diese Kindergeschichte ist wahr. Wenn sie nicht wahr ist, dann ist die Welt eine unermeßliche Lüge, die brutalste Prellerei, die jemals von einem Verbrechergehirn ausgesonnen wurde."

Die Gräfin schwieg. Sie betrachtete ihren Gatten mit einem Ausdruck von Angst, in welchem die Frage zu liegen schien, ob er wohl dessen sicher sei, was er zuversichtlich sagte. Vielleicht hoffte sie, daß er seinen Gedanken weiter ausführen würde. Er sprach indessen über diesen Gegenstand kein Wort mehr.

Nachdem er eine Weile auf das Meer hinausgeblickt hatte, welches von herbstlichen Nebeln überlagert war, forderte er seine Gemahlin zu einem Gange durch den

Park auf. Der kleine Sohn verließ die Hand der Mutter nicht, und so schritten die Drei längs des Strandes hin.

Obwohl das Jahr zur Neige ging und der Spätherbst viele Blätter von den Bäumen gerissen hatte, so blühten doch Rosen, und die weißen Schneeballenblüthen des Viburnum glänzten zwischen dem Laubwerk des Lorbeers hervor.

Die vorhergegangenen wenigen Worte schienen in den Gedanken des Grafen und der Gräfin nachzuwirken. Auch das Kind erinnerte sich daran, denn es fragte seinen Vater, ob er es vielleicht auf der Insel erwarten wolle, deren Umrisse undeutlich durch die Dünste hindurch sichtbar waren.

Die Mutter warf dem Sohne einen traurigen Blick zu, der Graf aber sagte lächelnd: „Nicht dort, Kind. Wenn du groß sein wirst, sollst du erfahren, daß es in einem besseren Lande geschieht."

Mittlerweile waren sie bis nahe an das Ende des Parks gekommen. Der Graf erblickte am Gitter den Arzt, welcher eifrig mit einigen Arbeitern, die Schaufeln in der Hand trugen, sprach.

Der Anblick des Arztes störte den Grafen in dem Gedankengange, welchem er sich hingegeben hatte. Es war ihm lästig, einen Menschen zu sehen, dem die Vorstellungen, welche der Mutter seines Kindes Thränen in die Augen getrieben hatten, als Kinderei und gemüthsduseliger Firlefanz erschienen.

Als der Arzt die Herannahenden bemerkte, ging er sofort dem Grafen entgegen und gab ihm ein Zeichen,

welches andeuten sollte, daß er ihn allein zu sprechen wünsche.

Erstaunt folgte der Graf dem Winke. Nachdem er einige leise gesprochene Worte des Arztes angehört hatte, kehrte er zu seiner Gemahlin zurück und bat sie, einstweilen in anderer Richtung nach der Villa zu gehen.

„Es ist unmöglich," sagte der Arzt, nachdem der Graf wieder beim Parkgitter angelangt war, „daß der Gräfin ein derartiges Schaustück vor die Augen gerückt werden konnte."

Der Graf begleitete den Arzt und gelangte mit ihm nach wenigen Schritten zu einem Hügel, auf welchem sich das Kirchlein des benachbarten Dorfes befand. Hier bot sich ein Anblick, der allerdings genug hatte des Schauerlichen.

Der Hügel war an einer Seite abgegraben. Zwischen der rothen Erde und den Steinen schauten Schädel und Knochen heraus. An mancher Stelle sah man den Deckel eines Sarges emporklaffen. Am Fuße des Hügels lagen zwischen herabgefallenem Erdreich Brustkästen, Wirbelsäulen und Schenkelknochen.

An einer Stelle aber fesselte ein Zusammenlauf von Menschen die Aufmerksamkeit des Grafen. Als er hinzutrat, sah er, daß zwei Särge aus der rothbraunen Wand herausgefallen waren. Die Deckel der beiden Truhen hatten sich losgelöst, diese selbst waren geborsten. Aus der einen schaute das grünlich gefärbte Gesicht eines alten Mannes heraus. Um ihn herum standen erwachsene junge Leute und eine alte Frau. Die älteste der Töchter war der Mutter um den Hals gefallen,

vielleicht um dieselbe zu verhindern, den verwesenden Leichnam auf dem Boden näher zu betrachten. Aus dem andern Sarge war der von Verwesung fast unberührte Körper eines Jünglings gefallen, welcher dem Knabenalter kaum entwachsen gewesen sein mochte. In wortlosem Schmerz schauten die Eltern zu, wie einer der Arbeiter sich abmühte, in die Erdwand hinein ein Loch zu graben, in welches der weiße Leib geschoben werden sollte, damit an ihm die Verwesung ihre Arbeit fortsetzen könne. Die Veranlassung dieses abscheulichen Schauspiels war folgende gewesen. Es hatte sich zwischen dem Park und dem Meere die Nothwendigkeit einer Straßenerweiterung herausgestellt. Diese war nicht durchführbar, wenn man nicht ein Stück des Hügels, auf welchem die kleine Kirche stand, abgraben wollte. Die Aufschreibungen über die Anzahl der Todten, welche im Laufe der Jahre um die Kirche herum beigesetzt worden waren, mußten mangelhaft geführt worden sein. Denn, nachdem man den Durchstich begonnen hatte, sah man, daß der Hügel wohl zehnmal so viel stille Insassen berge, als angenommen worden war. Es war zu spät, die Arbeit einzustellen. So wurden die herausfallenden Ueberreste theils in einem Beinhause gesammelt, theils an passenden Stellen wieder der Erde übergeben. Auf die Schädel derjenigen Personen, welche man im Beinhause aufstellen konnte und die bekannt waren, wurden die Namen geschrieben. Der Arzt erschien aber alltäglich an der Stelle, um Carbolsäure über den Grund schütten zu lassen.

Der Graf ging in das Beinhaus hinauf, um sich

die Veranstaltungen anzuschauen, welche man zur Bergung der traurigen Ueberreste getroffen hatte. Einige Schädel waren bereits in einer frisch aufgemauerten Nische untergebracht.

Als der Graf seinen Blick darauf warf, fuhr er unwillkürlich zurück. Denn über einem Paar grauer Augenhöhlen, welche ihn anstarrten, stand der Name Tonin geschrieben.

Tonin war unter allen Fischern der beste Sänger gewesen. Oft hatte in Mondscheinnächten sein Lied aus dem Meere in den Garten der Villa herübergeklungen. Nicht selten waren alsdann der Graf und seine Gemahlin auf den Balkon getreten und hatten ihm zugehört. Sie hatten hinausgeblickt in das Meer, auf welchem Lichtinseln schwammen, und die Stimme des unsichtbaren Sängers, die ihnen fern aus dem Mondlicht entgegenscholl, hatte ihnen geklungen wie Botschaft aus einer Welt, welcher ihre Gedanken sich jeden Tag zuwendeten. Nun betrachtete Tonin's Schädel den Grafen und die bleiche Knochenkapsel schien all der Träumereien spotten zu wollen. Wo waren die Lieder, wo die Klänge, wo die Verheißungen?

Der Graf verließ den Ort, indem er den Auftrag gab, die Arbeiten schleunigst zu vollenden und den Abhang des rothen Erdhügels mit einer Mauer zu überkleiden. In Gedanken versunken setzte er seinen Weg fort. Es schien ihm, als wäre ihm von der Wirklichkeit der Dinge eine Zurechtweisung ertheilt worden. Der Schwung der Einbildungskraft war gelähmt und die fittichtragende Führerin auf die mit verwesenden

Ueberresten bedeckte Erde herabgestürzt. Nicht unter Palmen auf einer glückseligen Insel hatten sich Kinder und Eltern wiedergefunden, sondern auf der kalten Erde. Nicht Freudenthränen waren es, welche flossen, sondern Thränen des Jammers. Die Anderen aber waren leblose Körper, deren Anblick Entsetzen verbreitete. Und noch dazu war das Werk der Zerstörung nicht völlig vollendet. Wer in ungezählten Jahren wieder an jenen Ort kam, fand kaum mehr Spuren von Denjenigen, um welche Thränen geflossen waren.

Diese Herabdrückung der gewohnten Zuversicht hielt aber nur wenige Augenblicke an. Alsbald überkam ihn wieder jenes Gesicht, welches so oft unvermuthet vor ihm auftauchte. Wie es im Leben eines jeden Menschen Augenblicke giebt, in welchen es ihm plötzlich scheint, als sei der Faden des zusammenhängenden Bewußtseins abgerissen, so daß er sich unvermuthet als eine andere Person in anderer Zeit fühlt, so erging es dem Grafen mit einer ähnlichen Empfindung. Dieselbe tauchte zeitweilig mit der Schnelligkeit einer am Himmel aufblitzenden Sternschnuppe auf und verschwand ebenso rasch wieder. In solchen Augenblicken ereignete sich vor ihm etwas, was einem Menschen begegnen würde, welcher, über eine sonnige Wiese hin lustwandelnd, mit Einem Schlag durch eine Zauberkraft die Fähigkeit erhielt, all das farbenschillernde Leben der Thiere, welche durch die Luft schwirren, in dem Zustande zu sehen, in welchem sie sich Monate vorher befanden. Derselbe würde Maden und Larven erblicken. Wohl unterschieden sich diese in ihrer Gestaltung von den geflügelten Be-

wohnern der Bäume und Blumen. Dennoch aber erkannte das Auge bereits andeutende Umrisse. So sah er mitunter durch eine jähe Eingebung plötzlich die lebendigen Menschen, in deren Mitte er sich befand, von einem wundersamen Lichte getroffen, als hohle Larven, während derjenige Theil von ihnen, welcher ihnen kaum jemals selbst zum Bewußtsein kam, nur ihm sichtbar, als Astralleib im losen Zusammenhange mit der Hülle über derselben wahrnehmbar wurde. Dann durchschauerte ihn das Gefühl, einen Blick in jene Seite der Dinge gethan zu haben, welche der erreichten Stufe der menschlichen Sinnesentwicklung verborgen bleibt. Noch einen Augenblick — seine Wahrnehmung sank wieder unter die Schranke zurück und es umgaben ihn menschliche Gestaltungen, so wie sie Jeder sieht. Auf diese Weise tauchten ihm meteorschnell, während er nach Hause ging, die gesehenen Leichname und Knochengerüste als verlassene Hülsen auf. Wieder hörte er Tonin's Stimme auf dem Meere und sie klang verlockender, als er sie jemals vernommen hatte.

In ungewöhnlicher Gemüthsstimmung langte der Graf zu Hause an. Dort wartete seiner eine Ueberraschung. Ein Brief kündigte ihm die Ankunft eines Freundes an, welchen er seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Dieser Freund, ein Maler, kam ihm nicht unerwünscht. Sein Schaffen bewegte sich in den nämlichen Kreisen, wie die Gedankenrichtung des Grafen. Dieser Maler war einer von den wenigen, welche es bis jetzt mit Glück versucht hatten, in ihren Werken mehr, als es die herkömmlichen Satzungen der Zunft gestatten

wollen, die übersinnliche Seite der Dinge wahrnehmbar hervortreten zu lassen. Man konnte jedes seiner Bilder ein Gleichniß nennen, dessen einer Theil sich in einer der alltäglichen Wahrnehmung entzogenen Welt verhüllt. Der Brief bereitete auf eine Ankunft am nächsten Tage vor. Doch kaum hatte der Graf denselben gelesen, vernahm er das Geräusch rollender Räder, ein Wagen fuhr in den Garten der Villa, der Freund entstieg ihm. Der Brief hatte sich verspätet gehabt.

Nachdem die Begrüßungen von Seite des Grafen und der Gräfin vorüber und der Ankömmling untergebracht war, litt es denselben nicht länger in den ihm zugewiesenen Gemächern. Er hatte von seinem Balcon aus in die herrliche Landschaft geblickt und freute sich darauf, längs des Meeres dahinzugehen. Der Graf begleitete ihn und lächelte, als er die begeisterten Lobeserhebungen der Pracht dieses südlichen Baum- und Blumenwuchses vernahm. Der Maler blieb vor jedem Lorbeerbaume wie vor einem Kunstwerke stehen und konnte sich nicht satt sehen, wenn ein Wind zeitweilig die Wolkendecke auseinanderhob, so daß von den Felsen-Inseln draußen hier und dort eine Kuppe auftauchte. Als er wieder einmal, in Gedanken versunken, zu einer jener Inseln hinüberschaute, erinnerte sich der Graf an den Auftritt, dessen Zeuge er heute in seinem Hause geworden war. Er erzählte dem Maler das Vorgefallene, die Thränen seiner Frau bei der Erinnerung an die Insel und an die schwarzen Todtenführer.

Der Maler dachte einige Augenblicke nach, dann sagte er lächelnd: „Das sind Kindereien, lieber Freund!"

Der Graf hatte nicht erwartet, daß sein Freund ihm in dieser Weise antworten werde. Hätte er ihn genauer betrachtet, so würde er allerdings ein Aufblitzen in seinen Augen wahrgenommen haben, mit welchem das Lächeln nicht in Einklang zu stehen schien. Fast etwas verstimmt, beschloß nunmehr der Graf, seinen Gast auch dorthin zu führen, wo die Leute an der Bergung der herabgefallenen Menschenüberreste arbeiteten. Der Maler schaute zerstreut ihrem Treiben zu. Er kreuzte die Arme über einander, folgte mit den Blicken den Karren, welche sich hin und her bewegten, äußerte aber kein Wort der Bewegung oder Verwunderung. Ohne viel zu sprechen, schlugen die beiden Freunde den Heimweg ein. Während des Abendessens war der Maler um so gesprächiger. Ein Scherzwort nach dem andern kam über seine Lippen. Er befand sich in der vortrefflichsten Laune. Je aufgeräumter sich der Maler an diesem Abend als Gesellschafter gezeigt hatte, desto mehr erstaunte der Graf, als er vor dem Schlafengehen ihm sagte:

„Lieber Freund, du wirst mich für morgen und die nächsten Tage entschuldigen, wenn ich mich außerhalb der Essenszeit vergrabe. Es ist Spätherbst, die Tage sind kurz und ich habe eine Idee aufgefaßt, welche ich, wenigstens skizzenhaft, sofort in Ausführung zu bringen gedenke. Hier finde ich die Umgebung, welche ich brauche."

Der Graf ließ seinen Gast gewähren. Man versammelte sich zu den Mahlzeiten, während der übrigen Stunden aber verließ der Maler sein Gemach nicht. In der früh eintretenden Dämmerung trieb er sich meistens am Strande des Meeres umher; auch des Morgens

wenn die Sonne über das Meer und die Inseln des Aufgangs heraufkam, sah man ihn oft auf einem vorspringenden Felsen stehen und in die Wasserfläche hinausblicken.

In dieser Weise waren etwa zwei Wochen vergangen, als an einem Morgen, während dessen fast das ganze Meer im blauen Glanze dalag und nur die Insel sich noch hinter einem hellblinkenden Nebel verbarg, der Maler in das Gesellschaftszimmer trat und das Ehepaar einlud, ihm in sein Gemach zu folgen. Dort stand auf einer Staffelei der Farben-Entwurf eines Bildes, welches beim ersten Blicke das Erstaunen der Beschauer erregte. Der Maler machte eine Handbewegung gegen dasselbe hin und sagte, indem er sich zur Gräfin wendete, mit freundlicher Betonung: „Die Insel des Todes!" Man sah das blaue Meer, leicht bewegt, so daß hie und da eine Schaumtraufe in das Sonnenlicht emporblitzte. Eine weißgekleidete Gestalt ruderte Menschen, die von ihren Grabtüchern bedeckt waren, nach einer Insel, welche sich aus dem Meere emporhob. Alles war Glanz und Sonnenschein. Am wunderbarsten gestaltete sich der Anblick der Insel. Ungeheure Cypressen erhoben sich von ihrem mit Blumen bedeckten Felsengrunde bis zu den Wolken. Unter den Cypressen aber, welche mit unverwelklichem Grün den Zeiten trotzen, waren Felsengräber, Wohnsitzen gleiche Behausungen der Abgeschiedenen. Der Beschauer mußte sich die Frage vorlegen, was aus den weißen Gestalten werden würde, wenn sie dort landeten. Keinerlei Leben war in den Räumen unter den Cypressen zu erspähen. Dennoch

mußte die Todten-Insel zahllose Insassen haben. Wo lebten und webten sie in der stillen Luft, wo schliefen sie in den Felswohnungen oder deckte sie der Schatten der Riesenbäume zu?

Während die Familie kein Auge von dem Bilde verwandte, drängte sich das Söhnchen näher an die Mutter und sagte:

„Werden auch wir dieses schöne Land zu sehen bekommen?"

Die Mutter legte ihm die Hand auf den Lockenkopf. Sie brachte es nicht über sich, die kindliche Frage zu beantworten. Es folgte ein Schweigen im Gemache, als ob es der Ruhe theilhaftig geworden wäre, welche Jeder ahnte, der das Werk des Künstlers betrachtete. Endlich sagte der Maler:

„Als du mir die kleine Geschichte von der Insel erzähltest und ich am Meere stand, wurde der Gedanke in mir lebendig, der hier verkörpert ist. Ich lasse aber nicht wiedergeborene Menschen auf einander warten, wie es jene Geschichte erzählt. Ich will, daß beim Anblick des Reiches, welches ich hier wiedergegeben habe, Jeden eine Sehnsucht erfasse nach einer andern Ordnung der Dinge, nach einem Zustand, den weder menschliche Worte, noch menschliche Umrisse darstellen können. Ich brauche keine Todtengräber-Gestalten. Der lichte Raum unter den Bäumen ist von mir leer gelassen worden. Das will aber nicht sagen, daß er nicht mit Leben ausgefüllt sei."

„Die Malerei hat ihre Grenzen," setzte der Graf nach einigem Nachdenken hinzu. „Man müßte noch andere

Künſte zu Hilfe nehmen, um ein Verſtändniß deiner Inſel anzuregen. Ich meine, wer ſie beträte, würde zwiſchen den Cypreſſen Klänge und Laute vernehmen, die dem Stift des Notenſchreibers ebenſo fern liegen, wie die Geſtalten Derjenigen, die dort gelandet ſind, dem Maler. Vielleicht würde auch der, welcher im irdiſchen Körper befangen, lebendig dort landete, manches Flüſtern, manche Berührung verſpüren. Mag es das Meer ſein, welches flüſtert; mag es der laue Wind ſein, welcher ihn berührt; mögen es Dinge ſein, welche unſagbar ſind — es wird ihm ſcheinen, als ob er dort von dem befreit worden wäre, was an und in ihm nicht ſein ſollte."

Mehr zu ſprechen fühlte Niemand einen Drang in ſich. Als nach langer Betrachtung die Augen ſich von dem Bilde wendeten und Jeder den Blick des Andern aufſuchte, war es, als ob ſie ſich Alle in dem, was ihnen ſo oft das Gemüth bewegte, verſtanden hätten. Sie trennten ſich.

Als die Gräfin mit ihrem Kinde einige Augenblicke ſpäter in den Garten trat, hob ſich der Dunſtſchleier von der Inſel im Meere. Ueber ihm ſchwebte in der Morgenſonne der höchſte Gipfel des Eilandes.

Die Frau aber, welche ihr Kindlein an der Hand hielt, wehte es von da drüben an wie Frühlingshoffnung. Im Innerſten empfand ſie den Sinn des Gleichniſſes, welches dem Künſtler die Viſion ſeines Werkes eingegeben hatte. . . .

Zum andern Ufer.

Schwer rollt das Schiff zwischen Wellenbergen. Man befindet sich nicht weit von Ha-Uai und sähe die großen Vulcane, wenn nicht Nacht das Stille Weltmeer bedeckte. In den Gärten Oesterreichs regnet es Blüthen und scheint die Maiensonne in den Bach, der zwischen Vergißmeinnicht dahinplätschert — dort aber ist Mitternacht, und es heult rings um das Fahrzeug her von Wogenschlägen, als ob das Ungethüm der Insel, Hiata Wawahi, welche den „Himmel zerreißt und die Piroguen zertrümmert", auf den weißen Kämmen und in den unsteten Höhlungen umherginge. Denn es ist auf der Oberfläche der Welt wie in ihrem inneren Wesen: hier ist Glanz, dort Finsterniß — hier ist es gut, dort schlecht.

Die großen Wogen erschüttern die Planken des Schooners, und der Schaum sprüht gegen die Gaffelsegel. Fast keine Seele rührt sich im Innern, zwischen den schwarzen Brettern. Die meisten Menschen, welche von ihnen getragen werden, schlafen. In der Cajüte

sitzt der Kapitän mit dem Bootsmann unter dem schwanken Lichte. Sie trinken Sherry-Cobler und spielen Karten. Dann ist oben noch der Steuermann, der sich rührt, und unter Deck irgendwo ein verschlafener Chinese. Die anderen alle sind stumm und können vom Anprall der Flut nicht geweckt werden.

„Damned foll!“ sagt der Kapitän, indem er eine Karte zurückschiebt, die sein Gegner gegen die Spielregel ausgeworfen.

Der Chinese windet sich ruhelos auf dem harten Lager — er empfindet sein Emporsteigen und Hinabsinken. Sein Gewand ist ihm durchnäßt; die Wellen netzten ihn an, als er oben war und Goldpapier hinauswarf, der Meeresgöttin ein Opfer. Jetzt schläft er wenige Augenblicke unruhig. Ein Traum, der wie eine Wolke vorüberzieht, versetzt ihn zum heimatlichen Todtenfest, wo die Bilder der höllischen Gottheiten von rothen Laternen angeglänzt werden. Dann sah er ein schönes Begräbniß, bei dem blumengeschmückte Ferkel mit leuchtend gebratener Haut vorangetragen wurden.

Das geht aber vorbei wie ein Schatten; dann ächzt er wieder, gleich dem Schooner.

Der Bootsmann ist zerstreut, darum gelingt ihm sein Spiel nicht. Die Gedanken flattern umher und verweilen meist bei einer schwarzäugigen, geschminkten Dirne, die auf einem bunt verzierten Floß wohnt, auf den Wellen des Si-Kiang festgeankert. Ihr Seidenkleid rauscht, und die gelben weichen Arme ziehen ihn gegen die Brust — es ist aber nur das Abtriefen des Salzwassers, der Berg, der sich zum Thale aushöhlt. Er ist

ſchlaftrunken. Der Kapitän wirft die Karten weg und ſagt:

„Well, Sir, let us talk business!“ —

Wo waren die Menſchen, die über das Weltmeer hinglitten, vor wenigen Wochen geweſen? Vor eben ſo vielen Jahrzehnten, als dies Wochen waren, beſchatteten thurmhohe Cedern und ſchwarze Eſchen die klaren Ströme, die von der Sierra zu Meere ziehen. In ihnen ſtreiften Edelhirſch, Bär und Biber. Das war damals. Jetzt ſtehen mitten auf dieſen Gründen die Heiligthümer des goldenen Kalbes. Goldſtaub-Unzen, Greenbacks, Dollars werden in den Stores aufgehäuft, deren Dachgebälk den Duft des Hochwaldes von ſich giebt, in dem Birkhuhn, Sperber und Papagei niſteten. Mongoliſche Laſter berühren den Golddurſt der Kaſſier. In Peſthöhlen klirrt die Münze, am grünen Tiſch begegnen ſich nacktes Fleiſch, Brandy-Schalen und Bowie-Meſſer. Geld muß errungen werden — durch Fleiß, durch Schlauheit, durch Glück, durch Menſchenverkauf, durch Mord. Hier ſteht der große Gott auf dem Marktplatz, und die Völker verehren ihn in Weihrauch oder im Koth. Im Gedränge des Erwerbes beſudelt ſich die Ehre der Männer, in flittergoldiger Schmach verweht der letzte Aufſchrei des beſchmutzten Weibes. In San Francisco waren ſie geweſen. Dem Umzug beim Unabhängigkeitsfeſte des jungen Amerika und beim Geburtstage des nüchternen Waſhington waren ſie mit bunten Fahnen gefolgt, bemalt mit den geheimnißvollen Schriftzeichen des älteſten Reiches der Welt.

John China-Man wurde reich, John China-Man

blieb arm. Ob ihm dies oder jenes widerfuhr, unterbrach er seine Rechnungen oder das keuchende Schleppen der Tagesbürde — je nachdem — indem er dem Mond oder der „Erhöhung der Erde" Feldfrüchte und Vögel opferte und sich vor den Schutzgeistern niederwarf. Er machte große Geschäfte in eingeführtem Rhabarber und gefärbten Wollenwaaren und glaubte an die vier Geisterkönige, mit deren Hilfe Fo-Hi dem trügerischen Glanze des Reichthums und Wohllebens zu entfliehen vermochte.

Endlich starb der reiche John China-Man gleich dem armen, dem in einer Kellerwohnung der 52. Straße unter Schmutz und mephitischen Dünsten nach und nach der Athem ausgegangen war. Der Eine wurde in einen schönen Sarg, der Letztere in eine schwere Kiste eingeschlossen, Beide aber nach den Magazinen der Herren Smithson Brothers and Comp., Rhederei, Commissions- und Incasso-Geschäft, Third Avenue gebracht. Dort fanden sie sich mit vielen stummen Genossen zusammen. Denn der Schooner „Progreß" lag segelfertig bound for the islands and Canton. Die Angehörigen des Reichen zahlten für den Leichnam die weite Reise — der Arme hatte sich die seinige zum Theile selbst gezahlt. Denn er, wie Tausende seiner Brüder aus Tung-Kue, dem Reich der Mitte, darbten sich alltäglich die Cents vom Munde ab und legten sie in eine gemeinschaftliche Lade. Wen der Todesgeist zuerst ergriff, der durfte zuerst die Reise nach dem fernen Ufer machen, und die Anderen folgten ihm fort und fort. Denn die respectable Firma Smithson Brothers and Comp. verdient viel mit solcher Fracht, und es

vergeht kein Monat, daß sie nicht eine whiskeyduftige Theerjacke als Fährmann über den breiten Todtenstrom des Weltmeeres hinüberspedirt. China-Man will drüben begraben werden, dort, wohin Fo-Hi in Gestalt eines fünffarbigen Strahles hinabstieg, um sich von der Herrscherin des Reiches der Mitte gebären zu lassen.

Manchmal, wenn der Anprall der Wellen etwas nachläßt, glüht das Meer. Es ist, als ob die menschenfeindliche Flut durch die Beleuchtung ihrer Wellen den Tod feierte. Die Fracht von Holz und braunen und dunkelgrünen Menschenleibern gleitet über Abgründe hin, die dann mehr mit Licht als mit Wasser ausgefüllt erscheinen. Blitze durchzucken dieselben — es sind Fische, die sich einander nähern, von einander fliehen. Rochen, Finnfische, Seehähne durcheilen die Wirrsale hoher Korallenbäume, die hell sind wie Weihnachtstannen.

Die dort unten sind stumm, und die Menschen in den Kisten sind stumm. Auf solchem Fahrzeug wohnt keine Ratte. Nur die halb Trunkenen in der Cajüte reden, die meisten der Fährleute liegen in unruhigem Schlaf.

Jedes belebte Wesen wird vom Unheil gequält, diese aber trachten nach dem jenseitigen Ufer der Ruhe.

Am nächsten Morgen erblicken die Fährleute das wolkenreiche Gebirge der Inseln. Am Ufer stehen dunkle Männer, in Schürzen des Papier-Maulbeerbaumes gekleidet.

Sie werden von den Blättern des Pisang und Hibiscus beschattet. Hinter ihnen grünt ein Taro-Feld, das sie im Schweiße ihres Angesichts bearbeitet haben.

Aber von den nahrhaften Früchten wird keiner der Männer essen — die Priester haben dieselben als „Tabu", als unannahbar, erklärt. Sie müssen an einen heiligen Ort gebracht und den Götzenbildern zum Essen gegeben werden, wenngleich der tätowirte Mann hungert. Warum fürchtet er das Tabu? Weil er das „andere Ufer" im Auge hat, weil er den Gott „Moho Aru" scheut, den „König der Eidechsen".

So hungerte der arme China-Man drüben am Sacramento-Flusse, um seine verwesenden Ueberreste einst ins Land der Offenbarung eingebettet zu wissen. So giebt im fernen Westen, im nebligen Land der Schienenwege und Schornsteine, der Aufklärung und der großen Schlachten, der arme Mann etwas von den Früchten seines Schweißes ab. Das wird nach der großen Priesterstadt gebracht und zu vielem Golde hingelegt — warum? Weil den armen Mann die Fahrt nach dem andern Ufer beschwert, weil er durch selbstauferlegtes Tabu den Zorn der jenseitigen Häuptlinge beschwichtigen will.

Auf der mühevollen Fahrt, gedrückt durch Arbeit und Tabu, den hier die Götter, dort zumeist krämerhafte Schlauheit — hier diejenigen, welche die Freuden des Paradieses preisen, dort Smithson Brothers and Comp. ausbeuten, naht, in Leichtsinn umgewandelt, der Gesang. Die fischenden Wilden auf der Pirogue singen in den Lärm der Brandung hinaus:

Durch den Wind, durch den regenschweren Sturm
Wurde der Sand auf Ha-Uai geworfen,
Ganz roth wurden die Augen davon.

O Tauni! O Tauni! sei geliebt,
Land inmitten des Meeres,
Das ruht im Schooße der Wellen,
Und sein Antlitz guten Winden zukehrt.
Der Wind hatte geröthet die Augen
Der Menschen, deren Haut tätowirt ist.

Drüben, auf dem Deck, unter welchem die modernden Buddhisten ruhen, ist in Zinnbechern der erste steife Morgen-Grog ausgetheilt worden. Aus den heiseren Kehlen tönt etwas, was in Schlupfwinkeln der Hafenstadt, wo statt des Haifisch-Gottes jener Fischer, statt des wüsten Ungeheuers Pe-Le, das auf einem einzigen Spaziergange zweihundert Schweine verzehrt, der Alkohol thront und das christliche Fleisch junger Mädchen lebendig vermodert, gesungen wird:

Shall we come to Liverpool —

Die anderen Worte möge der Wind in der Salzwüste verwehen.

Wo wären jetzt die Schläfer, wenn das sich verwirklicht hätte, was die Priester des Fo in fünf Haupt- und zweihundertfünfzig Nebengeboten ihnen gelehrt und was sie selbst in geschäftsfreien Stunden geglaubt haben? Sie wären in einem jener Himmel angelangt, die sich in endloser Anzahl, blaue Glasglocken über einander gestülpt, einer über den andern wölben. Aus dieser unserer untersten Welt der thierischen Begierden wären sie in einen Kreis der Ruhe gelangt, von dem es fort und fort ein Aufsteigen giebt durch die Kreise, in denen noch Gestalten und Farben vorhanden sind, bis zu

höheren, wo der Wechsel schwindet, und zum höchsten, wo das urreine, fleckenlose Licht des Nichts strahlt.

Uns kommt es vor, als ob das viel schöner wäre, was die Parabel unserer Kinderbücher erzählt. Vater, Mutter und Kinder hausen auf einer unwirthlichen, von Stürmen heimgesuchten Insel des Weltmeeres. Eines Tages kommt ein Kahn mit vier schwarzen Männern, Mohren, und holt den Vater ab. Mutter und Kinder weinen. Dann kommt er wieder und nimmt die Mutter mit — die Kinder weinen. Endlich kommt das Schifflein um die Kinder. Sie fürchten sich vor den schwarzen Männern und zittern vor dem furchtbaren Meere. Aber wie groß war ihre Freude, als jenseits ihre Eltern am Ufer standen, ihnen die Hände entgegenstreckten und sie in den Schatten hoher Palmbäume führten! „Nicht fürchten, sondern freuen hätten wir uns sollen," sagten die Kinder, „als die schwarzen Männer kamen, um uns in das bessere Land abzuholen. Und wie viel schöner ist es hier, als auf unserer Insel!"

Das Gemüthvolle einer solchen Vorstellung vom jenseitigen Ufer kennt der Jünger Buddhas nicht. Er hat sein Leben in heißen Ländern zugebracht, in welchen jede Bewegung Schweiß verursacht. Gern kauert er regungslos im Innern einer kühlen, dunklen Stube. Gern möchte er, daß die Kühle und Dunkelheit des Grabes jeder weiteren Regung des Daseins Schranken setzte — daß er statt der Wiedergeburten dem Nichts entgegenginge. So wandelt sich nicht nur das Bild unserer Welt, sondern auch der anderen, nach Luft und Licht, nach Nervenanlage und Gewohnheits-Einflüssen

um, unter denen diejenigen sich befinden, welche das Bild malen. Die Meinung, daß im Lande der Mitte die Götter geboren worden seien und daß es mitten in der übrigen Welt glänze, wie eine große Lotosblume auf trübem Teichwasser, zog diesen Armen den Brocken vom Munde, und sie legten die Pfennige in die Leichenkasse, und jetzt schwimmen sie den Ufern des Aufgangs entgegen.

Andere Menschen thun dergleichen nicht. Es giebt Solche, welche mit dem Römer sagen, daß es ihnen gleichgiltig sei, ob sie in der Erde oder in der Luft verfaulen, und es giebt Andere, die mit dem Apostel glauben, die Erde sei des Herrn und was darinnen ist. Es giebt Menschen, die gerne in tanniger Waldlichtung ruhen möchten, wo viele wilde Blumen blühen, und intolerante Leute, welche die Leiber derjenigen, die vor Jahren einen andern Katechismus auswendig lernten, in einem Unrathwinkel verscharren lassen. Der Egypter, der an die Bedeutsamkeit des Leibes glaubte, schützte ihn durch Harz vor Verwesung — der Mann der heutigen Aufklärung sieht in der Zerlegung des Kohlenstoffes in CO_2 (Kohlensäure) den wesentlichsten Vorgang seiner Metempsychose und baut sich Feuertempel, um durch starke Gluth die Oxydation zu fördern.

Die Fischer Neapels befestigen Heiligenbilder an den Schnäbeln der Fahrzeuge, auf denen sie in das Meer hinaustreiben. Wir Alle haben solche Idole an unseren Masten aufgerichtet. Das Elysium sowohl als die vermeintliche ruhige Ergebung in die Naturgesetze, welche immerwährende Vernichtung und Umgestaltung wollen,

gehören zu ihnen. Unsere Weltweisen können uns auch über die Schranken des Meeres und ob es jenseits an ein Ufer schlägt, nichts lehren. Gleichen sie ja dem Gotte der Buddhisten, der zugleich Thon und Töpfer ist. Als unfreien Bestandtheilen der Welt gelingt es ihnen nicht, sich der Freiheit zu versichern, ohne welche sich keine Ueberschau über die Weite denken läßt. Welche Gerüste wir immer aufbauen mögen, um die von uns ersonnenen Modelle des All unterzubringen, es kommt ihnen nicht mehr unbestreitbare Wesenheit zu, als den menschlichen Umrissen, in welche wir mit unseren „Sternbildern" zahllose Sonnen, die nichts von einander wissen, einzwängen.

So wird das Todtenschiff von den Jesuiten am Strande von Makao ausgelacht, wenn es in die Bucht des großen Stromes einfährt. Die Priester Roms stehen dort in chinesischen Strohhüten, mit Zöpfen und in langen Gewändern. Sie führen die Schüler zum Himmel und trachten nach Gewalt auf Erden. Die Fracht des Schiffes waren für sie Thoren im Leben und Getäuschte im Tode.

Wo ist das stille Ufer jenseits des Meeres? Niemand weiß etwas und Niemand hat die Parallaxe der Gestirne gemessen, welche über ihm glänzen sollen.

Doch ist es — wovon uns Niemand das Gegentheil beweisen können soll — möglich, mitten in der wallenden Flut zu landen. Wir drehen den wundervollen Ring, das sigillum Solis — das mächtiger ist als die sieben Talismane Salomon's, als sein Feuerschwert und sein Weltenglas.

Auf einmal erhebt sich eine rosig beglänzte Küste aus dem thränensauren Salzwasser. Gewaltige Gipfel schimmern, helle Wasser glitzern. Der Blumen auf dem Boden ist keine Zahl. Wir verlassen das Gefängniß des Schiffes. Und seltsam — unter den Menschen, die uns dort, mit herrlichen Gewändern angethan, begrüßen, ist kein einziges fremdes Gesicht. Wir begegnen den holden Sängern, die unsere jugendliche Einbildungskraft entzückten, dem Homer und dem Arioſto — den Schöpfern der Klänge, die uns bewegten, der Bilder, welche die Augen nach oben lenkten.

Wir sehen aber auch liebe Gestalten, die sich einst mit dem eigenen Dasein verflochten. Sie sind aber noch viel schöner, als sie damals waren, denn sie tragen das blaudämmerige Gewand der Entfernung in Raum und Zeit, und ihre Züge sind durch das Fehlen störender Zufälligkeiten verklärt.

An dieser Küste, welche emporsteigt, so wie wir an den Talisman rühren, den uns die Phantasie geschenkt hat, zu landen, ist in unsere Gewalt gegeben.

Hoffnungslos, endlos wallend ist der Ocean. Die Segel reichen nicht aus, ihn zu durcheilen — die Compasse sind trügerisch. So aber können wir, den Künstlern gleich, die nicht in den Himmel stiegen, um sich ihre Götter zu bilden, sondern sie auf der Erde schufen, alsbald durch das Machtwort des Ringes uns jene stillen Asphodelus-Auen schaffen, in deren Ruhe das sinnverwirrende Schaukeln des Fahrzeuges vergessen wird.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

In meinem Verlage erschien ferner:

Kleeblätter.

Drei Novellen

von

Paul Maria Lacroma.

8°, Originell broschirt, 196 S., Preis 1 fl. 80 — 3 Mark.

Nicht bald hat sich eine Schriftstellerin die Gunst des Publikums und die Anerkennung der Presse so rasch erworben als Paul Maria Lacroma, von welcher das Prager Tagblatt mit Recht behauptet, daß es zur gesellschaftlichen Pflicht gehören wird, ihre Werke zu lesen. Die Presse nennt sie talentvoll und die auf dem Romangebiete ob ihrer glühenden, hinreißenden Phantasie, echt dramatischen Gestaltungskraft und trefflichen Charakteristik bereits bestbekannte Autorin, tritt diesmal mit einer Sammlung von drei Novellen in die Oeffentlichkeit. Auch hier bekundet sie dieselben Vorzüge: Meisterschaft in Naturschilderungen, Witz und Humor in den Dialogen, geniales Darstellungstalent, kühne Aufbauung und geschickte Lösung der Fabel und eine aller Schablone entbehrende Originalität und Vielseitigkeit.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

6/02

Sch

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Noë, Heinrich,

Die Jahreszeiten Naturbilder

Görz 1888
P.o.germ. 1013 pf
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11671909-7